Im Hause des alten Freiherrn

Roman

von

Theophile von Bodisco

3. bis 4. Tausend

Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel)
1921

Alle Rechte, vornehmlich das der Übersetzung
in fremde Sprachen, vorbehalten

Copyright by Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel) Berlin

Erstes Kapitel

Liwametz

Es war eine helle, klare Sommernacht. Die Straße führte auf dem Glint dahin, jenem langgestreckten, niedrigen Bergrücken, der sich an der estländischen Meeresküste hinzieht. Der einförmige Rhythmus der Postglocken wurde vom durchdringenden Lied der Schnarrwachtel, die irgendwo im Felde verborgen saß, durchschnitten. Ein frischer Luftzug kam, Leben erweckend, von der See dahergestrichen.

Nach vorn gebeugt saß Felix Reckling im hohen Postwagen. Sein junges, bartloses Gesicht sah mutlos und unzufrieden aus, seine Augen hafteten mit abwesendem Blick auf dem schimmernden Streifen der See am Horizont; so versunken war er in seine Gedanken, daß er den Zauber dieser Nacht nur unbewußt in sich aufnahm.

Es waren immer wieder dieselben Vorstellungskreise, die er durchlief, immer dieselben Empfindungsnoten, die angeschlagen wurden. Nur wenige Wochen war er in der Heimat, und schon schien es ihm, als lägen lange, dunkle Zeiten hinter ihm. Er fühlte sich bedrückt und enttäuscht durch alles. Fremd waren die Menschen hier, fremd war ihm sogar die Natur geworden, der er als Knabe doch so nah gestanden hatte; es war, als wäre

ein Sinn in ihm erstorben, der doch früher lebendig in ihm gewirkt hatte.

Seit dem Tode der Mutter hatte er den Vater nicht wiedergesehn, er fand ihn gealtert, durch die Gicht an den Rollstuhl gefesselt, vor. Öde, vereinsamt war ihm sein Elternhaus, gottverlassen der Winkel erschienen, in dem das Gut lag. Mit dem Vater verstand er sich weniger denn je, das war jetzt, wo die Mutter als Vermittlerin fehlte, ganz offen hervorgetreten. Sie hatte es durchgesetzt, daß er nach Deutschland gehn konnte, um Musik zu studieren, freilich erst nachdem er ein Jahr vorher der Landwirtschaft geopfert hatte, sie hätte es wohl auch jetzt verhindert, daß der Vater ihm so deutlich seine Abneigung gegen seinen musikalischen Beruf zeigte. Die Art, in der er Felix mitgeteilt, daß sein mütterliches Vermögen nun verbraucht sei und daß nicht daran zu denken wäre, neue Schulden auf das Gut zu machen, damit er sein „interessantes, künstlerisches Leben" in Deutschland weiterführen könne, war verletzend gewesen. Es zuckte ärgerlich und schmerzlich über Felix' Gesicht, als die Szene wieder vor ihm stand, die er vor einigen Tagen mit dem Vater gehabt hatte. War es denn etwas so Unerhörtes gewesen, daß er vorgeschlagen hatte, das Gut zu verkaufen? Er würde doch nie in der Heimat bleiben, und der alte Herr hätte es doch sicher besser gehabt, in der Stadt zu leben. „Verkaufen," hatte er gerufen, „über hundert Jahr in der Familie und dann verkaufen, und warum? Weil da einer in der Linie zufällig behauptet, Musiker sein zu müssen!?" Sonderbar, daß der Vater gerade jetzt in seinen alten

Tagen versuchen wollte, das Gut emporzuarbeiten; er hatte eine lange Reihe von Jahren verstreichen lassen, ohne sich viel darum zu kümmern, die Welt war zu voll schöner Erlebnisse, und es hatte zu viel Jagden und Kartenpartien und gemütliche Freundschaften gegeben, als daß er sich mit vollem Ernst der Arbeit hätte hingeben können.

Wie laut die Postglocken klangen, warum hatte er sie nicht abnehmen lassen? Felix sah um sich: hell war die Nacht, ja, heller als in Kurland waren die Nächte hier. Er kannte dieses Land noch nicht, aber irgend etwas sprach ihn hier vertraut an. Lag es daran, daß die Mutter den estländischen Strand so geliebt hatte? Da waren seine Gedanken schon wieder bei ihr. Sein Herz zog sich zusammen: säße sie doch neben ihm, hätten sie doch zusammen diese Reise zu den Verwandten machen können! Wie sie es genossen hätte, und wie sie hätten plaudern können in dieser hellen Nacht, sein ganzes Leben hatte ja immer offen vor ihr gelegen. Wie sie ihn geliebt, wie sie an ihn geglaubt hatte, er fühlte noch den Blick, mit dem sie ihn angesehn, wenn er ihr vorgespielt hatte. Sie war schon krank gewesen damals, als er sie das letzte Mal gesehn, lag in Tücher und Felle eingehüllt da, aber es war doch noch so gewesen, als sprängen Funken aus ihrem Wesen zu ihm hinüber, während er spielte. Wie sie den Wald erst ganz schön fand, wenn der Wind über die Wipfel der Tannen daherstrich, daß sie ununterbrochen rauschen mußten, so fand sie ihr Leben erst voll gelebt, wenn es durchrauscht war von Musik. Und er hatte ihr

darin viel geben können, denn starke Kräfte waren in ihm erwacht.

Immer näher rückte die See heran, schon sah man den Waldstreifen nahe vor sich und die hochragenden Laubbäume, die da so dicht beisammen standen. Der kühle Nachtwind trug schon den stark salzigen Hauch des Meeres mit sich. In Felix' gedrückte Stimmung schmeichelte sich nun doch etwas von der Schönheit der großen und freien Welt ein, die ihn umgab.

„Das dort unten ist Liwametz," sagte der Postillon, mit der Peitsche hinabdeutend. Felix richtete sich gerade auf; er war so sehr mit seinen inneren Erlebnissen beschäftigt gewesen, daß er sich jetzt zu wenig vorbereitet fand, in ein fremdes Haus und unter fremde Menschen zu kommen, denn er kannte diese Verwandten noch nicht. Er fuhr auch nicht deswegen zu ihnen, um einige angenehme Wochen an ihrem schönen Strande zu verleben, sondern weil ihn eine geschäftliche Veranlassung hinführte. Eine entfernte Tante seiner Mutter hatte auch ihn zu ihrem Erben eingesetzt, die anderen Erben waren der Majoratsherr aus Kanten und seine Kinder. Aber auf alle Anfragen, die der Rechtsanwalt aus Mitau nach Kanten gerichtet hatte, waren keine Antworten gekommen. Da hatte der Anwalt nun Felix geraten, selbst nach Estland zu fahren, um die Angelegenheit zu ordnen; Felix hatte sich nicht gern dazu entschlossen, da er aus dem Verhalten des Großonkels schloß, daß ihm diese kleine Erbschaft gleichgültig sei. Ja, er hätte wohl die Reise nicht unternommen, wenn er nicht augenblicklich dieses Geld, das er durch

die Erbschaft erhielt, sehr gebraucht hätte; er wollte es frei machen, um nach Deutschland zurückzugehn.

Liwametz! Allerlei Erinnerungen tauchten in Felix auf, die Mutter hatte ihm oft von diesen estländischen Verwandten erzählt. Sie hatte von ihnen mehr in dem Sinne gesprochen, wie man von Menschen aus Erzählungen spricht, oder vielleicht hatte seine eigene Phantasie sie ihm nur so erscheinen lassen. Sie hatte den alten Freiherrn als einen Patriarchen, Klotilde, die unverheiratete Tochter, die seit dem Tode der Mutter dem Hause vorstand, als eine große und stolze Natur bezeichnet; sie hatte von den Söhnen Patrik und Alexander erzählt und auch von Valentin, dem jüngsten Sohne, der ein abenteuerliches Leben in fernen Weltteilen geführt hatte. Sie hatte von der Geschichte des Majorats, das einst vom Schwedenkönige den Freiherren von Kanten verliehen worden war, allerlei Romantisches berichtet. Felix hatte erfahren, daß Charles, der Majoratserbe, der Sohn des verstorbenen ältesten Sohnes des alten Freiherrn, dieses letzte Jahr auch in Kanten gelebt hatte; seine Mutter war Engländerin, man hatte ihn ihm als einen Sonderling geschildert.

Sie fuhren jetzt den Abhang hinunter und bogen in den Park ein. Hier, unter den hohen Schwarzellern war es dunkel. An einer Lichtung ward ein großer Häuserkomplex sichtbar, und da stieg es plötzlich wie ein warnendes Vorgefühl in Felix auf, ja es war ihm so, als führe er Schicksalsvollem entgegen. Er suchte es sich auszureden, es damit zu erklären, daß er überhaupt nicht gern diese Reise unternommen hatte, aber das

Gefühl, das sich geradezu bis zur Furcht steigerte, wurde doch für einen Augenblick lang so stark, daß er beschloß, nur so kurze Zeit als irgend möglich in Liwametz zu bleiben. Der Wagen bog scharf um die Ecke, fuhr längs einer kurzgeschorenen Hecke dahin, dann hielt er am freien Platz, der vor den Häusern lag.

Wohl hielt der Wagen, schwiegen die Postglocken, aber es war, als wären sie vor ein verzaubertes Schloß gefahren. Kein Hund bellte, kein Mensch war zu sehn.

Felix stieg aus; der Kutscher kletterte vom Bock und hob den Koffer herab.

„Es kommt niemand," sagte er gleichgültig.

Felix' erster Gedanke war, daß sein Telegramm mit der Meldung seiner Ankunft nicht angekommen sei. Nicht ein Fenster war erleuchtet. Er ging auf die Häuser zu — da stürzte eine dunkle, mönchartige Gestalt hinter einem Fliederbusch hervor und warf ihm ein Tuch über den Kopf, er fühlte sich gepackt und vorwärts gezogen.

Ah, so wird man hier empfangen, dachte er, nun, ein jedes Haus hat seine Art. Er versuchte sich scherzhaft zu stimmen, aber er war zu nervös dazu. Bald hörte er eine Glastür klirren, das Tuch wurde ihm vom Kopf gerissen — er sah in ein großes Zimmer.

Zuerst erschien ihm alles so dunkel, daß er nichts unterschied, aber da flammte ein blaues Licht auf, und er sah in einer aus Treibhauspflanzen gebildeten Laube zwei Gestalten stehn. Ein älterer Mann mit langem weißem Flachsbart und einem roten Gesicht, in ein himmelblauseidenes Gewand gehüllt, sah mit erzürntem

Gesichtsausdruck zu ihm herüber. Die schmale, mit einer grauen Toga bekleidete Gestalt neben ihm, trug einen Lorbeerkranz, unter dem ein bleiches, ausdrucksvolles Gesicht mit schön geschwungenem Munde und kleinen, funkelnden Augen hervorsah. Diese Gestalt begann mit einer leicht fremdartigen Aussprache zu reden:

„Ihr seid jetzt, nach manchen Krisen Eures Lebens, am Fuß des Läuterungsberges angelangt. Ich will Euch beistehn, so Ihr den mühevollen Aufstieg unternehmen wollt. Der dort ist der würdige Kato."

Der wohlbeleibte Kato im himmelblauen Gewande sagte:

„Wer seid Ihr, Fremdling, daß Ihr es wagt, Euch meinem Berge zu nahen? Seid Ihr nicht ein Verbannter der Hölle? Wer ist das, Virgil?"

Virgil antwortete: „Nahe daran war dieser arme Pilger oft, zu den Verdammten zu gehören und nicht zu den Lebendigen, aber ein göttlicher Ratschluß hat ihn doch dazu bestimmt, den Aufstieg auf den Läuterungsberg anzutreten. Kniet nieder."

Felix fühlte den Druck der Hand auf seiner Schulter, und er kniete nieder. Er fügte sich lächelnd dem Spiel, aber es war ihm eigentümlich zumut dabei; die lange Fahrt, der Gegensatz der weiten Klarheit der Sommernacht zu diesem bunten, geheimnisvollen Bilde rührten an seine Phantasie. Die Worte ‚nahe daran war dieser arme Pilger oft, zu den Verdammten zu gehören', trafen ihn seltsam. Die graue Gestalt setzte ihm einen Kranz aufs Haar und sagte:

„Diese Weiden werden die Wirkung haben, Euch

Klarheit zu geben in Eurem Leben, sie befreien Eure Augen von den Nebeln der Erde."

Felix erhob sich, das bengalische Licht verlöschte, tiefe Dämmerung erfüllte den Raum, da tönte eine klingende junge Stimme an sein Ohr, Knabenstimmen fielen ein; an einer anderen Stelle des Zimmers flammte ein blaues Feuer auf und Felix sah in einer Art von Barke mehrere weißgekleidete Gestalten mit weißen Blumenkränzen im Haar stehn. Sie sangen:

„Als Israel aus Ägypten zog,
das Haus Jakob aus dem fremden Volk,
da ward Juda sein Heiligtum,
Israel seine Herrschaft."

Virgil sprach dazu leise, feierlich:

„Siehe, die Boten des Lichts, die Engel Gottes rauschen heran, Euch den Gruß aus der höheren Welt zu übermitteln. Und wäret Ihr ein Toter gewesen, Ihr würdet lebendig in dieser Nacht."

Wiederum wurde Felix, dessen Seele gereizt und gespannt war, durch die Worte, die er hörte, durch das Bild, das er vor sich sah, gepackt. Fast wie eine Vision erschienen ihm jene hellen Gestalten; er sah unter den weißen Kränzen nur schöne, stille Gesichter. Ein Gesicht fiel ihm vor allem auf, oder vielmehr ein paar Augen; sie gehörten dem stimmführenden Cherub an. Ein Mädchen ist das, dachte Felix, aber was hat sie für Menschenaugen, ja, was für wache, starke Menschenaugen sind das! Da detonierten die anderen Stimmen, blieben unsicher; Felix sah neben sich einen Flügel stehn, er setzte sich und begleitete den Gesang, denn er kannte

diesen katholischen Kirchenpsalm. Als die Stimmen schwiegen, spielte er den Psalm noch einmal: stark, klar und inbrünstig quoll die Musik auf; dann begann er die Melodie zu variieren.

Alle verkleideten Gestalten hatten sich um Felix geschart. Er sah das längliche, farblose Gesicht des Virgil dicht vor sich, das tief beschattet wurde vom dunklen Kranz; er sah auf die künstlich gedrehten Locken und dachte, daß dieser nur Charles sein könne. Er sah in das feine helle Mädchengesicht und in die Menschenaugen, die mit seelisch erstauntem, fragendem und entzücktem Blick an ihm hingen, und er hatte die Empfindung, daß eine wunderbare Jugend und Reinheit um ihn sei. Er hörte auf zu spielen, und sofort war Bewegung in allen Gestalten.

„Das ist ja geradezu eine riesige Chance, daß Sie so spielen können," hörte er Virgil sagen.

„Uff!" machte der wohlbeleibte Kato, indem er seine blaue Toga abwarf und nun in einer Seemannsuniform dastand, „die Mummerei kann also aufhören mit dem da," dabei entledigte er sich auch seines langen Flachsbartes.

Felix mußte lächeln, als er in das gerötete, von kurzem grauem Bart umrahmte Gesicht sah, das so gar nicht zu der Rolle eines Kato paßte; nur die Augen machten ihn staunen: hell und klar wie Kinderaugen sind sie, dachte er, als wären sie doch noch von irgend einer Verwandlung her nachgeblieben.

„Horst heiß ich, nichts weiß ich," sagte mit ungeschicktem Kratzfuß der ehemalige Kato.

Die weißgekleideten Gestalten lachten, warfen ihre Gewänder, Kränze und Laken ab und wirbelten sie in der Luft. Als Felix sich aber nach dem stimmführenden Cherub umsah, entdeckte er ihn nicht mehr.

Die lange, braune Gestalt in der Mönchskutte drängte sich vor und rief böse:

„Was soll das heißen, wozu zerstört ihr das ganze Spiel?"

„Onkel Valentin," sagte da Virgil, der gleichfalls den Kranz abgenommen hatte und nun auch die Toga abstreifte, „was ist Wirklichkeit und was ist Spiel? Nicht wir, dieser Gast hier hat selbst das Spiel unterbrochen, indem er sich als ebenso stark erwies als wir. Willkommen in Liwametz, Cousin Felix, ich bin natürlich Charles."

Felix begrüßte Charles und fand, daß er im dunklen Gesellschaftsanzug noch seltsamer aussah, als in der Verkleidung. Jetzt stellten sich ihm auch die Knaben vor, drei Söhne von Patrik und drei von Töchtern des alten Freiherrn. Der älteste von allen, Leonhard, ein auffallend schöner und großer Knabe, Patriks ältester Sohn, fiel Felix besonders auf.

„Und wo ist denn Cäcilie?" rief Charles.

„Cäcilie ist gleich hinausgegangen, als Graf Reckling aufhörte zu spielen," sagte Leonhard.

„Meine Kusine Cäcilie," erklärte Charles, „wohnt nicht hier oben in Liwametz, sondern unten am Fluß in der ehemaligen Mühle."

„Cäcilie ist diesmal die einzig Vernünftige gewesen," Valentin grollte noch immer, „was man anfängt, muß

man auch durchführen. Mich sollen Sie aber doch erst morgen kennen lernen." Damit ging er schnell hinaus.

„Ich bitte Sie auch," sagte Charles, „morgen früh so zu machen, als würden Sie uns noch nicht kennen, denn dieser Empfang muß vor dem Großvater, der so etwas nicht sehr liebt, und vor Tante Klotilde geheim gehalten werden. Wenn Sie mir jetzt folgen wollen, so führe ich Sie auf Ihr Zimmer."

Sie traten hinaus in die Sommernacht; staunend sah Felix auf die Häuser hin. Sie kamen aus einem Holzbau, der eine große Veranda und Balkone hatte und oben und unten von ringsum laufenden Galerien umgeben war; eine Art von schwebender Brücke verband ihn mit den Steinhäusern. Das eine alte Steinhaus hatte gotische Spitzfenster und das dritte ähnelte ihm im Stil; zwischen diese beiden Häuser war nun ein drittes schmales eingeschoben, so daß nun alle drei Gebäude wie zu einem zusammengeschmolzen waren. Durch ihre unregelmäßige Stellung, durch die vielen Balkone und Galerien waren diese Häuser nicht ohne malerischen Reiz.

„Ja, stilvoll ist das alles nicht," sagte Charles, Felix' Blick folgend, „es herrscht hier keinerlei Stileinheit, es sei denn die von Liwametz; aber es gibt doch Vorteile in diesem Stilchaos: innerlich eine gewisse gutlaunige Phantastik im treppauf und treppab, und äußerlich die Möglichkeit, längs den Häusern einen schwebenden Spaziergang zu machen, denn alle diese Balkone und Galerien sind miteinander verbunden. Wenn Sie wollen, können wir hier an den Häusern vorübergehn." Sie

gingen langsam weiter. „Hier, diese Zimmer mit den hohen, schmalen Fenstern bewohnt Tante Klotilde, die hohe Frau," fuhr Charles fort. „Dort oben sind überall Kinder und Babys. Überhaupt gibt es diesmal in Liwametz nur Großkinder, denn die Eltern haben ihre Kinder hier deponiert, um selbst umherzureisen. Die Großkinder lassen sich in drei Klassen einteilen. Erstens die großen Jungen, die Sie gesehn; sie rauchen, reiten, jagen, und sind zum Glück in ihrer erwachenden Männlichkeit meist abwesend; ferner die Kinder: nie da, wenn man sie braucht, doch immer plötzlich da, wenn man sie nicht erwartet; dann die Babys, noch ganz animal, meist bloß eine ungefährliche Dekoration der Landschaft. Wenn Sie wollen, bilden dann Cäcilie und ich noch eine vierte Klasse. Jetzt leise —" Charles dämpfte seine Stimme, „denn hier ist die Glasveranda des Großvaters. Da — auf der Schmalseite des Hauses die breiten Fenster mit den bunten Scheiben, das ist sein Zimmer. Oft schläft er da die Nacht in seinem großen Stuhl, geht gar nicht in sein Schlafzimmer. Ich bin überzeugt, daß er eben noch wach ist, er schläft eigentlich nie, wenn er glaubt, daß jemand kommt oder abfährt, er tut bloß so, als schliefe er."

„Ich bin sehr gespannt, Ihren Großvater kennen zu lernen," sagte Felix gleichfalls leise. „Können Sie mich nicht noch etwas darauf vorbereiten, wie er ist? Ich muß sagen, ich habe schon einen so großen Respekt vor ihm, daß ich mich fast fürchte."

Charles blieb stehn: „Ja, glauben Sie denn, ich nicht?" rief er, Felix mit runden, verwunderten Augen

ansehend; dann entfernte er sich schnell einige Schritte vom Hause und winkte Felix ihm zu folgen: „Wie er ist, fragen Sie? Sehn Sie hier diese alten Kiefern bei der Veranda, so ist er auch: alt, herausgewachsen, gibt Schatten."

Felix sah hinauf: groß und ruhig sich ausbreitend, ragten die Wipfel der hohen, kahlstämmigen Kiefern in den matten, weißlichen Himmel der Sommernacht.

„Sie stellen sich natürlich etwas ganz Falsches unter dem Großvater vor," fuhr Charles flüsternd fort, „er war nie ein ungewöhnlicher oder besonders interessanter Mensch. Nur zweierlei an ihm ist nicht gewöhnlich: er nimmt keinem Menschen die Luft zum Atmen fort und er hat die Gabe des zweiten Gesichts."

Charles ging nun wieder auf die Häuser zu, aber er trat vorsichtig auf und Felix ging auch so leise als möglich dahin. Vor dem letzten Steinhaus mit den gotischen Fenstern blieb Charles stehn:

„So. Da unten, links, die erste Tür, da leben Sie. Sie wollen Musiker bleiben?"

„Ich denke so."

„Komponist?"

„Auch Komponist."

„Also auf Wiedersehn."

Felix fand seinen Koffer im Zimmer vor; ein gedeckter Tisch erwartete ihn, aber er aß und trank nur wenig, denn er fühlte sich erschöpft. Vor dem Einschlafen glitten die bunten Gestalten des Purgatorio an ihm vorüber, er suchte sich die Menschenaugen zu vergegenwärtigen, aber das Bild zerfloß ihm. Anstatt

dessen sah er das breite, charaktervoll vom Leben herausgearbeitete Gesicht des heimatlichen Propstes, des Freundes seines Vaters, vor sich, sah seine ausgestreckte Hand, wie sie über weite Flächen Landes hindeutete, und hörte ihn die Worte sagen, die er ihm am Abend nach jener Szene mit dem Vater gesagt: ‚Sie ist Ihnen fremd geworden, die alte Heimat?' und dann: ‚Und doch ist es etwas eigenes um die uns von Gott zuerkannte Heimat. Es ist der Geist in ihr, der uns weckt'.

Als Felix spät am anderen Morgen in den großen Speisesaal — das Fegefeuer der Nacht — trat, fand er dort nur eine ältliche kleine Dame in kariertem Sommerkleid und weißem Morgenhäubchen vor. Sie kam eilig auf ihn zu, sich als Henriette Krug vorstellend, und entschuldigte die Baronesse Klotilde, die zu ihrer Nichte Cäcilie habe gehn müssen, das sei unten bei der Mühle, Cäcilie lebe da mit ihrer kranken Mutter und ihrem Onkel. Während Felix seinen Kaffee trank, redete sie ununterbrochen auf ihn ein und suchte ihn in die Familie und die ganze augenblickliche Lage derselben einzuführen, erreichte aber nur, daß ihm von Namen und allerlei Beziehungen, die er nicht verstand, der Kopf schwirrte, und er schließlich nicht mehr auf ihre Worte hörte, sondern nur mit Interesse dem Schaukeln ihrer Korkenzieherlöckchen zusah und sich an ihrem rollenden R und ihrer reichsdeutschen Gewissenhaftigkeit erfreute. Nur soviel blieb ihm haften, daß Patrik, der dritte Sohn des alten Freiherrn, augenblicklich mit seiner Frau in Karlsbad war, und daß er es war, der

die geschäftlichen Angelegenheiten des Majorats führte; ferner verstand er, daß Herr von Horst zwar kein Verwandter, aber ein sehr naher Freund des Hauses war. Wenn er nicht hier lebe, so erzählte Fräulein Krug, wäre er auf seiner Jacht; dort habe er die Werke des Wilhelm Busch wie ein Gebetbuch in schwarzes Leder gebunden an einer Kette liegen. Trotzdem wäre er doch auf seine Art ernst und auch religiös; er sei nicht mehr aktiv im Dienst, habe aber dafür eine Rettungsgesellschaft gegründet. Als Felix aufstand, bat sie ihn, sich Liwametz selbst ein wenig anzusehn, denn es sei hier Sitte, den Gästen vollständige Freiheit zu lassen.

Voller Sonnenschein umfing Felix; blau war der Himmel und blau schimmerte die See herüber. Die Luft war nicht nur erfüllt vom frischen Seehauch, sondern auch durchtränkt von Blütenduft, denn die Fliederhecken blühten, und die vielen Rosenbüsche mit den kleinen rosaroten Zuckerrosen begannen auch schon ihre Blüten zu erschließen. Nirgendwo in der Welt glaubte Felix so viel Rosenbüsche gesehn zu haben wie hier; sie wucherten nur so, es sah aus, als müsse der Boden hier überall in Lebensfreude aufglühn.

Felix ging über die Straße auf eine große Wiese hinunter. Hier standen eine Kegelbahn, Schaukeln, Turngerüste. Spiele jeglicher Art waren hier aufgestellt.

In der grellen Morgensonne tummelte sich eine Schar von Kindern; sie hüpften, lachten, riefen sich allerlei zu und spielten mit einem Riesenball, ohne auf die Zurufe einer französischen Gouvernante zu achten, die sie aufforderte, das Spiel zu unterbrechen. Vor den Kindern

stand ein hochgewachsener Herr, in dem Felix Valentin erkannte. Neugierig trat er näher, denn er hatte nicht nur vieles Seltsame von diesem Menschen gehört, auch ihm selbst war er in der Nacht sehr sonderbar erschienen. Als aber Valentin sich wandte, entsprach sein Äußeres nicht den Erwartungen, die Felix gehabt, denn er sah in klare, schöne Augen und in ein vornehm geschnittenes Gesicht und fand, daß Valentin eher wie ein Grandseigneur aussah, als wie ein Mensch, der Schiffbruch im Leben gelitten hat. Nur sein brauner Sammetrock wirkte merkwürdig an diesem warmen Sommertage. Valentin eilte auf Felix zu und schüttelte ihm herzlich die Hand.

„Guten Morgen, gut geschlafen, was? Das Abenteuer überwunden, ja? Na, um so besser."

Sie gingen zusammen in den Park. Valentin stellte eine Menge Fragen, schien aber nicht zu wünschen, daß Felix sie beantwortete. Plötzlich blieb er stehn und fragte unvermittelt:

„Kennen Sie die Gräfin Nebludowa, Gregors Frau, Wera Michailowna? Antworten Sie, bitte!"

Als Felix die Frage lächelnd verneinte, erzählte Valentin, daß Wera die Frau eines entfernten Vetters sei und diesen Sommer wieder einige Wochen in Liwamez in ihrer Villa verbringen werde, weil dem Mann die Jagd hier sehr zusage. Gregor sei General, habe hohe Protektion.

„Aber die Frau ist schön! Glauben Sie mir, so etwas haben Sie noch nicht gesehn. Sogar ich hatte das noch nicht gesehn, und war doch überall: China, Indien,

Japan — hatte überall —" Valentin kicherte — „doch meine kleinen Frauchen. In Amerika hatte ich sogar eine wirkliche Frau, auch ein Kind." Er schwieg, sein Gesicht hatte sich verändert; dann, mit einer großen Gebärde: „Sie sind tot."

Nach diesen Worten versank er in Schweigen. Sie gingen jetzt wieder den Häusern zu. Als sie vor dem Haus mit den gotischen Fenstern standen, schien Valentin mit sich zu kämpfen, ob er noch etwas fragen solle oder nicht. Endlich tat er es doch:

„Sagen Sie — haben Sie auch irgendwelche Begleitschreiben mit?"

„Begleitschreiben?" fragte Felix verwundert.

„Keine? Ich bin viel gereist, sehn Sie — es gibt eine gewisse Weite des Horizonts — also, da sah ich immer, daß die jungen Menschen, die zu großen Männern wollten, Begleitschreiben hatten. Sie haben keins? Schon gut, schon gut! Sie sind ja auch mit meinem Vater verwandt, tut nichts." Er klopfte Felix auf die Schulter und reichte ihm dann liebenswürdig die Hand: „Ich verlasse Sie jetzt, zu Tisch wird dreimal geläutet; beim zweiten Läuten muß man in den Salon gehn; beim dritten erscheint mein Vater."

Das zweite Läuten. Außer dem alten Freiherrn und Klotilde waren schon alle im Salon versammelt. Felix tat, von Charles aufgefordert, einen Blick ins Nebenzimmer und sah dort zehn kleine Kinder mit ihren Wärterinnen an verschiedenen Tischen dasitzen. Als es ihm einfiel, wie Fräulein Krug ihm gesagt hatte,

daß diesmal eigentlich niemand in Liwametz sei, mußte er lächeln: am großen Tisch zählte er zwanzig gedeckte Plätze und nun hier noch die kleinen Kinder mit ihrem Anhang. Die stillen Mahlzeiten zu Hause fielen ihm ein, und ein Gefühl von Unbehagen stieg in ihm auf, als er des Vaters gedachte.

Das dritte Läuten. Man hörte einen langsamen Schritt, das leichte Aufschlagen eines Stockes, und der alte Freiherr, gestützt auf Klotildens Arm, trat herein. Felix war gleich angenehm berührt, als er die beiden hohen Gestalten eintreten sah. Der alte Herr hatte, trotz seines Alters, noch etwas Elegantes in seiner Gestalt; er war nur leicht gebeugt, trug einen langen, schwarzen Rock und auf dem Kopf eine kleine Kappe aus schwarzem Seidenzeug, die, über die Stirn herabgezogen, fast bis zu den buschigen Augenbrauen reichte, unter denen hellblaue, etwas vorstehende Augen mit ruhig durchdringendem Blick hervorsahen.

Als der alte Herr Felix gewahrte, glitt ein liebenswürdiges Lächeln über sein Gesicht, und, indem er ihn herzlich begrüßte, sagte er:

„Das ist also Felix, Leonies Sohn. Willkommen. Es freut mich, dich kennen zu lernen, du hast ihre Augen, Felix."

Felix freute sich über die verwandtschaftliche Begrüßung, dann wandte er sich Klotilde zu, während der alte Freiherr die Grüße der anderen Anwesenden entgegennahm, denn ein leichtes Unwohlsein hatte ihn heute bisher in seinem Zimmer festgehalten.

Klotilde hatte nicht die runden Züge ihres Vaters;

die ihren waren größer und regelmäßiger, die Augen braun und lebhaft; ihre Gestalt war kräftig, sicher und zielbewußt in ihrer Bewegung. Sie entschuldigte sich Felix gegenüber, daß sie ihn erst jetzt begrüße, aber sie sei von Cäciliens Onkel dringend gebeten worden, hinzukommen. Ihre Augen suchten Charles, der näher trat.

„Es handelte sich um etwas Wirtschaftliches, womit sie nicht zurechtkamen," sagte sie lächelnd, zu ihm gewandt.

„Und Cäcilie?"

„Cäcilie war schon früh am Morgen spazieren gegangen und bisher noch nicht zurückgekehrt, aber Onkel Ernst versprach, am Abend mit ihr herüberzukommen."

Man setzte sich. Der alte Freiherr fragte Felix bald nach diesem, bald nach jenem kurländischen Bekannten. Felix kannte nicht alle, und von einigen mußte er sagen, daß sie schon längst gestorben seien. Hierzu lächelte der alte Herr wie nachsichtig und nickte langsam mit dem Kopf. Felix mußte ihn immer wieder ansehn und fühlte ein merkwürdiges Vertrauen zu diesem alten Gesicht in sich aufsteigen. Jetzt wußte er, bei wem er zu Gast war. Die Einzelexistenzen erschienen ihm nun alle eingeordnet in ein Ganzes — das Zentrum war da. Seitdem der alte Freiherr da war, erschien Felix alles hier so, als könne es überhaupt nicht anders sein. Es ging wie ein stilles Gesetz von ihm aus: für alle hatte er ein Auge, er schien jedem Menschen im ganzen Haushalt die größte Wichtigkeit beizumessen. Ja, es war so, wie Charles gesagt hatte: es ging wie ein schützender

Schatten von diesem alten Saatbaum aus, nicht zu tief, um nicht das Licht zu nehmen, tief genug aber, um vor versengendem Sonnenbrand zu schützen.

Am Abend versammelten sich alle auf der großen Veranda. Cäcilie und ihr Onkel wurden noch erwartet. Der alte Freiherr saß am runden Tisch und verteilte aus Kristallschalen Früchte und allerlei Süßigkeiten unter die sich von allen Seiten an ihn drängenden Großkinder. Er sah dabei so aus, als gäbe es eben auf der Welt nichts wichtigeres für ihn.

Voll Vertrauen und Hoffnung sahen die Kinder auf seine edel geformten, schlanken Hände, von denen sie so viel wußten. Täglich küßten sie die alten Hände und kannten sie bis in alle Einzelheiten. Sie kannten nicht nur die zusammengeschrumpfte Haut und jeden braunen Fleck auf ihr, sie wußten auch, daß sie stets von einer seltsamen Kälte waren und nach dem kostbaren türkischen Tabak dufteten, den der alte Herr in einer langen Pfeife zu rauchen pflegte. Aber sie kannten nicht nur die körperliche Beschaffenheit dieser Hände, sie hatten auch erfahren, daß von ihnen viel Gutes kam. Doch sie wußten auch, daß diese rechte Hand sich zuweilen zusammenballen konnte, um mit ausgestrecktem Zeigefinger hinauszuweisen; ja, das konnte geschehen, und das war dann die größte Schmach der Welt.

Klotilde und Horst standen vor der Veranda.

„Endlich wieder Liwametz und die hellen Nächte," sagte sie.

„Ja, es ist verwunderlich, wie gut man es zuweilen hat," meinte Horst aufseufzend mit einem Blick zu ihr, die, größer als er, über ihn hinwegsah.

Klotilde verzog die Lippen, die rot waren, wie die Lippen ganz junger Menschen. Es irritierte sie, daß Horst beständig mit der rechten Fußspitze aufschlug. Sie sagte kühl: „So meinte ich es nicht. Es gibt auch in Liwametz der Sorgen genug." Bei diesen Worten sah sie zum Vater herüber, auf seinem Gesicht nach Spuren der Ermüdung forschend, aber wie immer nur der Selbstbeherrschung begegnend. Sie sah weiter auf Valentin, der ihr stets auf der Seele lag, und der sich laut mit Felix unterhielt, dazwischen schallend auflachte und dabei wie ein Taschenmesser zusammenklappte, was ihr mißfiel. Endlich suchten ihre Augen Charles, und da sah sie, wie er die Stufen hinabeilte. Aus dem Dunkel des Parks tauchten zwei Gestalten auf: es waren Cäcilie und ihr Onkel.

Auch Felix sah die beiden Ankommenden. Also da ist Cäcilie, der Cherub mit den Menschenaugen, dachte er, und er fühlte etwas wie Freude über das Wiedersehn. Prüfend sah er in ihr feines Gesicht, dessen Hautfarbe so weiß war, wie sie sonst nur Rothaarigen eigen ist. Sie trug ein dunkles Kleid, das den Hals frei ließ und kam ohne Hut daher. Ihr Haar, weich und bauschig, mit mahagonifarbenem Schimmer, war lose im Nacken aufgesteckt. Wenn es nicht so viel Störendes in der Welt der Sitten und der Konvention gäbe, dachte Felix, so könnte ich vielleicht jetzt mit diesem Mädchen da anknüpfen, wo wir uns zuerst begegnet sind, wenn es auch

nichts als ein bloßer Blick war. Er wurde Cäcilie vorgestellt und tat, als sähe er sie zum erstenmal; und es erging ihm eigen dabei, denn als er ihre kühle Hand faßte, schien sie ihm wirklich so fremd, daß er hätte glauben können, sie nie gesehen zu haben. Er fand auch die Menschenaugen nicht ganz wieder, und die Art, in der sie mit Charles sprach, entrückte sie ihm noch mehr. Diese beiden streben einander zu, dachte er, da hat ein dritter nichts zu erwarten. Als er aber Cäcilie nach einigen Augenblicken allein dastehn sah, trat er doch zu ihr und sagte ihr leise, daß er ihre Stimme sehr bewundert habe. Und er sprach jene Worte im weichen, schmeichelnden Tonfall, den er schönen Frauen gegenüber stets hatte. Aber sogleich merkte er, wie diese Art keinen Widerhall fand. Cäciliens Gesicht blieb ernst, ja, sie zog die feinen Brauen zusammen und antwortete nur gezwungen. Da fragte er sie, wo sie ihre Stimme ausgebildet habe, und sie erzählte ihm, daß sie mehrere Jahre in Dresden gelebt und dort Musik studiert habe. Er lenkte das Gespräch auf die Musik im allgemeinen und erkannte, daß sie viel um diese Kunst wußte. Aber ihre Art mit ihm zu sprechen irritierte ihn ein wenig, denn sie war zu sachlich genau und erschien ihm zu unpersönlich. In Cäciliens Blick fand er noch nichts von dem undeutlich Lockenden so vieler Frauenaugen. Ist sie noch zu sehr Kind, ist sie zu wenig Weib, fragte er sich. Trägt sie aus Koketterie solch ein einfaches dunkles Kleid? Er achtete nicht mehr auf ihre Worte, bemerkte, daß sie dünne, ausgeschnittene Schuhe trug und daß sie feucht waren vom Tau. Als wären wir zwei Musikprofessoren,

dachte er ärgerlich, haben wir uns denn sonst nichts zu sagen?... Er brach das Gespräch ab und ging zu Valentin hinüber. Aber er fühlte es, daß ihr heller Blick ihm folgte: groß, wie fragend, forschend. Er wandte sich so, daß er sie nicht mehr sehn konnte, als er sich aber nach einiger Zeit nach ihr umsah, begegnete er wieder ihrem Blick. Sonderbar, dachte er, sie spricht mit mir ohne alle Beziehung und sieht mich doch die ganze Zeit an? Er verstand das nicht.

Horst hatte geduldig gewartet, bis Klotilde wieder sprechen werde, als es ihm aber schien, daß ihr Blick sich zu sehr in Sorgen verdüsterte, begann er:

„Natürlich kann man seine Sorgen nicht ganz vergessen, aber man könnte sie doch zeitweilig in eine Schublade packen. Ist das nicht das alte Rezept von Liwametz, das Mittel, wodurch man hier glücklich wird? Haben Sie es vergessen?"

„Nein, ich habe es nicht vergessen. Und ich will auch meine Augen von Liwametz wieder hervorholen. Ich habe sie schon. Ich sehe, wie schön dieser Abend ist, und — da bringt auch schon Henriette etwas Lebensfreudiges."

Sie traten zum Tisch, an dem der alte Freiherr saß. Henriette Krug, gefolgt von einem Diener, der Gläser, Wein- und Likörflaschen trug, machte sich jetzt verheißungsvoll am Tisch zu schaffen. Als alle Gläser gefüllt waren, schlug Horst vor, man solle anstoßen.

„Und warum, liegt eine Veranlassung vor?" fragte Onkel Ernst, der Stiefbruder von Cäciliens verstorbenem Vater. Man sah ihm sogleich an, daß er ein

fremdes Element im Kreise, daß er weder durch Bluts-, noch durch Wahlverwandtschaft hier eingegliedert war. Die schneeweißen Manschetten auf die kleinen roten Hände ziehend, sah er fragend mit seinen großen, grauen Augen von einem zum andern.

„Ja," meinte Horst ruhig, „es liegen Veranlassungen vor: wir sind in Liwametz, es war ein schöner Tag und wir leben alle."

Die Kinder jubelten, liefen umher und stießen mit allen an. Mit Fräulein Krug, so hatten sie abgemacht, wollten sie so stark anstoßen, daß der Wein überfloß. Henriette Krug rief denn auch die ganze Zeit über „Vorsicht, Vorsicht," aber lachte doch schließlich, da sie lauter fröhliche Gesichter um sich sah.

„Apapa," baten jetzt die Kinder, „Holli-Polli muß etwas erzählen. Immer verspricht er es und tut es nie. Verlange es von ihm!"

Horst duckte sich zusammen. „Pai, Menschenkinder, was soll ich euch denn erzählen?"

„Wessen Leben so abwechslungsvoll war, wie das Ihrige, wer um die Welt gesegelt ist wie Sie," warf Klotilde nicht ohne Ironie ein, „dem kann es an Stoff doch nicht fehlen."

„Ja, pai, aber Fräulein Henriette hat mir doch für einen Monat verboten, Buschsche Gesänge vorzutragen! Ich könnte euch also höchstens die Geschichte von der Eule auf der Scheune erzählen, aber sie ist etwas lang. Übrigens ist es eine wahre Geschichte. Also: Eines Abends, da gehe ich zur Scheune, auf der Scheune sitzt eine Eule und die klibustert sich. Sag ich zur Eule auf

der Scheune: liebe Eule, warum klibustern Sie sich? Sagt die Eule auf der Scheune zu mir: warum soll ich mich nicht klibustern?"

Auf Horsts rotem Gesicht war der Ausdruck gekränkter Würde so drastisch ausgeprägt, daß alle, außer Onkel Ernst und Valentin, lachten. Valentin wandte sich zum kleinen Herrn:

„Ein jeder redet, wie ihm der Schnabel gewachsen ist."

Horst, der ungewöhnlich feinhörig war, sagte ruhig:

„Nicht jeder hat das Glück, erzählen zu können, daß er durch den Mississippi geschwommen ist."

„Durch den Mississippi?" rief Onkel Ernst staunend, „Sind Sie zufällig ...? Nein!"

„Ein anderes Mal," sagte Valentin verstimmt.

Der alte Freiherr entschied nun, daß die Kinder schlafen gehn sollten. Als sie gegangen waren, merkte man es erst, wie still und klar der Abend war.

„Tante Klotilde," sagte Charles, „sollen wir nicht Felix jetzt auffordern, sich zu einem der drei Reiche zu bekennen?"

Klotilde sah lächelnd zu ihrem Neffen hinüber, und es ging ihr durch den Sinn, wie gut er sich doch allem hier eingefügt hatte, und wie er es stets verstand, sie alle anzuregen.

„Ja, gewiß, Charles. Wir haben neulich entschieden," wandte sie sich an Felix, „daß die großen unsichtbaren Reiche, die Dante so wunderbar schildert, bereits auf unserer Erde beginnen. Mich hat nun ganz besonders das Fegefeuer gefesselt. Wie die Stolzen gedemütigt werden, indem ihre steifen Nacken sich unter der schweren

Steinlast zu beugen haben. Wie die Trägen wie entfesselte Bacchanten daherrasen müssen und so fort — Da schien es mir, als wäre der weitaus größte Teil dieser Erde ein Fegefeuer. Denn ist es nicht, als wäre es ein Prinzip des Lebens, uns das erfahren und durchleben zu lassen, was unserem Wesen eigentlich nicht gemäß ist? Es ist, als wolle das Leben eine Art von Umschmelzung mit uns vornehmen. Charles und Cäcilie sahen zwar Himmel und Hölle auch schon vertreten, wir einigten uns jedoch fürs erste dahin, uns zum Fegefeuer zu bekennen. Wie stehn Sie nun dazu?"

„Sie mögen noch Bedenkzeit haben," meinte Charles, „antworten Sie nicht gleich."

Der alte Freiherr lächelte:

„Dann ist euer Leben also sehr mühselig?"

„Oh, es gibt noch Rückfälle zur Hölle, Großpapa. Ein Zurückfallen in den reinen Genuß," sagte Charles.

„Aber geben Sie nicht zu," wandte Klotilde sich wieder an Felix, daß das Leben viel Widerwärtigkeit und Qual hat, die unverständlich, ungerecht scheint, aber die dadurch, daß wir sie als Erziehungsmittel ansehn, unsere schädliche Eigenart zu überwinden, das schwierige Lebensproblem der Lösung näher bringt?"

„Gewiß," sagte Felix ernst. Seine Gedanken irrten ab — alles Ungelöste seines Lebens stand wieder vor ihm.

Der alte Freiherr erhob sich nun, und, gestützt auf Klotildens Arm, ging er seinem Zimmer zu. Als sie über den Gang gingen, hielt er einen Augenblick an und sagte:

„Wie der Flieder duftet."

Klotilde stand noch unter dem Eindruck dessen, was sie soeben entwickelt hatte.

„Hast du nicht einmal gesagt, Papa, das Leben sei eine Schule mit höheren und niederen Klassen? Ist nun ein bewußter Leiter da oder nicht, das ist die Frage?"

„Sieh nach, Klotilde, daß die beiden Französinnen, die compatriotes, nicht nur zusammen sprechen; die Kinder müßten einige Zeit am Tage doch auch mit ihnen zusammen sein. Die eine liebt Milch auf ihrem Zimmer, man soll ihr welche hinstellen. — — Warum muß denn immer alles eine Frage sein? Das Leben ist eben Notwendigkeit."

Onkel Ernst und Cäcilie hatten sich gleichfalls erhoben. Auf Cäciliens Gesicht lag ein Ausdruck, der Charles auffiel. Alle bemerkten es, daß sie sich zerstreut verabschiedete. Felix forderte sie auf, mit ihm zu musizieren, sie wechselte jäh die Farbe, wieder streifte ihn ein forschender Blick, aber sie antwortete nichts, er wußte nicht, ob sie seine Worte verstanden hatte.

Als Felix in sein Zimmer ging, fand er da ein großes Buch liegen, in das alle Gäste seit vielen Jahren beim Ankommen und Abfahren etwas eingeschrieben hatten. Er blätterte darin. Einige hatten gezeichnet, andere gedichtet, auch Photographien waren eingeklebt. Er sah Charles' Namen mit steifer Schrift geschrieben, die sich stark nach links legte. Dann stand: Liwametz, Sommer achtzehnhundertundfünfundachtzig, erster Gast. Dort schrieb Felix seinen Namen hin und folgende Worte: „Im Fegefeuer empfangen. Noch unentschieden, ob sich dazu zu bekennen."

Zweites Kapitel

Die neue Melodie

Einige leuchtende, sorglose Sommertage gingen dahin, ohne daß Felix mit jemandem über den eigentlichen Grund seines Herkommens gesprochen hatte. Er sah, daß die Verwandten seinen Besuch als etwas Selbstverständliches auffaßten und ihn in keinen Zusammenhang mit der gemeinsamen Erbschaft brachten. Er fragte sich auch, mit wem er hier etwas Geschäftliches hätte besprechen können, denn sie sahen ihm alle so aus, als kümmerten sie solche Dinge nicht. Er hatte nur erfahren, daß der Advokat aus Mitau deswegen keine Antworten auf seine Briefe bekommen hatte, weil der alte Freiherr es streng verboten hatte, seinem Sohne Patrik irgendwelche Briefe ins Ausland nachzuschicken.

Es war auch nicht schwer, in Liwametz zu bleiben und sich hier wohl zu fühlen. Felix genoß die Morgenstunden am Strande, das Baden, die gymnastischen Spiele auf dem Dünensand, die Seefahrten, die weiten Ritte mit den Knaben und das gesellige Beisammensein am Abend. Er empfand es angenehm, alle Zukunftssorgen für eine kurze Zeit von sich zu schieben, und war dankbar, daß niemand ihn nach seinen Plänen ausfragte. Überhaupt gefiel ihm hier die ganze Art der Menschenauffassung, die vom alten Freiherrn ausging. Nicht das Ansehen, das Geld und Geburt gaben, stand ihm am höchsten, selbst nicht das der ausgebildeten Persönlichkeit oder der hohen Geistesgaben; wenn er auch allem diesem seine Stellung in der Welt zuerkannte, so nahm

er doch den Menschen, als Menschen schlechthin. Es schien Felix, als habe der alte Herr vor allen Menschen seiner Umgebung Ehrfurcht, am meisten fast vor den allerkleinsten Kindern, denen er die größte Aufmerksamkeit zuwandte.

Es wäre schwer zu sagen gewesen, wer hier in Liwametz am glücklichsten war. Waren es die Kinder, denen es trotz aller Aufsicht gelang, ihr eigenes freies Leben zu führen, die man bald auf den Dächern der Häuser umherklettern sah, oder bald irgendwo im Dunkel des Parks entdecken konnte, wo sie um Fred geschart dasaßen und seinen Geistererzählungen lauschten? Denn Fred, der älteste unter den Kindern, stand mit dem Geisterreich in Verbindung und wußte viel von einem Doppelgänger des Großpapas und von seinen Erscheinungen des zweiten Gesichts zu berichten. Oder waren es die großen Jungen, die hier eine uneingeschränkte Freiheit genossen? Jeder von ihnen fand hier ein Reitpferd vor; Jäger, Kutscher, Hunde standen ihnen zur Verfügung, und sie hatten, so erzählte Charles, dafür dem Großvater nur ein Versprechen als Gegenleistung zu geben, — anständig zu sein. Sie lebten in einem abseits liegenden Strandhause mit Horst zusammen, der ihnen Freund, Kamerad und Ratgeber war, der ein Auge auf sie hatte, jedoch dieses nie in Form einer Aufsicht tat.

Auch das Leben der Erwachsenen schien hell und heiter dahinzugehn. Charles pflegte zu sagen, daß das Glück einmal an Liwametz vorübergegangen sein müsse, denn es wäre etwas von seinem Schimmer hier

nachgeblieben. Wenn Felix daran dachte, daß Klotilde, die er stets ruhig und heiter sah, an jenem ersten Abend das Leben mit dem Fegefeuer verglichen hatte, wunderte er sich; aller Menschen Leben erschien ihm hier so mühelos.

Mit allen hatte Felix sich eingelebt, nur eines gab es, das er nicht verstehn konnte: warum war Cäcilie kein einziges Mal mehr gekommen? Er hatte Charles danach gefragt, aber der hatte bloß die Achseln gezuckt; er hatte ihn gebeten, ihn zur Mühle zu führen, damit er Cäcilie einen Besuch machen könne, aber das war entschieden abgelehnt worden. Cäcilie empfinge niemanden, die Mutter sei erst im Frühjahr aus der Irrenanstalt entlassen worden. Charles erzählte, daß Cäciliens Vater, als sie noch ganz klein war, auf einem Rennen vom Pferde gestürzt sei; die Mutter, die damals ein zweites Kind erwartete, sei schwer erkrankt und wohl unheilbar schwermütig geworden. Alles, was Felix von Cäciliens Leben erfuhr, war dunkel und schwer, er sah ihr Bild auf trübem Hintergrunde und verstand nun wohl, warum sie ihm anders erschienen war als andere Mädchen ihres Alters. Er hätte sie gern wiedergesehn und mit ihr musiziert, besonders da er die deutliche Empfindung hatte, daß ihr die Begegnung mit ihm nicht gleichgültig gewesen war. Um so unverständlicher war es, daß sie jetzt jede Begegnung zu vermeiden schien. Trug Charles die Schuld daran, wünschte er keine Annäherung an seine Kusine? Wäre Felix in einer ruhigeren und sicheren Gemütsverfassung gewesen, so hätte ihn dieses Hindernwollen nur gereizt, so aber

nahm er es wie eine Fügung an, da er doch glauben mußte, daß es auch mit Cäciliens Willen geschah. Aber er kam sich doch seit diesem Gespräch mit Charles wie ausgeschlossen vor und faßte den Entschluß, es doch zu versuchen, mit dem Großonkel die geschäftliche Angelegenheit zu erledigen, um wieder abreisen zu können.

Es war ein Sommermorgen, der wundervoll erfüllt war von Tannen- und Seeluft, als Felix zum alten Freiherrn hinging, der unter den hohen Kiefern neben dieser Glasveranda saß. Man hatte von hier aus einen Blick auf die See. Es war eine sonnige Stelle, und der alte Herr pflegte die Morgenstunden hier zu verbringen, indem er vor sich hinschlummerte oder mit angespanntem, weltfremdem Blick in die Weite sah. Es konnte geschehen, daß jemand an ihm vorbeiging, ja, ihn anredete, ohne daß er es bemerkte und den Blick wandte. Er setzte sich den Strahlen der Sonne aus, ließ sie auf seinen alten Händen spielen, atmete lang und tief die harzige Luft ein, und war in alles dieses mit dem ganzen Sinn des Alters für das Außerunsliegende vertieft.

Felix trat zu ihm, grüßte — es erfolgte kein Gegengruß. Er stellte sich neben den Großonkel, sah ihm ins Gesicht, aber die Augen blickten ausdruckslos vor sich hin. Er mußte daran denken, daß man dem alten Herrn die Gabe des zweiten Gesichts zusprach; vielleicht war er eben in ein Schauen versunken? Er trat von der anderen Seite an ihn heran. Da fiel sein Schatten auf die Hände des alten Freiherrn, und er sah auf.

Aber die Augen blickten noch so, als kämen sie aus weiter Ferne.

Felix setzte sich neben den Großonkel und begann sein Anliegen vorzutragen. Er suchte klar und fließend zu sprechen, um den Eindruck von Sachlichkeit zu machen, fühlte aber selbst, daß er unwillkürlich in einen unnatürlichen Ton verfiel. Als er geendet hatte, sah er, wie der Großonkel mehrere Mal vor sich hinnickte. Dann glitt ein liebenswürdiges Lächeln über seine Züge und er sagte:

„Danke, sehr gut, sehr hübsch hast du gesprochen. Dir liegt also das Geschäftliche auch nicht? Ja, du bist eben Leonies Sohn."

Felix schwieg betroffen. Der alte Freiherr fuhr fort:

„Ich selbst habe schon lange alles Geschäftliche meinem Sohn Patrik übertragen. Er ist mein Geschäftsführer. Die Güter sind ja alle fünf verpachtet, außer Liwametz, das ja eigentlich nur Wiese und Wald hat, aber Geschäfte sind trotzdem immer noch genug da. Ich bin zu alt, das kann ich nicht mehr. Du wirst das alles daher besser mit deinem Onkel Patrik besprechen, wenn er aus dem Ausland zurückgekommen ist."

Felix sagte, daß er nicht die Absicht gehabt habe, so lange zu bleiben. Da sah ihm der alte Freiherr forschend ins Gesicht.

„Das tut mir leid. Es tut mir leid, Felix, wenn es dir bei uns nicht gefällt. Gewöhnlich bleiben unsere Gäste eine längere Zeit, besonders wenn sie von weitem herkommen und verwandt sind, wie du. Überlege dir das mit dem Wegfahren doch noch. Charles'

wegen hat es mich auch besonders gefreut, daß du da bist."

Felix wollte sagen, er habe nicht die Empfindung, daß Charles viel daran lag, ob er bliebe oder nicht, aber er unterdrückte die Bemerkung, als er sah, wie sich ein tiefer Schatten über das alte Gesicht neben ihm breitete. Schweigend vergingen einige Sekunden, dann erhob sich Felix.

„Felix," bat der alte Herr aufsehend, „willst du so freundlich sein und mir von meinem Schreibtisch die Bonbonniere bringen? Sie liegt neben dem Buch, links. Meine Kehle ist etwas trocken."

Als Felix ins große, dämmrige Zimmer mit den farbigen Glasscheiben trat, sah er auf dem Schreibtisch ein dickes, aufgeschlagenes Buch liegen, in das der alte Herr Tagebuchaufzeichnungen zu machen schien. Auch die große Bibel lag aufgeschlagen da. Auf der einen Seite standen Daten, auf der anderen Seite war mit großen Buchstaben der Spruch hingeschrieben: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen." Dieser Spruch in der Bibel des alten Freiherrn machte Eindruck auf Felix und, als er wieder in die helle Sonne trat, hatte er die Absicht, ihm einige freundliche Worte zu sagen, aber der Großonkel kam ihm zuvor und sagte, während die blauen Augen durchdringend auf ihm ruhten:

„Niemals muß ein Mensch mutlos sein, aber auch keine Gewalt ausüben wollen über sein Schicksal. Man muß die Schicksale wachsen lassen; sie wachsen nämlich mit dem Menschen zugleich." Dann wandte sich sein Blick und suchte die Ferne.

Felix ging unschlüssig fort, er konnte sich noch nicht dazu entschließen, zu bleiben; da trat am Abend dieses Tages etwas in sein Leben, das ihm wie vom Schicksal in den Weg gestellt erschien und um dessentwillen er sich dennoch entschloß, den Wunsch des Großonkels, die Rückkehr des Onkels abzuwarten, zu erfüllen.

An diesem Morgen, in aller Frühe, waren Graf Nebludow und seine Frau in ihre kleine Villa eingekehrt und hatten oben in Liwametz ihren Besuch nach dem Abendessen angesagt. Charles hatte dieses vor Felix geheimgehalten, denn er wollte ihm mit Wera Michailowna eine Überraschung machen. Er nahm die großen Jungen beiseite und bat sie, nach dem Essen mit Felix ein wenig auf dem Glint spazieren zu gehn. Felix willigte sogleich ein, denn er verkehrte gern mit den Knaben, besonders mit Leonhard; er mußte oft denken, daß dieser schöne und vornehme junge Mensch sich sehr zu einem zukünftigen Majoratsherrn geeignet hätte; es war aber Patriks Linie erst die dritte, und wenn Charles keinen Sohn hätte, wäre das Majorat auf den zweiten Sohn des alten Freiherrn, der eine militärische Laufbahn eingeschlagen hatte, gefallen.

Es dämmerte schon, als Felix und die Knaben zurückkamen. Schon von weitem fiel es Felix auf, daß der Salon besonders hell erleuchtet war. Schnell stieg er die Stufen zur Veranda empor und sah erstaunt durch die offenstehende Glastür ins Zimmer hinein. Er sah Uniformen und eine fremde hellgekleidete Frauengestalt. Klotilde, der alte Freiherr, alle schienen ihm

festlicher auszusehn, als sonst. Es war ein Gegensatz zwischen dem weiten, abendlich ruhigen Blick oben auf dem Glint und dem farbigen Gesellschaftsbild da vor ihm. Etwas von jener leichten Erregung der Gesellschaftsstimmung, die er so gut kannte, stieg in ihm auf. Neugierig trat er näher.

Der alte Freiherr, auf den Flügel gestützt, beugte sich ritterlich zur Gräfin Nebludowa herab. Felix war betroffen, als er die Gräfin sah. Valentin hatte recht gehabt, sie war tatsächlich sehr schön. Ihre Gestalt war über mittelgroß und hatte weiche, runde Formen; die Linie von der abfallenden Schulter an bis zur auslaufenden Schleppe war voll Grazie. Jede ihrer Bewegungen hatte etwas Gleitendes und erinnerte fast an eine Liebkosung. Das schwere, schwarze Haar war in einer dicken Flechte, durch die eine Perlenschnur gewunden war, um den Kopf gelegt. Das Gesicht war ein wenig breit und hatte runde slawische Züge. Bräunlich, mit leicht olivfarbenem Unterton schimmerte die glatte Haut, und die Augen, unbestimmt in ihrer Färbung, waren von dichten, dunklen Wimpern beschattet.

Als Wera Michailowna Felix und die Knaben eintreten sah, wandte sie sich ihnen lebhaft zu, sie zu begrüßen. Dann sagte sie zum alten Freiherrn:

„Wie wundervoll frisch und glücklich diese jungen Gesichter aussehn! Wie gesund sie hier alle sind!"

Der alte Freiherr lächelte: „Und dieser hier ist ein Großneffe von mir, Graf Reckling aus Kurland, der uns die Freude macht, diesen Sommer unser Gast zu sein. — Nun, wie war der Spaziergang, Felix?"

Felix hatte die Gräfin begrüßt, und seine Augen hafteten noch auf ihr, als er antwortete: „Es war eine besonders schöne Beleuchtung heute abend."

Wera Michailowna sah aufmerksam und wie leicht staunend auf Felix; ein unmerkliches Lächeln umspielte ihren Mund, als sie die offene Bewunderung in seinen Augen sah, sie wollte ihn anreden, aber da trat der General, vom jungen Offizier gefolgt, auf Felix zu und fragte ihn sogleich, ob er Jäger sei und Karten spiele? Der junge, weißblonde Offizier stand unbeweglich, errötete zuweilen ohne ersichtlichen Grund und verneigte sich zustimmend, wenn sein Vorgesetzter sich an ihn wandte. Der General lobte die Vorzüge des estländischen Strandes, klagte darüber, daß seine Frau von der Saison ermüdet sei, und hoffte, daß sie sich hier erholen werde, trotzdem sie das Kind nicht mitgenommen hätten. Das Klima sei zu rauh für die Kleine, so sei sie bei der Schwiegermutter geblieben; die alte Fürstin vergöttere sie. Er hoffe, daß Felix ihn recht bald besuchen werde, und sprach seine Freude darüber aus, ihn kennen zu lernen.

Während Felix mit dem General sprach, sah er zur Frau hinüber. Wie sicher und ruhig sie ist, dachte er, und wie traurig der Blick ihrer Augen ist. Einmal sah er sie lachen, das veränderte ihr ganzes Gesicht, gab ihr plötzlich etwas Kindliches. Was mag sie erlebt haben, wie oft mag sie geliebt worden sein? Wie ist sie, zeigt sie je ihr eigentliches Wesen? Sie erschien ihm versteckt und zu jenen Frauen zu gehören, die, sich selbst unbewußt, eine tiefe Lebensweisheit verkörpern. Vielleicht auch

irre ich mich, dachte er, aber ich sehe es eben so und das ist schön. Nicht nur ihre Schönheit, der Klang ihrer Stimme, jede ihrer Bewegungen zog ihn an.

Der alte Freiherr bat nun um Musik; Gregor möge etwas vorsingen.

„Ja, begleiten Sie Gregor, Wera," bat Charles.

Wera Michailowna wandte sich ihrem Gatten zu, und Felix fiel es auf, daß sie mit ihm sprach, ohne ihn anzusehn.

„Gut denn!" rief der General, an den Flügel tretend, „ich werde singen. Aber wie? Sie glauben vielleicht wie ein Künstler, lieber Graf?" wandte er sich an Felix. „Oh nein. Ich werde singen, aber — als eine Stimme der Natur bloß, auf russische Art, aus russischem Herzen heraus!"

Wera Michailowna begann ein russisches Lied zu begleiten. Gregor Wassiljewitsch hatte eine Baritonstimme und tremolierte, auch nahm er vielfach die Töne nicht ganz rein und gequetscht. Felix war zuerst enttäuscht, da der General ohne jegliche musikalische Ausbildung war; aber das ausgesprochen Russische seiner Vortragsweise, die russischen Lieder fesselten ihn doch bald.

Als er geendet, führte Charles Wera zum Eckſofa.

„Es hat Stil, wenn Gregor singt."

Wera Michailowna zuckte die Achseln.

Der alte Freiherr, der sich ermüdet fühlte, zog sich nun zurück, und Charles bat Felix, zu spielen. Felix variierte zuerst eines der Lieder, das er soeben gehört, dann änderte sich sein Spiel, ward stärker, um schließlich mit Wagner zu enden. Charles hörte mit Interesse

diesem Herausarbeiten germanischen Geistes aus dem weichen, slawischen Gefühlselement zu. Er war der erste, der Felix lebhaft seine Anerkennung aussprach.

Der General eilte auf Felix zu:

„Köstlich. Ein Rubinstein! Aber das muß ich sagen: mich, einen Stümper, lassen Sie vorher singen! Das war nicht recht von Ihnen!"

Wera Michailowna wandte sich an Charles:

„Graf Reckling ist auch Komponist, nicht wahr? Welche Ressource für Sie, diesen Sommer!"

„Gewiß, gewiß," sagte Charles schnell. „Er wird Ihnen übrigens gefallen, nehmen Sie sich seiner an, er langweilt sich schon etwas hier."

Wera sah zu Felix hinüber, der nicht weit von ihr dastand, auf einen Stuhl gestützt, den er auf- und abschaukelte. Sein Kopf war gesenkt, es lag etwas Verträumtes über seinen Zügen.

„Was tun Sie nun mit Ihren Schätzen?" rief der General lebhaft, Felix die Hand auf die Schulter legend. „Wie wollen Sie zur Berühmtheit gelangen? Wissen Sie was: ziehen Sie nach Petersburg! Sie wollen doch nicht nach Deutschland? Wozu immer in die Fremde? Ist unser Rußland nicht groß genug, um für alle Platz zu haben? Sie kommen zu uns, wir verschaffen Ihnen eine Stelle am Konservatorium, ein Orchester zum Dirigieren. Nicht wahr, Ossip Wladimirowitsch, ein jeder muß doch auch an seine Karriere denken?"

Der junge Offizier errötete, verneigte sich und murmelte etwas Unverständliches.

Es war das erstemal, seitdem Felix in der Heimat war, daß jemand außer dem Vater sich so direkt mit Vorschlägen für seine Zukunft an ihn wandte. Die Art, in der der General es tat, war eine so liebenswürdige, daß es ihn angenehm berührte. Er mußte ihm aber sagen, daß er den Gedanken, nach Petersburg zu gehen, noch nie ins Auge gefaßt habe. Gregor Wassiljewitsch begann darauf von seinen vielen Verbindungen zu sprechen. Seine Frau war aufgestanden und ging, von Valentin begleitet, auf die Veranda. Die Türen blieben offen stehn. Sobald Felix sich vom General freimachen konnte, trat er gleichfalls hinaus.

Die Luft war kühl, starker Tau war gefallen, frischer Blütenduft drang herauf.

„Dort, im Walde, in der Lichtung, liegt Kanten," sagte Valentin, „am Tage kann man es sehn."

Wera Michailowna kniff die Augen zusammen und suchte durch die fahle Dämmerung der Nacht in der Richtung, die Valentin bezeichnete, etwas zu erspähen. Es waren keine Farben in der Welt, die Umrisse waren weicher, unendlich weit schien die Ferne. Es war nicht eigentlich Nacht und auch nicht Tag, es war ein Übergehen. Der eine Tag erstarb, der andere bereitete sich vor, zu erstehen. Wer die träumende Welt an jener Grenze erfühlte, den mußte Unruhe und Sehnen fassen.

Felix trat zu den anderen, Wera Michailowna wandte sich ihm zu:

„Ich hätte nicht gedacht, als ich hierher in die Einsamkeit kam, daß ich einem Komponisten begegnen würde. Ich liebe die Musik sehr, aber ich verstehe es

nicht, wie sie entsteht. Ich kann mir denken, wie man zum Dichten kommt, auch zum Malen, man nimmt das aus dem Leben heraus. Wie aber kommt die Musik zu einem? Da können Sie doch nichts aus dem Leben nachbilden?"

„Sie ist eben da. Sie ist überall irgendwo versteckt. Auch sie bildet nach, aber nichts, was man mit den Augen sieht. Sie bildet unser Gefühl nach."

„Ja, da haben Sie recht, nichts entdeckt uns unser Gefühl so, wie Musik, erregt uns so zum Leben. Wie stark muß ein Musiker fühlen."

„Ich glaube wohl, daß Musiker meist eine große Reizbarkeit haben. Zuweilen ist es, als hätte die Seele tausend Nerven."

„Ich beneide Sie, Sie haben eine Ablenkung vom Leben."

„Ja und nein. Verarmt das Leben, verarmt die Kunst. Und schließlich ist das Erlebnis in der Kunst doch auch Leben, es hat sein Glück und seine Qual."

„Und doch könnte Ihnen das Leben nie alles auf einmal nehmen," sagte sie leise.

Ihre Stimme klang weich und traurig, wie die Stimme eines Menschen, der gelitten hat. Es war etwas an ihr, das seine Neugierde reizte und ihn erregte, und doch ging auch etwas Beruhigendes von ihr aus. Es war wie eine wärmere Atmosphäre um sie. Felix dachte, daß der Verkehr mit dieser Frau ihm eine wunderbare Entspannung bringen könnte.

Valentin, der ungeduldig geworden war, weil er nicht beachtet wurde, wandte sich nun an Wera und erzählte, daß er eine Abhandlung geschrieben habe über

die Kunst, in Sibirien reich zu werden. Er wolle sie gern jemandem vorlesen, hier wäre aber niemand, der sie anhören würde.

„Oh, sind die Menschen hier so schlimm?" fragte Wera lächelnd, mit leichter Zärtlichkeit im Ton. „Kommen Sie dann zu mir damit. Kommen Sie morgen; vielleicht begleitet Sie Graf Reckling. Wir hören dann beide zu. Ja?"

Valentin war hoch erfreut und Felix nahm die Aufforderung gern an. Er wechselte einen Blick des Einverständnisses mit Wera Michailowna, und es war ihm, als grüßten ihn ihre Augen und versprachen ihm etwas. Die kennt das Leben, durchfuhr es ihn. Da hörten sie einen Aufschrei, Stühlerücken und gingen schnell zum Salon zu.

Henriette Krug, Charles und Klotilde schwenkten mit Tüchern umher, um eine Fledermaus aus dem Zimmer zu vertreiben. Ossip Wladimirowitsch gelang es endlich, sie zwischen seiner Mütze und seinem Taschentuch zu fangen.

„Eine Fledermaus!" rief er lustig auf russisch, als er an Wera Michailowna vorbeilief, um dem Tier draußen die Freiheit zu geben.

„Oh, schrecklich!" sagte sie und sah sich nach ihrem Mann um, der mit ihrem Mantel und Schal in der Tür stand.

Alle traten auf die Veranda hinaus.

„Ein merkwürdig unbegabtes Tier, so eine Fledermaus," meinte Henriette Krug, „fliegt immer gegen die Fenster!"

„Sie haben eben das Fensterglas noch nicht erfunden," kicherte Valentin.

Charles trat zu Wera: „Sie sind gewiß abergläubisch.

Was bedeutet es, wenn solch ein gräßliches Tier ins Zimmer fliegt?"

„Daß die Fenster und Türen offen standen," rief Valentin.

Gregor Wassiljewitsch sagte: „Meine Frau ist gar nicht abergläubisch in den kleinen Dingen."

„In welchen großen Dingen denn?" fragte Charles neugierig.

„Ich weiß nicht, was mein Mann meint. Wir wollen jetzt gehn."

„Ja, ja, Ossip Wladimirowitsch muß schlafen gehn," rief der General. „In Ermanglung eines anderen Kindes ist das nämlich eben unser Baby."

Ossip Wladimirowitsch wurde sehr rot und lachte laut auf.

Der General nahm Felix' Arm und zwang ihn so, ein Stück mit ihnen zu gehn. Horst, Henriette Krug und Valentin zogen sich zurück. Klotilde trat zu Charles:

„Ist dir Felix ganz klar?"

„Gott bewahre, dann wäre er doch schon langweilig."

„Magst du ihn nicht?"

„Im Gegenteil, ich finde ihn noch immer viel erträglicher als andere junge Leute; aber ich bin doch keine Frau."

Klotilde lächelte; dann sagte sie:

„Weißt du, was es mit Cäcilie ist, warum kommt sie nicht mehr her? Das ist so unnatürlich, jetzt, wo wir auch einmal einen jungen Gast haben?"

„Du behandelst mich heute abend wie ein Orakel, hochlöbliche Tante Klotilde."

„Nun denn, gute Nacht, Charles, bleib nicht zu lange auf!"

Charles warf sich in einen tiefen Korbsessel und sah in die Ranken des Jelängerjelieber. Sein Gesicht verdüsterte sich, als er bald darauf die Glastür klirren hörte. Die Türen wurden nun alle abgeschlossen, bis auf seine. So war es jeden Abend, und jedesmal fühlte er sich dadurch verletzt. Sein Diener in London ging nie zu Bett, so lange sein Herr wach war, hier sah der Großvater darauf, daß die Dienstboten regelmäßig zur Ruhe kamen. Charles wußte wohl, es hätte nur einer Andeutung bedurft, es dahin zu ändern, daß der Salon erleuchtet und offen blieb und ein Diener wachte. Aber gerade das verdroß ihn, daß er es erst hätte sagen müssen.

Längere Zeit hatte er schon still dagesessen, als er einen Schritt auf dem mit Kies bestreuten Wege hörte: es war Felix, der vorüberging, ohne auf das Haus hinzusehn. Leise summte er etwas vor sich hin. — Ja, eine neue Melodie ist jetzt in sein Leben gekommen, dachte Charles, wie wird er sie verwerten?

Drittes Kapitel

In der Mühle

Charles schritt in seinem unregelmäßigen Gange über die sonnenbeschienenen Heuschläge dem Flusse zu. Es war ein heißer Tag und die Wiesen waren voll blühender Blumen und schwirrender Insekten. Tollpatschig brummten die Hummeln daher, fuhren in

breite, geöffnete Blüten und rieben sich geschäftig darin. Frei schwebend nahten sich die lautlosen Falter den lockenden Blütenkelchen, tauchten vorsichtig ihre langen Saugrüssel hinein, nippten und zogen weiter. Von allen Seiten leuchtete und lebte es, und über der ganzen Mittagswelt lag jenes „Weiter, immer weiter" des Lebens.

Charles aber schien für dieses Kleinleben der Natur wenig Sinn zu haben: mochten es nun rote Pechnelken sein oder auch jene geheimnisvollen weißgrünen Nachtviolen, die an den feuchteren Stellen aufschossen, es schien ihm gleichgültig; er ging dahin wie einer, der in ein inneres Schauen versunken ist.

Charles war der Ansicht, daß etwas in der Mühle vor sich gegangen sein müsse, denn sonst hätte Cäcilie ihn schon zu sich gebeten oder wäre doch einmal herübergekommen. Was aber konnte es sein? Ging es Cäcilie allein an, oder betraf es die Mutter? Er dachte über Cäcilie und ihr Leben nach. Ihm fiel die Szene ein, die ihm Onkel Ernst erzählt hatte, wie sie, aus dem Auslande zurückkehrend, ihre Mutter wiedergesehen hatte. Ihr erster Gang war in die Anstalt gewesen. Cäcilie war bewegt und im tiefsten erschüttert, voll ungestümer Zärtlichkeit auf die stille Kranke zugeeilt, die scheu, mit der Reserve der Kranken, zurückwich, denn für sie war das junge Mädchen, das sie viele Jahre nicht gesehn, eine Fremde, bestand doch ihre Krankheit zum großen Teil im Vergessen. Cäcilie war wie erstarrt in ihrer zärtlichen Bewegung stehn geblieben. Die Nacht über war sie auf und ab ge-

gangen, und am anderen Morgen war sie entschlossen herausgekommen und hatte gesagt, daß sie die Mutter ganz zu sich nehmen wolle. Der Arzt hatte schließlich in den Versuch gewilligt, da er der Kranken eine geeignete Pflegerin mitgeben konnte. Aber Cäcilie hatte darauf noch eine schwere Stunde bei ihrem Großvater zu bestehen gehabt. Der alte Freiherr hatte ihr in kurzen Worten erklärt, daß sie etwas getan habe, das falsch sei und wobei sie ihn um Rat hätte fragen müssen. Cäcilie war erblaßt, wie stets, wenn sie erregt war, und hatte das Unerhörte gewagt — etwas, wovon man noch lange nachher in der Familie sprach — dem Großvater zu sagen, daß sie ihn nicht um Rat gefragt habe, weil sie die Mutter auch gegen seinen Willen und sein Gebot zu sich genommen hätte. Der alte Herr hatte längere Zeit geschwiegen und auf das Mädchen gesehn, das wie starr in der plötzlichen, starken Willensanspannung vor ihm stand, dann hatte er gesagt, sie solle selbst zusehn, wie sie ihr Leben führe. Aber seit dieser Stunde war es doch wie ein größerer Abstand zwischen ihnen beiden. Es blieb für ihn stets gleich schmerzlich, daß seine Tochter krank war, aber er hatte sich in das ergeben, was sein mußte. Nun wollte er den Schmerz nicht wieder täglich in sein Leben hinübergreifen lassen. Er ging nicht zur Mühle und erfuhr nur gelegentlich durch Klotilde, daß die Kranke eine gute Pflegerin habe und daß es schiene, als erhole sie sich.

Charles fragte sich, wie Cäcilie dieses Zusammenleben mit einer Geisteskranken, wie sie die vereinzelte

Stellung, die sie dadurch in der Familie einnahm, eigentlich ertrage? Klotilde, die ja wohl auch im Grunde dieses Zusammenleben bloß als ein Experiment auffaßte, war doch die einzige, die Cäcilie dabei zu helfen suchte. Charles selbst sprach mit Cäcilie nie davon, hauptsächlich, weil auch er es für einen Irrtum hielt und er sie nicht kränken wollte, indem er es zeigte. Er fühlte außerdem, daß sie noch einen anderen Kampf kämpfte als den gegen das Urteil ihrer Verwandten, daß sie dem kranken Herzen und der kranken Seele der Mutter die Liebe abringen wollte.

Warum ließ Cäcilie nicht sich daran genügen, die Mutter wie ein krankes Kind zu lieben? Aus diesem zerstörten Geist konnte sie doch nie die Mutterliebe herauszwingen! Oft schien es Charles sogar, als läge etwas wie Stolz, ja wie Hochmut in ihrer Opferwilligkeit; dann wieder ahnte er in ihr eine nicht gewöhnliche Fähigkeit der Hingabe. Alles dieses an ihr, das nicht so leicht zu fassen und zu ergründen war, zog ihn an.

Unter schattigen Bäumen, nah am Flusse, sah Charles die Kranke sitzen. Sie war hell, mit Geschmack gekleidet, denn Cäcilie wollte die Mutter so vor sich sehn, wie sie sich ihrer als Kind erinnerte. Neben ihr saß die Pflegerin, Onkel Ernst stand und angelte. So flüchtig angeblickt, konnte die kleine Gruppe wie ein Bild des Friedens anmuten. Aber Charles fühlte ein gewisses Grauen vor jeglicher Geistesverwirrung, es überkam ihn wie ein körperliches Unbehagen, wenn er das schmerzliche, irre Lächeln der Kranken, ihre

schönen, leeren Augen sah. So ging er schnell dem Hause, der ehemaligen Mühle, zu. Das Haus hätte einförmig aussehn können, wenn Klotilde nicht leuchtende Blumenbeete davorgezaubert hätte, wenn nicht die Ranken der Kreßpflanzen und die brennend roten Blüten die große weite Fläche belebt hätten. Durch die geöffneten Fenster drangen Klavierspiel und ab und zu auch einige gesungene Töne. Charles stellte sich ans Fenster und sah ins große, weiße Zimmer hinein.

Er sah Cäcilie von der Seite, ihr Profil verschwamm im Weiß, aber die dunkle, feine Gestalt zeichnete sich deutlich ab; sie spielte nichts Zusammenhängendes, schrieb dazwischen etwas in die Notenblätter hinein, die vor ihr standen. Das Zimmer hatte nur leichte, hell getönte Holzmöbel, in der Mitte stand ein runder Tisch, mit einem großen Topf, der mit Feldblumen gefüllt war. An den Wänden hingen die Bilder vieler Musiker und die Photographien der Michel Angeloschen Sibyllen, die Charles Cäcilie geschenkt hatte.

Jetzt wandte sich Cäcilie und sah Charles; sie stand schnell auf. Er fragte, was sie gespielt habe, und sie antwortete, daß sie versucht habe, eine katholische Kirchenmusik zu schreiben, nicht weil sie glaube, etwas Gutes machen zu können, aber weil sie durch solch eine Übung viel lerne.

„Dies war mein Muster," sagte sie und spielte den Anfang eines altklassischen Stückes. „Wie schön, nicht wahr, wie hell das ist?"

„Ich kenne diese Musik. Sie ist nicht hell, sie erscheint

dir nur so, weil sie in hohen Tönen geschrieben ist. Ich komme hinein."

Obgleich das Fenster so niedrig war, daß Charles bequem hätte hineinsteigen können, zog er es doch vor, den Umweg durch die Tür zu machen. Als er vor Cäcilie stand und ihr die Hand reichte, sah er sie prüfend an, er fand, daß ihr Gesicht schmäler aussah. Er setzte sich ans Klavier und versuchte zu spielen, was sie aufgeschrieben hatte. Absichtlich, so schien es Cäcilie, spielte er steif, wodurch sein Spiel sehr kritisch wurde und so sehr die Schwächen der Arbeit hervorhob, daß sie lächeln mußte.

„Du bist doch nicht ganz ohne Anlage," meinte er und dann spielte er, da sie bloß den Kopf schüttelte, das Stück weiter, das sie begonnen hatte. Er faßte es aber ganz anders auf, als sie. Dabei sah er zur Lage auf und sprach, wie melodramatisch:

„Diese Musik ist voller Mysterien, es soll hier versucht werden, etwas vom großen Geheimnis der Inkarnation wiederzugeben. Sie wird gespielt zur Messe; der Priester steht vor dem Altar, die Kirche ist dunkel, alles ist Erwartung. Da naht sich das Heilige..."

Cäcilie sah gespannt auf Charles hin, während er jetzt eigene Phantasien in kontrapunktisch strengen Formen spielte, in seiner leisen, diskreten Art, als fürchte er es, zu deutliche Akzente zu geben. Cäcilie stand an die Wand gelehnt. Sie fühlte wohl heraus, wie fein begabt für Musik Charles war, wie er die Gesetze der Harmonie beherrschte, und doch war etwas in seinem Spiel und in seinem Phantasieren

besonders, das sie jedesmal bedrückte. Als er geendet, sagte sie:

„Dich interessiert an der Musik am meisten die Form?"

„Mich interessiert es, wie es gemacht ist und wie ich etwas machen kann," und er griff mit der linken Hand einige an Dissonanzen streifende Akkorde.

„Du liebst das Kontrapunktische in der Musik, wie in der Poesie die strenge Form, wie das Sonett zum Beispiel?"

„Nun, und?"

„Ich werde es nicht zu sagen verstehn, was ich sagen will. Es scheint mir, daß in jedem Kunstwerk nicht nur eine Spannung besteht zwischen Stoff und Form, sondern zwischen Stoff und Seele."

„Man könnte noch weiter gehn," unterbrach sie Charles, ungeduldig, weil er instinktiv eine Gegensätzlichkeit herausfühlte, „und sagen: zwischen Seele und Leben und zwischen Leben und Gott — —"

„Du willst mich irre machen. Du weißt es, was ich sagen wollte."

„Ja, ich weiß es sehr gut. Du meinst, daß ich zu sehr bei der Form stehen bleibe und in der Form allein sich nicht die Größe des Kunstwerks offenbart? Ja, ich liebe auch die Form an sich: das Sonett bedeutet mir eine der schönsten Formen der Poesie, wie der Katholizismus eine der schönsten Formen der Religion ist. Sie sind etwas für sich Bestehendes, und schließlich: Künstler sein heißt Kunst können, und du kannst alle Spannungsverhältnisse der Welt in dir

fühlen und doch nie etwas Künstlerisches zustande bringen."

Charles war aufgestanden und ging in seiner wiegenden Art auf und nieder.

„Aber alle diese strengen Formen," sagte Cäcilie schnell, „sind nur schön, wenn ein glühender, starker Inhalt darin ist: heißes Gebet der Seele in klassisch gehaltener Form, starke Gefühlsglut im Sonett. Künstler sein ist nicht nur Könner sein, es ist vor allem — Fühlender sein."

Charles lächelte.

„Das alles ist unbestreitbar. Da das Kunstwerk das Abschließende, das Versöhnende alles dessen ist, was im Menschen unharmonisch beieinander steht, muß im Künstler viel Fühlen, Qual, Erschütterung sein. Wenn das Unharmonische, das in uns allen ist, nicht im Künstler besonders stark wäre, würde es ihn ja gar nicht so sehr zur großen Syntheſe hindrängen, die die Kunst gibt. Eine starke Spannung wird also gewiß in jedem Künstler sein, es fragt sich also nicht, ob sie da ist, sondern wie sie zusammengefaßt wird, und ob sich der Künstlermensch im Kunstwerk erlösen kann."

„Ja, so ist es," rief Cäcilie, „und ich glaube, daß ich aus ganzer Seele und mit aller Leidenschaft diesen Versuch künstlerischer Selbsterlösung machen würde, wenn ich mich als Künstler fühlte. Darin Charles, daß du — — darin verstehe ich dich nicht."

Charles blieb vor Cäcilie stehn. Über sein Gesicht zuckte es, es nahm einen halb verächtlichen, halb gequälten Ausdruck an.

„Dein Glück, wenn du es nicht verstehst, wenn du nichts weißt von den auseinanderfallenden Schichten des Wesens. Suche es auch gar nicht zu verstehn."

Cäcilie zog die feinen Brauen zusammen, und man konnte ihr ansehn, wie sie um Verständnis rang. Charles sah das lebendige Spiel des Ausdrucks auf ihrem Gesicht, und sie gefiel ihm; dennoch reizte ihn etwas an ihr, und er fragte unvermittelt, gleichsam wie im Angriff, warum sie so lange nicht bei ihnen gewesen sei?

Cäcilie schien von seiner Frage unangenehm berührt.

„Ich konnte nicht anders," sagte sie, „hätte ich kommen wollen, so wäre ich gekommen."

Er sah sie prüfend an: ihr Gesicht war abweisend. Er wußte, daß er nicht weiter fragen durfte. Wenn sie den wahren Grund nicht mitteilen wollte, so würde sie ihm auch keinen vorgeschobenen sagen.

„Tante Klotilde grüßt dich, sie hat nach dir gefragt."

„Dann werde ich kommen."

Ihr Trotz und ihre Verschwiegenheit reizten ihn aufs neue.

„Ja, und Felix fragte nach dir. Er wollte dich besuchen, ich sagte ihm aber, daß du keine Fremden empfängst."

Auf Cäciliens Gesicht wechselten Ausdruck und Farbe: „Tue so etwas in Zukunft lieber nicht, du kannst nicht wissen, ob ich nicht vielleicht Ausnahmen machen will."

„Gut. Es läßt sich ja nachholen, wenn — wenn er jetzt noch Zeit übrig behalten wird. Gregor und

Wera haben ihn mit Beschlag belegt, er war heute stundenlang dort. Natürlich ist er ganz unter Weras Charme."

Cäcilie schwieg. Sie ging zum runden Tisch, der in der Mitte des Zimmers stand, setzte sich, schlug eine illustrierte Ausgabe der göttlichen Komödie auf und blätterte darin. Charles folgte ihr, setzte sich gleichfalls und fuhr fort:

„Gregor überredet ihn, nach Petersburg zu ziehn, Wera behandelt ihn wie ein Genie. Die beiden werden gut zusammenpassen."

„Und warum sollen sie nicht?" fragte Cäcilie, Charles gerade ansehend; in ihrem Blick lag etwas Dunkles, fast Drohendes.

Es folgten einige Augenblicke des Schweigens. Charles fühlte, wie er heute falsch mit ihr umging, und er sagte sich, daß es nicht den geringsten Sinn für ihn habe, sie von sich zurückzustoßen. Er war daher angenehm berührt, als Cäcilie ihn nach den Kindern fragte.

„Sie spielen ein Wirklichkeitsspiel, ein Kriegsspiel," begann er lebhaft, „sie sind Helden, zerschundene, blutende Helden. Sie brauchen ein gewaltiges Maß an Phantasie dabei auf. Wirklich, nur das Kind und das Genie überwinden die Welt. Sie haben den vollen Glauben an das, was sie tun. Sie sind die Darsteller par excellence, die ganz freien Darsteller, die das Leben spielen. "

„Und was sind wir denn?" fragte Cäcilie nachdenklich.

„Gewiß stellen auch wir dar, aber nicht als Herrscher. Wir sind meist nur ärmliche Darsteller unserer Selbst. Was denkst du eben, Cäcilie? Was ich für ein Darsteller bin? Gewiß, ich stelle auch dar, aber ich habe mir eine gewisse Freiheit innerhalb meiner Darstellung bewahrt. Ich stelle, wenn du willst, so grob, so aufdringlich dar, daß alle Menschen darauf gestoßen werden müßten, es zu bemerken, wie es ist. Wenn sie dennoch betrogen werden, so ist das ihre Sache."

Cäcilie seufzte unwillkürlich auf: sie verstand und sie verstand nicht. Es schien ihr traurig, was er ihr gesagt, und doch fesselte es sie. Sie fragte ihn, ob er jetzt etwas schreibe?

Charles hatte sich erhoben. Auf- und abgehend, erzählte er ihr, daß er damit beschäftigt sei, sich Mysterien auszudenken, eine Übersicht über die größten Ereignisse der geistigen Menschheitsgeschichte zu entwerfen. Er hätte schon verschiedene Bilder, aber wüßte noch nicht, ob er sie in Prosa oder Poesie fassen solle. Neulich habe er eine grandiose Skizze der Gesetzgebung auf dem Sinai entworfen — jetzt denke er über jenes seltsame Gespräch in der dunklen, orientalischen Nacht zwischen Jesus und Nikodemus nach. Charles sprach fließend, schnell, sich selbst an den schönen Einfällen, die ihm dabei kamen, berauschend:

„Ja, dies alles ist schön," schloß er, „so schön, daß einem das Erleben allein schon genügen müßte. Das Herausarbeiten des innerlich Erlebten, das Herausstellen für andere ist, verglichen mit dem, was man selbst dabei erfahren hat, bei allen Visionen des Geistes

und der Seele fast banal — der Phantasieprozeß selbst müßte einem genügen."

„Und doch," sagte Cäcilie, und es war ein Klingen in ihrer Stimme, „schreibe es auf — für die anderen. Es ist so schön, allem diesem zu folgen. Ich liebe deine Phantasie, Charles."

„Laß dies dein letztes Wort sein für heute, Cäcilie, denn es ist ein schönes Wort. Auf Wiedersehn, an einem anderen Tage."

Viertes Kapitel

Klotildens Vormittag

Henriette Krug strebte mit eiligen Schritten, so daß ihre Absätze laut aufschlugen, über Galerien und Veranden Klotildens Zimmer zu. Als sie gerade ganz friedlich die Bemerkung machte, daß der Flieder schon verblüht sei, der Jasmin dafür aber um so süßer dufte, wurde sie von der Kinderschar erschreckt, die hinter einem Busch hervorspringend sie umtanzte:

„Hast du etwas für uns, Kirri-Kirri?"

Großer Gott, sind im Grunde diese Kinder ungezogen, dachte Henriette, und jetzt haben sie doch zwei Französinnen sogar, die auf sie aufpassen sollten, aber kümmern diese Kinder sich um Ratschläge von Bonnen oder Gouvernanten? Sie wehrte die Kinder ab, versprach aber doch schließlich, wenn sie ihre Rechnung mit Tante Klotilde abgeschlossen hätte, ihnen etwas aus der Speisekammer zu geben. Den Kindern, die wie

ein Wirbelwind davonstoben, nachsehend, nickte Henriette nachdenklich vor sich hin.

Wo war die Zeit geblieben! Alle diese Kinder hatte sie noch als Wickelkinder gesehn. Jetzt, wo sie so fest im Gefüge dieser Familie stand, konnte sie sich gar nicht vorstellen, wie schwer ihr am Anfang das Einleben in diesem Hause mit dem vielen Besuch, der Unmenge von Dienstboten geworden war. Aber nicht nur das Einleben in ihre Arbeitsaufgabe war ihr schwer gewesen, viel schwerer war es ihr, zu fühlen, daß die Menschen hier so ganz anders waren, als sie es gewohnt war. Sie hatte zum Beispiel nie so viel und so schön sprechen hören wie hier, denn außer dem alten Freiherrn, der wenig sprach, schienen ihr alle aus dem Sprechen eine Art Kunst zu machen. Da hatte sie sich, weil sie gar nicht nachkam, ein kleines Büchlein kommen lassen: die Kunst, das Plaudern zu erlernen. Geholfen aber hatte es ihr nicht: Ja, sie war zuerst oft mutlos gewesen und hatte sogar fortgestrebt, bis eines Tages der alte Freiherr, der sie in trübseligster Stimmung beim Zuckerschlagen traf, ihr mitgeteilt hatte, er habe es ihr schon lange sagen wollen, daß ihnen gerade ein Mensch hier gefehlt hätte, wie sie einer wäre; daß hier jeder Vogel nach seiner Art singen solle, und daß sie sich in nichts irre machen lassen dürfe. Dann hatte er ihr noch zugesehn, ihr gesagt, daß sie solch eine Hantierung wie das Zuckerschlagen auf der Maschine so hübsch mache, als treibe sie eine Art Kunst. Henriette war ganz gerührt und froh geworden: von diesem Tage an hatte der alte

Freiherr sie in seine Familie und sein Haus endgültig eingegliedert.

Und allmählich hatte sie alle kennen, alle lieben gelernt. Besonders Klotilde, die sie überaus bewunderte. Nie, so dachte sie oft, hätte sie soviel leisten können, wenn sie nicht stets Klotilde im Hinterhalt gehabt hätte, die eine so sichere Art hatte, mit den Leuten umzugehn, die stets das ganze Wirtschaftsbild klar im Kopfe hatte, wenn sie sich auch um die Kleinigkeiten nicht kümmerte. Henriettens Meinung nach hätte Klotilde ein Mann sein können, aber der alte Freiherr hatte doch gelächelt, als sie ihm das gesagt hatte.

Henriette riß sich aus ihren Gedanken heraus und ging weiter. Nun stand sie vor Klotildens Zimmer und klopfte deutlich an die Tür.

Klotilde saß am Schreibtisch, der neben einem der schmalen, gotischen Fenster stand. Es war ein tiefes, recht dunkles Zimmer, das seit Generationen „alte Fräulein-Salon" hieß, weil hier die unverheirateten Töchter der Familie gelebt hatten. Da hatte Klotilde es lachend für sich genommen, trotzdem sie eher in feindschaftlicher Beziehung zu dem riesigen hochlehnigen Sofa und den steifen Stühlen stand, die hochmütig dastanden und hart gepolstert waren. Auch die Bilder an den Wänden — alte englische Kupferstiche, die gerührte Familienszenen darstellten, wie den Abschied des Vaters und den Tod der Mutter — waren ihr nicht lieb, aber sie ertrug sie, wie derjenige so manches hinnimmt, der in einer Überlieferung lebt.

Klotilde hatte zwar mehrere aufgeschlagene Rechnungsbücher vor sich liegen, aber sie stützte den Kopf in die Hand und sah auf eine Karte, die vor ihr lag und auf der weiße Schneeberge abgebildet waren. Unter dem Bilde stand: Gruß aus Spitzbergen. Auf Wiedersehn Ende Juli in Liwametz. Adrian Witt.

Durch das geöffnete Fenster drang Rosen- und Jasminduft und fernes, frohes Vogelgezwitscher. Die Luft dieses Zimmers erinnerte ein wenig an alte, selten benutzte Wagen. Klotilde dachte daran, wie kalt diese weißen Berge da auf der Karte aussahen. Sie mußte lächeln, als sie daran dachte, wie viel Kaltes sie von diesem Menschen, der ihr geschrieben, schon erlitten hatte. Daß sie darüber lächeln konnte, gab ihr ein Gefühl tiefer Ruhe und Freiheit. Ja, jetzt konnte keine Hitze oder Kälte, die von anderen Menschen kam, zerstörend in ihr Leben dringen. Sie war fest geworden und hatte es gelernt, sich zu schützen, aber wie lange hatte das gedauert. Es schien ihr, als habe sie nur sehr langsam, mit einer gewissen Steifheit, das Leben begriffen.

So waren Klotildens Gedanken gänzlich von den Rechnungsbüchern abgeirrt. Als sie Henriettens Klopfen erkannte — denn kein anderer Mensch in Liwametz klopfte so, oder klopfte überhaupt viel vor dem Hereinkommen — fuhr sie auf und hatte ein schlechtes Gewissen. — Ich muß nun so tun, als hätte ich nachgerechnet, dachte sie, und nun wird Henriette mir wieder von den Eiern erzählen. Laut und ruhig rief sie: „Herein."

Henriette setzte sich an die andere Seite des Tisches, und nun begann eine lange Abrechnung, die bis auf den Kopeken stimmte, worüber Klotilde stets aufrichtig erstaunt war, während sie doch so tat, als dürfe es gar nicht anders sein. So sicher war Klotilde, daß Henriette sich nie in ihren Rechnungen irrte, daß ihre Gedanken wieder abschweiften.

Sie begann, im Norden zu reisen. Da sie viel Reisebeschreibungen las, kannte sie die Welt allmählich recht gut. Sie sah zwar noch auf die Rechnungsbücher, begann aber unwillkürlich mit dem Bleistift Linien auf den freien Rand zu ziehen, die wie Meeresküsten aussahen. Wie interessant mußte es doch sein, einmal die große weite Welt zu sehn, nicht immer nur Europa. Da hörte sie das Wort Eier. Also richtig, da kam es.

„Und Herr von Horst ist auch schuld," sagte Henriette. Sie mußte also wohl schon längere Zeit nicht mehr Zahlen genannt, sondern den Kommentar zu ihnen gegeben haben.

„Meinen Sie?" fragte Klotilde.

„Ja, gewiß; mehrere Eier am Morgen, dann zum Frühstück, und jeden Abend den Eierpunsch für die Knaben, den er macht."

„Hm," meinte Klotilde, ein Lächeln unterdrückend, „können wir es uns denn nicht erlauben, soviel Eier zu verbrauchen?"

„Warum könnten wir es uns nicht leisten, liebste Baronesse? Wenn der Vorrat aus Kanten kommt, ist es ja gut, aber dann ist er allemal wieder gleich alle. Ich bitte also die Zahl der Eier zu erhöhen."

Klotilde nickte. Da kein Papier zur Hand war, schrieb sie unter die letzten Zahlen des Rechnungsbuchs: Viel mehr Eier aus Kanten bestellen. Dann bat sie Henriette, sich darauf vorzubereiten, einen Speisekorb herzurichten, denn Herrn von Horsts Jacht solle wieder da sein und die Jungen hätten auch schon Andeutungen gemacht. Henriette Krug kam gar nicht zur Antwort, denn die Tür wurde aufgestoßen und die Kinder stürzten lachend, springend, rufend herein. In ihrer Mitte stand Charles in einem bunten, indischen Gewand, ein brennendes Weihrauchfaß in der Hand haltend. Henriette eilte erschreckt davon.

„Du hast mir befohlen, heute um zwölf Uhr bei dir zu sein, und da bin ich," sagte Charles, sich tief verneigend.

Klotilde befahl den Kindern, das Weihrauchfaß fortzutragen und hinauszugehn. Sie selbst schloß die Tür hinter ihnen.

Charles blieb an der Wand stehn und tat, als zittere er vor Furcht. Klotilde verzog ihr Gesicht und ging in ihr nebenan liegendes Schlafzimmer, aus dem sie eine große blanke Schere holte. Charles hatte es ihr gestern abend versprochen, daß seine herrlichen Locken fallen sollten, falls sie es eigenhändig täte.

Als Charles den Stahl aufblitzen sah, schrie er auf.

„Charles, du hast es mir versprochen!"

„Was ist ein Versprechen, Tante Klotilde? Noch nie versprach einer etwas, was er selbstverständlich getan hätte. Welcher Geliebte würde seiner Geliebten sagen: ich verspreche dir, zum Stelldichein zu kommen!? Ver-

sprechen sind Fallen, wohl dem, der ihnen entgeht." Bei diesen Worten näherte sich Charles aber doch langsam Klotilde, die mitten im Zimmer stand. Vorsichtig ließ er sich auf die Knie nieder, erhob die Hände, als bete er, und senkte den Kopf tief. Die Schere fuhr durch die Locken. Da schrie Charles wieder auf, warf sich auf die Diele und verbarg seinen Kopf.

Weder Charles noch Klotilde hatten es bemerkt, daß die Tür sich geöffnet hatte und Cäcilie leise eingetreten war.

„Oh, du moderne Delila!" rief Charles, „nicht mehr Liebe und Geschmeidigkeit der Verführungskunst wie früher, nein, nur gewaltsame Forderung: Simson, du mußt! Ich aber sage dir: nicht nur, daß meine Locken einen modernen Narcissus aus mir machen, nein, ich muß sie tragen als Symbol meiner Unterschiedlichkeit von Euch!"

In dem Augenblick lief Cäcilie auf Charles zu, kniete neben ihm nieder und bat:

„Rühr ihn nicht an, laß ihn, Tante Klotilde."

Als Klotilde Cäcilie sah und diese Bitte hörte, warf sie die Schere, in der die abgeschnittene Locke noch steckte, in weitem Bogen über die Köpfe der jungen Menschen auf das Sofa.

„Krach!" sagte Charles, stand schnell auf und zupfte seinen Schlafrock zurecht.

„Bestärkt euch nur gegenseitig in euren Schwächen," rief Klotilde ärgerlich.

„Und in unseren Stärken," rief Cäcilie, die noch kniete.

„Wie ihr wollt, ganz wie ihr wollt.“ Klotildens Gesicht war ganz ernst geworden. „Willst du von allen Menschen falsch aufgefaßt werden, gut, mach es, wie du willst!“

„Peccato, peccato!“ rief Charles, indem er sich, die Hände über der Brust gekreuzt, verneigte. Dann eilte er hinaus. Cäcilie fiel es auf, daß er sie nicht angesehn hatte; sie fühlte, daß ihm ihr Hereinkommen unangenehm gewesen war.

„Aber Cäcilie!“ rief Klotilde vorwurfsvoll, als sie allein waren.

„Aber Tante Klotilde! Du weißt doch, daß er Mitglied eines ästhetischen Klubs in London ist, wo viele die Haare so tragen.“

„Hier ist aber kein ästhetischer Klub, Gott sei Dank.“

Cäcilie trat auf Klotilde zu, nahm ihre beiden Hände und preßte sie gegen ihre Brust.

„Laß ihn doch sein, wie er ist. Was willst du aus ihm machen? Einen Mann, wie die Männer hier sind? Das geht ja doch nicht. Hast du dich auch gefragt, ob du ihn so vergewaltigen darfst?“

Klotilde zog ihre Hände fort: „Deine Rede geht frei, Cäcilie.“ Doch sie konnte den Blick nicht vom jungen Gesicht vor sich wenden, in dem so viel verhaltenes Leben war. „Aber er ist doch zu anders,“ sagte sie mutlos.

„Tante Klotilde, wollen wir es nicht lieber versuchen, ihn zu verstehn? Hilf mir darin, es ist nicht leicht. Scheint es dir nicht so, als hätte er all dieses Äußerliche nur so angenommen? In den äußeren Dingen könnte er sich

wohl jeden Tag ändern, anders ist es mit seiner Seele. Ich will sie verstehn, ich kann es kaum. Ich fühle nur, daß er viel enttäuscht worden ist."

Klotilde wurde weich, sie dachte, ob es nicht am Ende doch ein tieferes Gefühl sei, das Cäcilie für Charles empfinde? Sie seufzte leicht auf.

In diesem Augenblick öffnete sich wieder unerwartet ohne Anklopfen, wenn auch leise und vorsichtig, die Tür, und Horsts rotes, gutmütiges Gesicht sah herein.

„Pai, pai, verzeih, ich störe!" rief er.

„Es ist gewöhnlich Sitte, auf eine Antwort zu warten, wenn man geklopft hat," sagte Klotilde.

„Pai — ich hatte gar nicht geklopft — auch ist das nicht gewöhnlich —"

Cäcilie sagte, daß sie nun zu den Kindern gehn wolle. Sie ging bis zur Tür, besann sich aber, kehrte wieder um und trat zum Schreibtisch der Tante. Da sie kein Papier liegen sah, schrieb sie unter die Worte: Viel mehr Eier aus Kanten bestellen, — ‚Behandle diese Seele, die dir so ergeben ist und die schon so hoch auf dem Läuterungsberge gestiegen ist, nicht so oft mit deiner kleinen Verachtung."

„Was tust du da, Cäcilie?" fragte Klotilde, aber Cäcilie ging, ohne zu antworten, mit leichtem Schritt hinaus.

„Nun also?" fragte Klotilde, sich zu Horst wendend.

Horst räusperte sich zuerst ausführlich, dann setzte er sich aufs Sofa, mit der Bemerkung, daß es fast so groß sei, wie eine Jacht. Hierauf erwähnte er verschiedene andere Beförderungsmittel, aber daß es

statistisch nachgewiesen wäre, daß das Seefahren das sicherste von ihnen sei. Dann sprach er vom Wetter, von Stürmen, aber auch von totaler Windstille, und auch — und seine Augen leuchteten auf — von solchem mittelstarken, frischen Winde bei blauem Himmel. Er machte die Beschreibung einer Segelfahrt bei einem solchen Wetter, erzählte, wie die Jacht sich schief lege und der Wind in die Segel griffe, schilderte alles so anschaulich und verlockend, daß Klotilde, die ihm aufmerksam zuhörte, dachte: warum, wenn er das für das schönste hält, hat er mir noch nie den Vorschlag gemacht, auch einmal mitzukommen? Aber sie sagte bloß kühl, als er geendet, daß sie sehr wohl sehe, worauf das alles hinausgehe.

Nun begann ein langes Handeln zwischen beiden. Klotilde wollte nicht allen großen Jungen erlauben, mitzufahren, und Horst wollte sie alle haben, ferner wollte sie nicht, daß das Ziel der Fahrt so weit sein sollte, wie er es bestimmt hatte, und er wollte doch nicht nachgeben. Schließlich siegte aber, wie auch sonst in solchen Fällen, seine große Demut und Zähigkeit, und als er ihre Zusage hatte, stand er sogleich schnell und elastisch auf.

Klotilde sah ihn mißtrauisch an und dachte, daß man die Männer stets irgendwie im Stande der Bitte halten müsse. Sie bemerkte es, wie froh er war: natürlich, jetzt hatte er schon sein Seegesicht. Es war ihr jedesmal so, als entziehe er sich ihr vollkommen, wenn er auf die See ging.

Horst stand vor Klotilde und konnte sich noch nicht entschließen zu gehn. Er fragte:

„Ein wenig Verstimmung gehabt, heute?"

„Ja," sagte sie, „die jungen Menschen heutzutage lassen sich alle gehn." Sie wußte selbst nicht, warum sie ihm das sagte, noch weniger klar war ihr es, warum sie ihm erzählte, daß sie sich Sorgen wegen Cäcilie mache.

„Ja, pai, was hat sie denn getan?" fragte er.

„Warum soll sie denn gleich etwas getan haben."

„Nicht so recht plaziert in der Welt?" fragte er wieder. „Vielleicht heiraten?"

„Natürlich! Als ob das alle Konflikte löse!"

„Einen vielleicht," meinte er sanft. „Sie sollte es dennoch tun, und nicht zu spät. Denn es liegt ja in der Familie —"

„Alte Jungfer zu bleiben?" unterbrach sie ihn.

„Nun ja, wenn Sie es so nennen wollen. Die Männer sind ja allemal so unwürdig. Übrigens, was für wunderschöne rote Nelken das sind!"

Klotilde hatte das Glas emporgehoben und hatte sich über die Blüten gebeugt; dem ergrauten Haar, den ausgesprochenen Zügen und braunen, lebhaften Augen stand das Rot, das ihrem Gesicht so nahe kam. Sie setzte schnell das Glas nieder und nickte entlassend. Dann trat sie zum Schreibtisch, um zu sehn, was Cäcilie ihr da aufgeschrieben hatte. Als sie die Worte gelesen, schlug sie das Buch ärgerlich zu. Was für ein Übergriff, dachte sie, und doch bewunderte sie Cäcilie, daß sie so etwas tun konnte: oft war es ihr, als wäre in diesem jungen Kinde etwas schon frei, das in ihr noch gebunden dalag.

Fünftes Kapitel

Die Strandvilla

Felix war ein häufiger Gast im Hause des Generals geworden. Wenn er, dahin eilend, die weiß-blaurote Fahne über den schwarzen Tannenwipfeln wehen sah, war es ihm, als gäbe sie ihm ein Lebenssignal.

Gregor hatte das kleine Haus, das er vorfand, zu einer stilgerechten russischen Villa ausgebaut. Verschwenderisch waren überall Holzschnitzereien angebracht, die mit leuchtenden Farben bemalt dem Hause ein ausdrucksvolles Aussehen gaben, so daß es farbig lockend zwischen den hohen, ernsten Tannen dastand.

Die innere Einrichtung war einfach, bis auf Weras Salon, der mit allem modernen Komfort ausgestattet war. Wera hielt sich meistens hier auf und ließ, wenn es stürmte und man das Rauschen der nahen See zu deutlich hörte, die Läden schließen. Sie sagte, daß sie in dieser Villa die Empfindung habe, auf einer ewigen Seereise zu sein, und daß sie, aus dem Innern des Reichs stammend, der See sehr fremd wäre. Sie fand sie nur an stillen Abenden schön, im Sturm sei sie roh und abschreckend, man habe geradezu die Empfindung, als ob sie schlecht sei und es auch sein wolle.

Felix horchte auf alle Lebensäußerungen dieser Frau und deutete sie nach seinem Sinne, ja, oft dichtete er sie um und gab ihnen eine tiefere Bedeutung. Er fühlte es zuweilen dunkel, daß er dieses tat, daß seine Phantasie mitwirkte, aber seine Sehnsucht trieb ihn dazu. Seit dem Tode der Mutter hatte er sich den Erleb-

nissen mit Frauen fern gehalten, und doch war das Bedürfnis nach Frauennähe und weiblichem Verständnis nur eher gewachsen. Er glaubte bei Wera eine wirkliche Teilnahme zu finden, die Lebensreife, die er bei ihr vermutete, wirkte vertrauenerweckend auf ihn; sorglos überließ er sich diesem Verkehr.

Es war nicht einmal, daß er so viel mit ihr zu sprechen, ihr mitzuteilen hatte, es war das weibliche Element überhaupt, das so schön in ihr verkörpert war, was ihn anzog. Er wußte wohl, daß er ihre Seele nicht kannte und daß ihm diese slawische Seele vielleicht in vielem zu fremd war, aber gerade das Ungekannte, das ihm rätselvoll verborgen schien, wirkte produktiv auf ihn. Und so fremd ihm ihr innerstes Fühlen, ihre Seele auch sein mochten, die seltene Schönheit ihres Äußeren war ihm um so verständlicher. Er hatte sich in jede Nuance dieser Schönheit eingelebt, konnte Wera oft lange Zeit versunken ansehn in einer Art, die sie sich gefallen ließ, weil sie darin das künstlerische Begreifen fühlte. Ja, oft schien es ihm, als suche sie ihn darin noch zu steigern, ihn weiter zu führen, aber er hätte nicht sagen können, ob sie das bewußt oder unbewußt tat, so diskret verborgen war sie dabei.

Gregor Wassiljewitsch schien sich über diesen Verkehr zu freuen, er hatte Felix gern und fand fast täglich einen Vorwand, ihn ins Haus zu ziehen. Bald mußte gesegelt oder auf die Jagd gegangen werden, oder aber es galt eine Kartenpartie, zu der Felix den vierten abgeben mußte. Oft auch bat er ihn, seiner Frau über einige einsame Stunden hinwegzuhelfen, wenn er

mit Ossip Wladimirowitsch auf einen längeren Jagdausflug fuhr. Dann spielte Felix Wera stundenlang vor, und obwohl er wußte, daß sie nur wenig von Musik verstand, freute er sich doch über ihre Bewunderung. Auch Gregor interessierte sich für Felix' Musik. Er überredete ihn fortgesetzt, nach Petersburg zu ziehn, ein in Deutschland ausgebildeter Musiker habe dort die besten Aussichten. Er erbot sich, an jenen Großfürsten zu schreiben, mit dem sein Vetter, Fürst X, der eine hohe Hofstellung habe und eine große politische Rolle zu spielen anfange, befreundet sei. Dieser Großfürst habe über die Anstellungen am Konservatorium zu bestimmen. Felix könne ja noch ein Anerbieten ausschlagen, aber schreiben werde er auf jeden Fall. Er betonte es stets, daß man seine Gaben dazu erhalten habe, um sich eine sichere und glänzende Lebensstellung zu erringen. Vor allem müsse man dieses Leben, in dem man schon einmal sei, genießen, es ausnutzen, und Felix habe dazu gerade die ausgezeichnetsten données personelles. Er werde ein berühmter Dirigent und Komponist werden, schließlich eine große Heirat machen und zu vielem Gelde kommen, aber alles nur dann, wenn er auch ernstlich wolle. Er jedenfalls sei bereit, alles dazu zu tun, was in seinen Kräften stehe, um Felix behilflich zu sein. Er schien Felix' Unsicherheit in seinen Lebensplänen für deutsche Schwerfälligkeit zu halten.

Felix wies Gregor Wassiljewitschs Vorschläge nicht ab, verhielt sich aber noch zurückhaltend zu ihnen. Mit der Zeit aber erschienen sie ihm immer weniger fremd.

Es lag etwas so Natürliches darin, wenn sich etwas wie von selbst machte: durch Gregors Anerbieten konnte er in Petersburg die besten Verbindungen haben, und auch sein Vater hatte dort einige einflußreiche Beziehungen. Und wenn er nach Petersburg zog, bedeutete das ja auch noch nicht, daß er ganz auf Deutschland verzichtete. Er wollte die Zeit dort benutzen, um bekannt zu werden und sich noch als Dirigent zu vervollkommnen. Und noch einen Vorteil hätte es gehabt: er könnte ein Auge auf das väterliche Gut haben, öfter hinfahren, denn, wenn es schon durchaus nicht verkauft werden sollte, so durfte man es doch nicht verkommen lassen. So begann Felix' Zukunftsproblem, wenn auch fürs Erste nur noch spekulativ und in der Phantasie, doch eine Form anzunehmen. Er war noch unentschieden, aber er fühlte es zuweilen doch so, als bedürfe es nur eines stärkeren Anstoßes, um ihn zur Entscheidung zu treiben.

Es war ein warmer, stiller Abend, als jenes Quartett — Wera, Gregor, Felix und Ossip Wladimirowitsch — wieder einmal auf der Veranda der kleinen Villa zusammen saß. Die Nächte waren schon nicht mehr so hell, besonders merkte man das unter den dunklen Tannen. Sie hatten schon zu Abend gegessen. Petrowitsch, ein alter Diener aus Weras Elternhaus, brachte nun mit unbeweglichem Gesicht ernst und würdevoll den Samowar. Die Windlichter brannten, Nachtfalter nahten sich, umschwirrten die Kuppeln, stießen sich am Glase, flogen höher und so mancher verbrannte sich

an den Flammen. Ein kühler Lufthauch wehte vom Meere. Wera schauerte leicht zusammen und schlug den Kragen ihrer hellen Jacke auf. Es schien Felix, als wäre heute etwas Unruhiges in ihren Bewegungen, und als sähen ihre Augen dunkler aus als sonst. Sie hatte oft eine leicht gereizte Art, ihrem Mann zu antworten, heute aber trat das schärfer hervor; es mochte sich etwas zwischen ihr und ihm abgespielt haben.

Daß Gregor und seine Frau sich fern standen, war wohl für keinen ein Geheimnis, nie aber war es Felix so aufgefallen, wie heute. Während sie sonst stets die gleiche kühle Abwehr hatte und er oft die Schranke, die sie zog, niederzureißen suchte, war sie heute die Angreifende ihm gegenüber. Er beherrschte sich, sprach aber besonders viel, was Felix als ein Zeichen zurückgedrängter Erregung ansah. Er hatte schon die verschiedensten Jagdgeschichten erzählt, bei denen seine Frau teilnahmslos zurückgelehnt dagesessen hatte, ab und zu fröstelnd ihre Finger in die Ärmel der Jacke steckend. Nun wandte Gregor sich den Persönlichkeiten von Liwametz zu und begann den alten Freiherrn zu preisen:

„Das ist wirklich noch ein Patriarch. Man muß sich vor ihm verneigen, ihm Ehrfurcht erweisen. Wenn er einem Bettler ein Almosen gibt, so wird der denken: wie ist doch das Amt des Bettlers so ehrenwert! Er wird sich in seinem Beruf bestärkt fühlen, wenn er nämlich ein ehrlicher, anständiger Bettler ist!"

Ossip Wladimirowitsch lachte und stimmte diesem Urteil zu. Wera Michailownas Gesicht blieb un-

beweglich. Felix wunderte es, daß sie niemals die Art, in der Gregor erzählte, zu genießen verstand, und doch hatte er die Gabe gegenständlicher Schilderung. Gregor selbst freilich legte diesem kleinen Talent keinerlei Wert bei, er wollte nur in seinen langen theoretischen Auseinandersetzungen ernst genommen werden. Er fuhr fort:

„Ja, der Onkel ist wirklich vornehm. Er bleibt, was er ist: kein Großer macht ihn größer, kein Kleiner kleiner. Man glaubt, das sei einfach? Ja, es müßte so sein, es ist aber nicht so! Die meisten recken sich zum Beispiel zu einem Großfürsten auf und fühlen sich nachher wie geschwollen. Was meinen Sie, Ossip Wladimirowitsch?"

So sehr der General den alten Freiherrn lobte und bewunderte, um so härter beurteilte er Charles. Er sei kein Mann, sei unnatürlich, habe neulich gesagt, er hasse Männer, weil sie harte Stiefel trügen. Wera Michailowna lachte hierzu, aber es war eher etwas Höhnisches in ihrem Lachen. Sie beugte sich vor und begann Charles zu verteidigen. Sie begreife nicht, warum man damit unzufrieden sei, daß er einmal Majoratsherr sein werde? Sie finde es im Gegenteil sehr gut, wenn auch einmal jemand hier im Lande einen größeren Besitz bekomme, der eine andere Auffassung der Welt habe, als die übrigen Menschen hier. Sie fragte Felix um sein Urteil über Charles, und Felix mußte zugestehen, daß er ihn für einen bedeutenden Menschen halte.

„Ich meine nicht seine menschlichen Seiten," sagte

er, „die kenne ich zu wenig. Aber seine geistigen Anlagen sind überraschend. Er ist begabt für Musik, Poesie und Malerei zugleich, dabei ist er geistvoll. Ich verstand mich zuerst nicht so ganz mit ihm, aber jetzt haben wir oft lange Unterhaltungen bis zum Morgen gehabt, und ich muß sagen, daß ich ihm vieles verdanke; über ganze Geistesgebiete habe ich jetzt nachdenken müssen, die mir im Dunkel lagen. Er wendet sich an Geist und Phantasie zugleich und ist sehr anregend."

Über Klotilde waren die Ansichten die gleichen, alle bewunderten sie, wenn auch Wera meinte, daß sie eine ihr fremde Natur habe. Darauf wandte sie sich an Felix und fragte ihn, wie er über Cäcilie denke?

Felix hatte Cäcilie jetzt kurz nacheinander zweimal, aber nur ganz flüchtig, gesehn; sie war gerade nach Liwametz heraufgekommen, als er im Begriff war, hierher zu gehen. Einmal hatte sie Noten mitgehabt, es hatte ihm leid getan fortzugehn und er merkte, daß es sie enttäuschte, aber er wurde hier zu einer bestimmten Stunde erwartet. Er hatte nur wenige Worte mit Cäcilie gesprochen, und wieder hatte er den Eindruck gehabt, daß sie ungewöhnlich war, aber sie lag für ihn jetzt so außerhalb alles dessen, was ihn beschäftigte, daß seine Gedanken nicht länger bei ihr geweilt hatten. Er hatte sie nur neulich bitten lassen, zwei Lieder durchzusehn, die er kürzlich komponiert hatte, und sie hatte es zugesagt. Als Wera ihn nun fragte, wie er über Cäcilie denke, schwieg er zuerst. Es schien ihm zuviel, zu sagen, daß er sie ungewöhnlich finde, auch widerstrebte es ihm, mit Wera

von ihr zu sprechen. So sagte er nur kurz, daß Cäcilie nicht immer liebenswürdig sei. Wera lächelte.

Gregor Wassiljewitsch begann lebhaft von den Jagden zu sprechen, die sein Vetter, jener Fürst X, nach einigen Wochen geben wolle und zu denen er ihn heute eingeladen habe. Diese Jagden seien stets mit großen Gesellschaften verbunden, er habe mit Freuden zugesagt und sogleich hingeschrieben, daß er komme, seine Frau aber — er warf einen schnellen Blick zu ihr hinüber — weigere sich mitzufahren.

Felix, der jetzt schon öfter von diesem Vetter hatte sprechen hören, wandte sich an Wera und fragte, ob er viel in ihrem Hause verkehre und ob er interessant sei? Er erhielt noch keine Antwort, als Gregor schon dazwischen rief, daß seine Frau so etwas wie sein „politisches Medium" sei. Wera Michailowna, die ihren Tee umrührte, rief: „Unsinn". Sie sagte es in einem so impulsiven Ton, wie Felix sie noch nie hatte sprechen hören.

Gregor Wassiljewitsch aber bestand darauf, daß es so sei. „Er bestellt immerfort Menschen zu ihrem Jour, die er sonst nicht sieht, kommt dann ganz wie eine Privatperson hin. Er ist eine Persönlichkeit, Sie werden ihn ja kennen lernen, ein ganz außerordentlicher Mensch ist er. Man muß sich ihm fügen, weil er einen eisernen Willen hat und feste Ziele. Das ist es. Dabei tut er einem leid, denn er hat eine unmögliche Frau, die noch dazu immer krank ist. Ja, mein Vetter ist einer der bedeutendsten Männer Rußlands und beginnt eine sehr große politische Rolle zu spielen."

Felix sah zu Wera hin, ob sie diesen Lobesworten beistimme? Ihr Gesicht war ruhig und eher ablehnend, während sie den Herren ihre Teegläser von neuem füllte. Felix nahm ein Glas, das sie ihm, ohne ihn anzusehn, reichte, und gab es Ossip Wladimirowitsch weiter. Als er aber den jungen Menschen dabei ansah, erstaunte er. Ossip Wladimirowitsch fuhr auf, als er Felix' Blick sah, und hatte im Augenblick wieder sein gewöhnliches Gesicht angenommen.

Was war das? dachte Felix. Böse, fast heimtückisch hatte der junge Offizier mit zusammengekniffenen Augen auf Wera hingesehn; höhnisch hatte es über sein Gesicht gezuckt. Wußte er um den Streit der Gatten, war die Absage der Einladung der Grund gewesen? Ossip Wladimirowitsch war stets so zurückhaltend und bescheiden, daß dieser rückhaltlose Blick besonders auffiel. Wollte er zeigen, daß er die Partei seines Vorgesetzten nahm und ihr Unrecht gab? Warum aber dann der Hohn? Felix wurde zerstreut, unruhig. Es kam zu keinem zusammenhängenden Gespräch mehr, es war, als seien die Fäden des Verständnisses überall gerissen.

Der Abend war still, kaum bewegten sich die Flammen der Windlichte. Von fern drang das Rauschen der See herüber, der Nachtwind war kühl und die Luft feucht. Gregor begann eine lange Auseinandersetzung über die neuesten Kanonentypen. Niemand hörte ihm so recht zu.

Was weiß ich im Grunde von diesen Menschen hier, dachte Felix; er kam sich plötzlich wie ausgestoßen aus

ihrer Gemeinschaft vor. Es war ihm bisher reizvoll erschienen, daß Weras Leben für ihn wie unter Schleiern verborgen gewesen, jetzt aber empfand er es störend, daß er nichts von ihr wußte. Sie war nach Liwametz gekommen aus ihrem eigentlichen Leben, diese Zeit stellte für sie vielleicht nichts anderes vor als ein kleines Intermezzo, und er hatte sich getäuscht, wenn er glaubte, daß sie eine tiefere Teilnahme für ihn habe? Er sah zu ihr hin: ihr Gesicht war bleich und hatte einen wehmütigen Ausdruck. Sie begegnete seinem Blick und lächelte ihm leise zu; dann erhob sie sich und schlug vor, an den Strand zu gehn.

Gregor, der mit seiner Auseinandersetzung noch nicht fertig war, schien verstimmt und hielt Ossip Wladimirowitsch zurück; so gingen Wera und Felix voran.

Felix liebte es sonst, neben Wera dahinzugehn; sie verstand es, sich seinem Schritt anzupassen, und er machte unwillkürlich kleinere Schritte und verfiel in ihren weichen, etwas wiegenden Rhythmus, heute aber paßte er sich ihrem Gang nicht an.

Sie betraten die lange, schmale Brücke, die weit hinausführte in die graue See. Am Ende erweiterte sich die Brücke, hier standen einander gegenüber zwei Bänke. Wera setzte sich, stützte den Kopf in die Hand und sah auf das Wasser hin. Felix stellte sich vor die Stufen und atmete tief den frischen, nächtlichen Hauch der See ein. Das Wasser schlug klatschend an die Treppe; es hatte am Tage gestürmt und die See barg noch die Erregung in sich. Felix bemerkte, wie hin

und wieder die Wellen stärker aufschlugen, und war damit beschäftigt, darin einen Rhythmus festzustellen, als Wera Michailowna ihn aufforderte, sich doch auch zu setzen. Erst als er sie sprechen hörte, fiel es ihm auf, daß sie die ganze Zeit über kein Wort gesagt hatte. Er sah ihr Gesicht nur undeutlich vor sich.

„Nicht wahr, es ist so," meinte sie, „als fahre man immer weiter dahin?"

„Ja, man hat zuweilen diese Illusion," sagte er gezwungen.

„Und zuweilen wollte ich, man führe weit, ohne Ende — und begönne ein neues Leben."

Felix sagte nichts hierzu, aber er wartete gespannt darauf, was sie noch sagen werde.

„Je älter ich werde, um so schwerer erscheint mir oft das Leben. Zuweilen ist es so: überall ist Verstrickung, man sieht es wohl und doch kommt man nicht heraus."

Er hörte wohl den Unterton der Erregung in ihrer weichen Stimme, aber sagte leichthin:

„Nun, Sie sind doch zufrieden mit Ihrem Leben in Petersburg?"

Wera Michailowna sprach weiter, als überhöre sie seinen oberflächlichen Ton: „Man lebt, man lebt immerzu, gewiß, aber es ist nicht mehr das reine, klare Leben. — — Wenn ich denke, wie ich als Kind in den Birkenwald lief, die Stämme waren so weiß und der starke Duft... Ich suchte Vogelnester, aber nicht, um sie zu zerstören. Ich war allein, aber ich war glücklich, die Eltern liebten mich und ich liebte sie. Ge-

weiß, man könnte sagen, daß es vielleicht kein Leben war... Dann wurde es mit einemmal anders — ach ja, und dann heiratete ich auch."

Diese Worte befremdeten Felix. Also verstand sie unter der großen Veränderung nicht ihre Ehe? Was war es dann gewesen? Eine Liebe, die unglücklich geendet und sie in die ihr gleichgültige Ehe hineingetrieben hatte? Warum sagte sie ihm das? Ihr Wesen erschien ihm eben, während sie so sprach, wie von einer leisen Demut durchzittert, die im Gegensatz zur Schönheit ihrer Erscheinung und ihrer sonstigen Sicherheit stand. Die Schatten der Nacht sanken tiefer herab, das Wasser schlug gleichmäßiger und leiser an. Er sah, wie ein Brett zur Treppe getrieben wurde und beugte sich vor, um es mit seinem Stockgriff herauszuziehen.

„Ich möchte Sie fragen — haben Sie sich nun entschlossen, zu uns nach Petersburg zu ziehen?" fragte sie unvermittelt.

Er ließ das Brett fahren, aber wandte sich ihr nicht zu. „Wünschen Sie es?"

„Ja, ich wünsche es," sagte sie schnell. „Ich hätte Sie gern da."

Felix beugte sich wieder zum Brett hinab und hielt es nun mit dem Stockgriff fest; er fühlte, wie die Erregung in ihm aufstieg.

„Wenn ich sehe," sagte sie, „wieviel Mühe Sie sich um dieses Brett geben, um es heranzuziehen, wie in Ihren Schutz. Sie könnten viel stärker sein, als Sie es wissen — Wollen Sie da nicht lieber einem lebendigen Menschen helfen?"

Das Brett lag dunkel und naß auf den Stufen, Felix beugte sich zu Wera hinüber und versuchte in der Dunkelheit ihr Gesicht zu erkennen. Als er sich zu ihr wandte, sah er hinter ihr die dunkle Küste mit den großen, schwarzen Steinen im Sande. Auf einem Stein saßen Gregor und Ossip, ihre Zigaretten leuchteten herüber wie Glühwürmchen. Gedämpft klang ab und zu Gregors Stimme bis zu ihnen.

„Wie kann ich Ihnen denn helfen, Wera Michailowna?"

„Ich habe keinen Bruder gehabt, keinen nahen männlichen Verwandten, außer meinem Vater; ich habe nicht viel Vertrauen in Männer — sie sind keine Freunde. Was ich brauche, ist die Sicherheit, Felix Nikolajewitsch, einen wirklichen Freund zu haben."

Felix setzte sich auf die Stufe, um ihr näher zu sein, und sah von unten in ihr Gesicht. Der leichte Nachtwind blähte den weißen Schleier, den sie um ihr schwarzes Haar gelegt hatte, wie ein duftiges Segel, das herauszulocken schien in ferne, verheißungsvolle Länder. Das Wasser schien ihm stiller, alles war stiller und feierlicher geworden nach ihren Worten, und jetzt war es auch ihm so, als führen sie leise dahin, fort von der dunklen Küste, von Gregors langen Kanonen-Auseinandersetzungen und den aufleuchtenden Zigaretten. Er sagte:

„Sie haben mir schon so viel gegeben durch Ihre Teilnahme und immer werden Sie mir viel mehr geben können, als ich Ihnen geben kann, denn die Frauen sind reicher an jenen feinen, unsichtbaren Gaben, wie

wir. Wenn ich Ihnen aber helfen könnte, so soll es geschehn. Denn es ist wohl möglich, ja, es erscheint mir sogar wahrscheinlich, daß ich zu Ihnen nach Petersburg komme."

„Sie machen mir eine große Freude, Felix Nikolajewitsch."

Alles erschien ihm wunderbar: er, sie, das Leben, die Nacht, wunderbar und doch wirklich. — Ja, die Wirklichkeit ist doch das schönste! dachte er. Da scholl Gregors Stimme zu ihnen herüber, der ihnen zurief, jetzt zurückzukommen.

Am Hause angelangt, wollte Felix sich verabschieden, aber Gregor bat ihn, noch ein wenig zu spielen. Ossip zündete die Lichter am Klavier an: sein Gesicht war finster, ab und zu zuckte es wie Wetterleuchten darüber hin.

Felix spielte zuerst die Lieder, die er kürzlich geschrieben, dann tauchten neue Motive in ihm auf und er phantasierte. Gregor setzte sich in einen Lehnstuhl und schloß die Augen, er sah erschöpft aus. Ossip Wladimirowitsch ging auf der Veranda auf und nieder, sah aber jedesmal im Vorübergehn durch die Glastür in den Salon hinein.

Wera Michailowna beugte sich vor und sah in Felix' Gesicht, das einen in sich gekehrten Ausdruck angenommen hatte, wie immer, wenn er spielte. Gregor wurde abgerufen, um mit seinem Jäger zu sprechen. Da stand Wera auf und stellte sich dicht hinter Felix. Es schien ihm, als habe sie ihm leicht und liebkosend über die Schulter gestrichen, während sie ihm leise sagte,

daß er wundervoll genial spiele. Er brach sein Spiel ab und wandte sich ihr zu. Da fiel sein Blick auf die Glastür und auf ein verzerrtes Gesicht dahinter. Auch Wera sah dieses Gesicht und trat zurück. Felix erhob sich. Plötzlich glaubte er alles zu verstehen: Wera wollte nicht auf jene Jagden fahren, weil sie länger mit ihm zusammenbleiben wollte, Ossip Wladimirowitsch fühlte das heraus und war eifersüchtig; es war zurückgewiesene Liebe, die sein Gesicht so entstellte. Das gab Felix' Beziehung zu Wera einen ernsteren Unterton; er faßte erregt ihre Hände und küßte sie, eine nach der andern. Sie lächelte ihm zu, aber über ihr Gesicht war ein Schatten gefallen.

Er trat auf die Veranda. Ossip war verschwunden; Gregor stand noch immer mit seinem Jäger da. Es fiel Felix auf, daß der General sich zerstreut und nicht so liebenswürdig wie sonst von ihm verabschiedete. Aber das drückte ihn nicht, im Gegenteil: das ernste Gesicht des Gatten, die Vorstellung, daß Ossip irgendwo in der Nacht seine Qual und Sehnsucht zu überwinden suche, alles das steigerte nur sein Lebensgefühl.

Sechstes Kapitel

Ein schwüler Abend

Schwere Wolken zogen herauf. Die ganze Gesellschaft von Liwametz stand draußen vor dem Salon und erwartete das Erscheinen des alten Freiherrn. Charles trat zu Felix und sagte, Cäcilie habe

seine Lieder durchgesehn und versprochen, am Abend herüberzukommen. Felix hatte Cäcilie am Tage vorher noch das Lied hingebracht, das nach jenem Abend, an dem er mit Wera auf der Brücke gesessen hatte, entstanden war und das einige Zeilen aus dem Hohen Liede zum Text hatte. Er hatte auch Charles um sein Urteil gefragt, aber dieser hatte ihm erklärt, er habe den feststehenden Grundsatz, niemals den Leuten seine Ansicht über ihre Werke ins Gesicht zu äußern, er solle sich an Cäcilie halten, die werde ihm gewiß ihre Meinung sagen.

Der alte Freiherr kam, und man setzte sich zu Tisch. Als alle schon aßen, erschien Cäcilie; sie kam schnell auf den Großvater zu. Er sagte ihr, es wäre gut, sich im Leben an Pünktlichkeit zu gewöhnen. Sie küßte ihm die Hand und antwortete, das sei gewiß schön, aber das Leben gehe leider oft einen unpräzisen Gang. Klotilde drohte ihr lächelnd mit dem Finger, während der alte Freiherr es überhörte. Da es in Liwametz nicht gestattet war, für einen Verspäteten aufzustehen, nickten alle Cäcilie bloß von ihren Plätzen aus zu, während ihr Blick grüßend über alle hinwegglitt.

Felix sah aufmerksam zu Cäcilie hinüber. Ein harter Ernst lag auf ihrem jungen Gesicht und ließ es älter erscheinen. Ihre Vettern und Kusinen wandten sich ihr liebevoll zu, und Felix fragte sich, warum alle sie so zu lieben schienen?

Der alte Freiherr war heute still; ab und zu legte er Messer und Gabel hin und atmete schwer auf. Auf

Klotildens Frage, ob ihm nicht wohl sei, antwortete er, daß die schwüle Luft ihm den Atem benehme.

Nach Tisch trat Felix auf Cäcilie zu, die ihn über die anderen dazwischen stehenden Menschen hinweg ansah. Sie bedauerte, ihn gestern nicht gesehen zu haben, sie sei zu Hause gewesen, er hätte nicht sogleich weggehen sollen. Felix wollte nicht sagen, daß er nicht geblieben sei, weil Charles ihm gesagt habe, daß man keine Fremden in der Mühle empfange, und antwortete nur, daß er auch nur wenig Zeit gehabt habe. Ihre Augen vergrößerten sich erstaunt bei seinen Worten.

Sie traten zusammen auf den Gang hinaus, der mit Jelängerjelieber bewachsen war, und gingen auf und nieder. Er wußte, daß sie von seinen Liedern sprechen wollte, merkte, daß sie zögerte, und fragte sie, ob sie seine Arbeiten durchgesehn habe.

„Ja," sagte sie. „Ich habe auch versucht, die Lieder zu singen. Sie wollen wissen, wie ich sie finde?"

Er nickte und lächelte über ihre Frage. Sie wartete, bis einige Kinder an ihr vorbeiliefen, und ging dann den Gang bis zum Ende. Hier blieb sie stehn und wandte sich ihm zu.

„Dann will ich es Ihnen gleich sagen: diese Lieder sind nicht echt, sie sind — irgendwie suggeriert."

„Wie meinen Sie das? Jedes Kunstwerk ist doch irgendwie suggeriert."

„— Als habe etwas Fremdes in Sie hinübergegriffen. Sie sind auch zu sehr aus der Stimmung heraus gearbeitet. Sie kommen nicht aus der Seele und gehn daher auch nicht zur Seele."

Felix lächelte überlegen: „Ja, wenn Sie immer das erwarten! Aber Sie sehn doch, die Musik entspricht dem Text: er handelt von nichts als von Liebe."

„Und wenn auch," sagte sie lebhaft. „Ist denn die Liebe nichts Tiefes? Halten Sie denn diese wundervollen Verse, die Sie aus dem Hohen Liede gewählt haben, nicht für tief?" Und langsam, mit gedämpftem Klang, begann Cäcilie die Worte herzusagen:

„Setze mich wie ein Siegel auf dein Herz,
Und wie ein Siegel auf deinen Arm.
Denn Liebe ist stark wie der Tod
Und ihr Eifer ist fest wie die Hölle.
Ihre Glut ist feurig und eine Flamme des Herrn,
Daß auch viele Wasser nicht mögen die Liebe löschen,
Noch die Ströme sie ertränken.
Setze mich wie ein Siegel auf dein Herz,
Und wie ein Siegel auf deinen Arm."

Trotz allem Verhaltenen war der Klang ihrer Stimme stark. Felix fühlte, als er die Worte so sprechen hörte, eine ganz andere Auffassung heraus. Es zuckte ihm durch den Sinn, daß dieses Mädchen von Liebe noch nichts wisse, daß sie aber vielleicht einmal schwer und gewaltsam von ihr getroffen werden könnte. Seine Musik war leidenschaftlich begehrend, während aus der Art, in der sie die Worte sprach: ‚Ihre Glut ist feurig, und eine Flamme des Herrn!' etwas herausklang das über die Liebe hinaus wies. In ihrem Sinn gesprochen, wirkten die Worte: ‚Die Liebe ist stark wie der Tod und ihr Eifer ist fest wie die Hölle', groß und ernst.

Felix' künstlerisches Gefühl war angeregt und er bat sie, weiter zu sprechen. Er fragte sich, wie schön sie

erst die Worte singen würde, die sie schon so schön sprechen konnte? Er dachte, daß ihm von diesem schlanken Mädchen mit dem weißen Gesicht seltsame Offenbarungen kommen könnten. Er war daher unangenehm enttäuscht, als Cäcilie, anstatt mit jener tiefen, vibrierenden Stimme, mit der sie soeben die Verse gesagt hatte, nun in rein sachlicher Art auseinanderzusetzen begann, was ihr an diesem Liede in der musikalischen Ausarbeitung mißfallen hatte. Es regte sich fast etwas Feindliches in ihm gegen sie, denn das Lied war noch zu wenig von ihm losgelöst, als daß er ein objektives Urteil hätte ertragen können.

„Aber hauptsächlich wende ich mich," schloß Cäcilie, „gegen die Auffassung. Ich muß es Ihnen sagen, sie ist an der Oberfläche geblieben. Ja, Sie haben mich nicht einmal gezwungen, an die Gewalt dieser Liebe zu glauben, die Sie hier ausdrücken wollen. Dazu hätte sie doch irgendwie ihre Wurzeln in etwas Seelischem haben müssen. Ist das nicht der Fall — soll und kann sie uns da wirklich überzeugen? Es ist nicht wie der Duft einer Blume, es ist eher wie ein starkes Parfüm in dieser Musik." Cäcilie hatte den Kopf zurückgelegt, und die Augen schimmerten bloß als ein schmaler Streif hervor. Ihr Urteil, ihre ganze Persönlichkeit schienen ihm hochmütig und reizten ihn. Aber er sagte in möglichst überlegenem Ton:

„Also ganz und gar verurteilt?"

„Nein," sagte sie. Sie blieb stehn und sah ihm gerade in die Augen, so daß auch er gezwungen wurde, sie anzusehn: „Aber an ein Kunstwerk muß stets aller

Ernst gesetzt werden. Die Musik ist für mich etwas so Außerordentliches, wer in den Geist der Musik selbstschöpfend eindringen kann, erscheint mir so begnadigt, daß ich nicht verstehe, wie man leichtfertig sein kann in seiner Kunst."

Diese Worte waren so überzeugend und ernst gesprochen, daß sie Felix wider Willen nachdenklich machten. Habe ich vielleicht wirklich diese Lieder zu wenig durchgearbeitet, sie zu oberflächlich erfaßt, dachte er? Aber er verwarf diesen Gedanken wieder; Cäcilie war noch zu jung, zu klassisch voreingenommen, verstand nichts von dem, was er hier hatte ausdrücken wollen. Auch schien es ihm, als verurteile sie nicht nur seine Lieder, sondern auch ihn selbst, wenn sie sagte, daß er ‚leichtfertig' gewesen war in seiner Kunst. Er hatte sich die ganze Zeit seines Hierseins nicht um Cäcilie gekümmert, zuerst weil es ihm erschienen, als solle es nicht sein, dann weil er abgezogen worden war, er fühlte aber jetzt, daß er immer mit Vertrauen an sie gedacht und geglaubt hatte, daß sie etwas von ihm halte. Daß dieses nicht so war, verletzte ihn; hochmütig zuckte er die Achseln. Sie gingen schweigend den Gang zu Ende und traten dann zu den andern, die auf der Veranda standen.

Der alte Freiherr hatte alle Großkinder herbeigerufen.

„Ihr, Kinder, geht jetzt schlafen, aber ihr legt eure Sachen so zurecht, daß ihr, falls man euch wecken sollte, gleich alles findet und schnell aufstehn könnt. Es zieht ein schweres Gewitter auf."

Die Kinder nickten ernsthaft und gingen nicht ohne zur Schau getragene Wichtigkeit fort; insgeheim hatten sie den festen Vorsatz, sich zwar hinzulegen, aber doch durchaus das Gewitter abzuwarten.

„Und du, Klotilde," sprach der alte Freiherr weiter, „sieh häufig nach den Kleinen, damit die russischen Bonnen nicht zum Stall oder zur Schaukel laufen können."

„Und wie weit dürfen sich die Erwachsenen von den Häusern entfernen?" fragte Charles leise, aber der alte Freiherr hatte die Worte doch gehört und antwortete, gleichfalls in leisem Ton:

„Es kommt darauf an, wie viel Vernunft sie haben."

Cäcilie wollte noch vor dem Gewitter nach Hause. Der Großvater stimmte dem bei. Charles und die Jungen boten sich an, sie zu begleiten, aber sie lehnte es ab. Als Charles sich von ihr verabschiedete, sagte er, denn er sah es ihrem Gesicht an, daß die Unterhaltung mit Felix nicht befriedigend abgelaufen war:

„Habe ich es dir nicht gesagt, daß die Künstler vor allem eitel sind?" Darauf wandte er sich Felix zu, der mit erzwungener Lebhaftigkeit mit Horst sprach.

„Ich hoffe, es wird als keine Tollkühnheit aufgefaßt werden, wenn wir unten um den Rasenplatz gehn. Kommen Sie, Felix!"

Felix folgte der Aufforderung ungern, weil er befürchtete, Charles werde von den Liedern sprechen und ihn ebenso verletzen, wie Cäcilie es getan. Nur das hätte er gern gewußt, ob Cäcilie ihr Urteil auch anderen mitgeteilt habe.

Charles ging langsam in seinem unregelmäßigen, wiegenden Gang dahin; auf seinem Gesicht lag ein zufriedener, aber etwas spöttischer Ausdruck. Vor einem Rosenbeet blieb er stehn, deutete auf eine große halbentfaltete, rosa Rose von edler Gattung und sagte:

„Das abgegriffene Ideal alter Zeiten, als die Frau vor allem gemäßigt sein mußte und nur dekorativ aufgefaßt wurde: genre ennuyeux."

Felix nickte zerstreut.

„Aber sehn Sie sich bloß diese an: gelb, mit verborgenem rötlichem Schein im Kelch; schwer duftend, edle schmale Blätter. Hiervor hüten Sie sich: ein solcher Duft könnte ins Leben schlagen."

Sie gingen langsam weiter; Felix grübelte über die Lieder nach.

„Sie sagen nichts?" fragte Charles nach einiger Zeit.

„Nein. Sie vergessen — ich bin kein Poet wie Sie, sondern bloß ein gewöhnlicher Mensch."

„Dann werden Sie ungewöhnlich, noch in dieser Stunde, ich rate es Ihnen dringend. Übrigens — wenn Sie das dächten, was Sie sagen, sagten Sie es nicht. Es gibt auch eine Art negativer Reklame."

„Gut, dann nehmen Sie an, daß ich ‚negative Reklame' für mich mache."

Charles nickte und, als hätte dieses kleine Zwischengespräch nicht stattgefunden, sprach er weiter über die Natur der Rosen und der Frauen. Er bezeichnete schließlich die Frauen überhaupt als Pflanzen. Sie müßten vor allem immer wurzeln, um zu gedeihen, sie müßten stets einen festen Punkt suchen, um von

dort aus zur Tiefe und zur Höhe zu streben. Als Felix hierzu nichts zu bemerken hatte, brachte er das Gespräch auf Wera und Gregor und erzählte, ganz beiläufig, daß Gregor eine Nebenehe mit einer früheren Tänzerin habe und daß er aus diesem Verhältnis zwei Söhne besäße, die er mehr liebe, als die kleine kränkliche und verwöhnte Tochter. Er verstehe nicht, warum Wera sich nicht von ihrem Mann scheiden lasse? Sie habe ja außer dem Vorzug ihrer Schönheit noch ein großes Vermögen, und Gregor würde gewiß nichts dagegen haben, wenn sie das Kind behielte.

Obgleich Felix die Tatsache von Gregors Nebenehe lebhaft interessierte, tat er doch so, als ginge sie ihn nichts an. Es war ihm jetzt immer unangenehm, wenn Charles von Wera sprach, denn es schien ihm, als habe er nicht das richtige Verständnis für sie, trotzdem er sie stets lobte und ihre Schönheit hervorhob. Weras Bild stieg so lebhaft in ihm auf, daß er nachdachte, unter welchem Vorwand er noch schnell ein wenig zur Villa hinuntergehen könnte? In dem Augenblick blieb Charles stehn, sah durch eine Lücke in der Hecke auf die große Wiese hinab und rief:

„Ah! Quand on parle du loup — — Da sind sie: Gregor, Wera, Ossip Wladimirowitsch, und sogar der ehrwürdige Petrowitsch!" Er schlüpfte durch die Hecke und lief der Wiese zu.

Felix folgte ihm. Er sah Wera langsam daherkommen in einem langen perlgrauen Mantel, mit einem grauen Schleier um das Haar. Wieder fühlte er ihre Anpassungsfähigkeit, die ihm künstlerisch so

gefiel: sah es nicht so aus, als habe sie diese matten Farben angelegt, um mit der Dämmerung und der schwülen Farblosigkeit der Natur zu verschmelzen? Wieder strömte von ihrer Nähe etwas Besänftigendes und doch geheim Erregendes aus. Ihre großen, dunklen Augen grüßten ihn schon von fern. Als er sich über ihre Hand beugte, fragte sie leise:

„Wo blieben Sie heute? Sind Sie verstimmt?"

„Die Luft ist so beklommen —"

Sie schüttelte den Kopf, als glaube sie ihm nicht. Felix lächelte ihr zu; es schien ihm, als verstehe sie ihn auch wortlos.

„Sie sehen aus, als wären Sie der ewigen Dämmerung entstiegen!" rief Charles.

Wera lachte: „Ich sehe so aus wie jemand, der den Regen erwartet."

„Merken Sie sich, Felix," sagte Charles, „Frauen, die selbst die reine Poesie in ihrer Erscheinung sind, sind meistens nüchtern. Frauen, die wie ein Traum wirken, pflegen selbst nicht zu träumen."

Auf der Veranda wurde lebhaft gesprochen. Gregor hatte vorgeschlagen, den nächsten schönen Tag zur Krebs- und Perlenpartie zu benutzen, die in jedem Sommer stattfinden mußte. Nun berieten sie, welchen Proviant jede Partei mitzubringen hatte? Auch Petrowitsch beteiligte sich an diesem Gespräch: respektvoll zurückhaltend, aber bestimmend. Aus der Ferne grollte schon der Donner, als die Gäste aufbrachen.

Der alte Freiherr zog sich zurück, um das Gewitter in seinem Zimmer abzuwarten. Valentin und Horst

begleiteten Gregor und Wera. Klotilde und Charles blieben auf der Veranda stehn. Klotilde sah Wera lächelnd nach: es war das Lächeln der reifen Frau, die schon über die Kämpfe hinaus ist. Es lag Wohlwollen und Verständnis, aber auch ein klein wenig Verachtung und Mitleid darin.

Felix war in den kleinen Salon gegangen, um zu spielen; die Musik, vom dumpfen Grollen des Donners begleitet, klang herüber. Auf den Stufen sitzend, sprachen Charles und Klotilde miteinander.

„Was ist das für eine sonderbare Musik, die er da spielt?" fragte sie.

„Sie ist zu Worten aus dem Hohen Liede gemacht. Cäcilie hat es zu singen versucht."

„Was hat sie gesagt?"

„Ich weiß nicht. Es ist schwach, schwül."

„Ach ja!"

„Warum dieses ‚ach, ja'? Du meinst damit, daß er verliebt ist?"

„Ja. Es ist das natürlichste auf der Welt, daß ein junger Mann sich in eine schöne Frau verliebt, die es durchaus darauf ansetzt. Aber warum tut sie es?"

„Naturgesetz."

„Du hast ihn auch hineingetrieben, ihn immer überredet, in die Villa zu gehn. Warum tatst du das? Ich weiß nicht, was du davon hast, in anderer Leute Schicksal hineinzupfuschen?"

„Ja, soll ich denn durchaus in mein eigenes Schicksal pfuschen? Du faßt auch alles viel zu tragisch auf. Das da ist bloß eine kleine Gymnastik im Gefühlsleben.

Du und die Tanten, ihr macht gar keinen Unterschied in den Graden der Gefühle, für euch ist immer alles gleich Leidenschaft, Liebe, ja, — die Liebe."

„Spotte nicht, Junge. Wie wir sind, so sind wir. Ja, es ist wahr, wir hatten nicht viel Abstufungen. Für uns war die Liebe eben die Liebe; sie war ernst. Es ist gewiß nicht einfach, so zu leben, und ich hoffe, die nächste Generation nimmt es leichter damit. Wenn es auch schade ist: ein großes Gefühl macht den Menschen tief."

„Umgekehrt: nur ein tiefer Mensch ist eines großen Gefühls fähig."

„Ach Charles, wer weiß dann, ob es euch mit dieser Krankheit besser gehn wird? Am schlimmsten, so fürchte ich fast, dürfte dann Cäcilie sie durchmachen."

Charles richtete sich auf; unangenehm berührt fragte er: „Warum Cäcilie?"

Das Gewitter zog näher herauf, das Spiel im Salon war leiser geworden; Felix suchte offenbar etwas in der Erinnerung zusammen. Klotilde schwieg horchend.

„Immer wieder höre ich, daß du dir wegen Cäcilie Sorgen machst," sagte Charles, „bald ist es dies, bald das. Du verstehst sie nicht. Für Cäcilie braucht man nichts zu fürchten, denn sie gehört zu den seltenen Menschen, die fähig sind, Glück und Unglück zu gebrauchen, sie rechnet stets mit beidem. Es gibt Seelen, die mit ihren Aufgaben wachsen und deren Geschmeidigkeit nur zunimmt. Solch eine elastische Seele hat sie."

Klotilde sah prüfend in Charles' schmales, lebhaftes Gesicht. Es wurde dunkler, der Himmel war wie

niedriger geworden; ein plötzlicher, ruckweiser Wind erhob sich, fuhr in die Schwarzellern und kehrte ihre Blätter um.

„Nun kommt es," sagte Charles.

Aber obgleich sie darauf vorbereitet waren, erschraken sie doch über die Wucht des ersten, nahen Donnerschlages. Der Wind zauste wie unsinnig die Wipfel der Bäume, fuhr über die Rosenbeete und warf einige Blumentöpfe auf der Veranda um. Die ganze Natur erwachte und zitterte in grausamster Intensität.

Charles hatte, halb in gespieltem Schreck, halb aus wirklicher Nervosität, seinen Kopf in Klotildens Schoß versteckt. Als sie nun die so gehaßten Locken so nah vor sich sah, packte sie das Mitleid mit ihm und seiner Einsamkeit, und sie strich ihm, gegen ihre sonstige Art, weich über das Haar. Dann aber bat sie ihn aufzustehn, sie müsse zu den Kleinen gehn. Die Blitze zuckten grell und wechselten mit den harten Donnerschlägen. Der Wind preßte so gegen das Haus, daß Felix kaum die Glastür zu öffnen vermochte.

„Sehn Sie doch," rief ihm Charles entgegen, „das ist das Drama der Natur: Vorbereitung, Spannung, Zusammenprall, Entladung, dann Befreiung — Ruhe, bis es sich wieder anhäuft. Es ist derselbe Vorgang im Gewitter, wie in der Liebe, wie im Drama, es ist derselbe große Natur-Rhythmus."

Felix trat, die Hände in den Hosentaschen, auf die Stufen und sah über den Platz hinweg. Der Ausdruck seines Gesichts war erregt, angespannt. Er sah in die Richtung, in der Gregors Villa lag. Charles lächelte.

Siebentes Kapitel

Die Krebspartie

Obgleich das Wetter nach Ansicht des alten Freiherrn unsicher war, erklärte doch Klotilde eines Tages, daß die Krebspartie zum Perlenfluß unternommen werden sollte.

Der alte Freiherr stand, auf seinen hohen Stock gestützt, und sah zu, wie die großen Jungen und Cäcilie auf den Jagdwagen kletterten und abfuhren; dann freute er sich über alle Meinungsverschiedenheiten, die mit dem Platzsuchen auf der großen Linie verbunden waren.

Dieses Gefährt sah aus, wie ein auf Räder gestelltes großes Bett, dessen Lehnen fortgenommen waren. Die Insassen mußten in zwei Reihen, Rücken an Rücken, dasitzen, und nicht jeder erklärte sich mit dem ihm zugedachten Rücken zufrieden. Valentin ging kritisch um die Linie herum und untersuchte die Räder. Am Ende eines jeden Sommers wurde das Gefährt als untauglich verworfen, aber regelmäßig, wenn der neue Sommer kam, zog man die alte Linie, an die sich so viele Erinnerungen knüpften, wieder aus dem dunklen Schauer heraus und stellte sie ins Leben zurück.

Ganz überraschend verhielten sich die Kinder; sie drängten sich nicht vor, bettelten nicht um einen guten Platz, saßen irgendwie zwischen den Rücken, wenn es nicht anders ging. Mit allem waren sie zufrieden, wenn sie nur mitgenommen wurden.

Der alte Freiherr trat noch einige Schritte auf die Straße hinaus, dem dahinwirbelnden Familiengefährt nachzusehn. So lange er noch den Staub spürte und das Rollen der Räder deutlich zu hören war, verließ das Lächeln seine Züge nicht. Dann erlosch es, und sein Gesicht zeigte jenen großen Ernst, den nur wenige an ihm kannten. Langsam ging er seinem Zimmer zu, mehreremal schwer aufatmend, denn die Beschwerden im Herzen nahmen täglich zu, und der Kampf, es sich nicht anmerken zu lassen, um den anderen die Freude am Sommer nicht zu beeinträchtigen, wurde täglich schwerer. Im großen Zimmer, in das das Licht nur spärlich durch die farbigen Scheiben fiel, herrschte Dämmerlicht. Der alte Freiherr nahm eine Pfeife, die so groß war, daß ihr Kopf auf dem Boden ruhte, schellte und ließ sie sich anzünden. Dann versank er in tiefes Nachsinnen.

„Oh, really," rief Charles, als die Linie einige heftige Stöße empfing und nur so aufsprang, „das nenne ich in der Tat Familienleben! Sähe mein Londoner Kutscher mich eben, so bekäme er wohl Krämpfe! Aber ich wollte doch noch lieber, daß meine schlimmsten Feinde mich sähen, selbst die würden mich fortan für gemütvoll halten."

Klotilde sah ihren Neffen an und freute sich, wie frisch und zufrieden er aussah. Darauf mußte sie Valentin berufen, dessen Rücken stets eine so unruhige Lehne abgab, daß niemand ihn als Partner haben wollte. In dem Augenblick fuhr Gregor mit seinem Jäger auf einem hohen Jagdwagen, vom

Seitenweg seiner Villa kommend, an ihnen vorüber. Ihm folgte, in einer niedrigen Kalesche, Wera mit Ossip Wladimirowitsch. Der junge Offizier saß nach vorn gebeugt da, indem er, selbst beim Grüßen, die Pferde, die unruhig schienen, nicht aus den Augen ließ.

Als Felix die vorüberfahrenden Equipagen sah, erfaßte ihn Neid gegen Ossip Wladimirowitsch. Er wußte, daß Gregor und Ossip die Nacht am Perlenfluß zu bleiben beabsichtigten, weil sie in aller Frühe zur Jagd wollten. Er faßte den Plan, bei der Rückfahrt Wera zu begleiten, da sie doch nicht gut so spät allein nach Hause fahren könne.

Endlich war das Ziel erreicht. Der General, Cäcilie, die Jungen und die Jäger waren bereits in vollster Tätigkeit. Es wurden lange Stöcke geschnitten, Frösche gefangen, die Netze hergerichtet. Charles trat zu Cäcilie, um sie zu fragen, ob sie denn dieses Krebsen wirklich ernst zu nehmen gedenke? Sie sah ihn erstaunt an und meinte, daß sie deswegen hergekommen sei. So sehr Charles nun gerade das Impulsive eines unverbrauchten Lebens an seiner Kusine liebte, so war es ihm doch zuweilen unbequem; seufzend wandte er sich ab und suchte anderen Anschluß.

Felix stand neben Wera. Charles wußte, daß Felix jetzt so weit war, wie er es gewünscht hatte, und nahm sich vor, ihn noch mehr anzustacheln. Er trat hinzu und unterhielt sich mit Wera auf englisch, da er wußte, daß Felix diese Sprache nur mangelhaft beherrschte. Er schlug einen Gang in den Wald vor und forderte Ossip Wladimirowitsch, Valentin und Felix gleich-

falls dazu auf. Valentin hatte heute einen besonders redseligen Tag, und da er in Felix nur einen zerstreuten Zuhörer fand, wandte er sich ausschließlich an den jungen Offizier und begann ihm auseinanderzusetzen, wie man in Sibirien reich werden könne, zum Beispiel durch Goldwäscherei, da sei es das reine Kinderspiel.

Unterdessen bereiteten Klotilde und Henriette Krug, gestört vom helfenwollenden Horst, eine Kaffeemahlzeit vor. Als sie fertig waren, schlug Horst auf einen Blechdeckel, und alle versammelten sich bei den Bauerhäusern. Felix war seiner Gesellschaft vorangeeilt, und Klotilde bat ihn, sich nach Cäcilie umzusehn. Er fand sie unten am Fluß bei den kleinen Mädchen.

„Immer sind Sie mit den Kindern oder Jungen," sagte er, „macht Ihnen das denn so viel Spaß?"

Cäcilie, die mit schnellem Blick sein Gesicht streifte, bemerkte seine Verstimmung.

„Ja. Mit den Kindern fängt alles doch immer wieder von vorn an."

Sie gingen hinauf. Felix sah, daß neben Wera ein freier Platz war, sie rückte zur Seite, als sie ihn herankommen sah und lächelte ihm zu.

Auch später, als nun doch alle ernstlich zu krebsen begannen, blieben Wera und Felix beisammen. Sie legten ihre Netze nahe beieinander ins Wasser. Wera setzte sich am Ufer auf halber Höhe hin, Felix warf sich vor ihr in den Sand und kehrte dem Fluß den Rücken zu. Ab und zu liefen die Kinder, die Jungen an ihnen vorbei, Valentin hatte seine Netze in der Nähe und

kam dazwischen zu ihnen. Felix stützte sich auf die Ellbogen und sah zu Wera auf. Ihr von dichtem, schwarzem Haar umrahmtes Gesicht hob sich vom Abendhimmel ab. Sie trug ein himmelblaues mattes Kleid und hatte große rote Korallen im Haar und am Kleide. Wera sah an ihm vorbei auf die Kinder. Ihr Gesicht war ernst.

„Meine kleine Tochter," sagte sie leise, „ist nicht so gesund und froh, wie die Kinder hier."

„Erzählen Sie mir von ihr," bat Felix.

„Nein," sagte Wera und ihr Gesicht bekam einen Ausdruck, den er an ihr noch nicht kannte, „ich kann nicht davon sprechen. Erzählen Sie mir lieber etwas von sich. Wie waren Sie als Kind? Wie war Ihre Kindheit?"

Felix begann zu erzählen, erst nur andeutungsweise und wie aus der Ferne, aber allmählich erwärmte er sich, als er von jenem vergangenen Leben sprach, erzählte ihr von seiner Mutter, seinen Spielen und den ersten Anfängen seiner Musik.

Da kam Valentin kichernd daher und zeigte einen großen Krebs, den er vorsichtig am Körper gefaßt vor sich hinhielt.

„Sehn Sie doch," rief er, „mit welcher Kunst dieses Tier gemacht ist."

Wera beugte sich nach vorn, der Krebs spreizte seine Scheren, und es sah so aus, als wolle er nach ihr greifen.

„Ja," sagte sie gleichgültig, aber liebenswürdig, „erstaunlich —"

„Er soll leben, Ihnen zu Ehren, Wera! Weil Sie ihn bewundert haben, soll er leben!" rief Valentin und warf den Krebs mit großartiger Armbewegung in den Fluß zurück.

„Und unsere Krebse?" fragte Wera.

Felix stieg hinunter — aber ihre Netze waren leer. Er sah in einiger Entfernung Cäcilie mit den Kindern ein mit Krebsen gefülltes Netz herausziehn. Als er zu Wera zurückkam, rief er:

„Es scheint, daß die Krebse auch durch Wünsche und Aufmerksamkeit angelockt werden müssen!"

Sie schien seine Worte nicht zu hören, sondern sah auf Cäcilie hin: „Gefällt Ihnen dies Mädchen? Neulich sprachen Klotilde und ich über die Liebe. Cäcilie war auch dabei. Wir sprachen davon, ob man noch weiter lieben könne, wenn man verachten müsse, und dann, ob man jemanden noch weiter lieben werde, der einem die Liebe nicht vergelte? Ich sagte, wenn eine Frau liebt, so liebt sie eben, und daß sie sogar selbst Mißhandlung ertragen könnte, um ihrer großen Liebe willen. Da sagte Cäcilie: „„Nein. Nie soll man etwas Erniedrigendes von einem Menschen ertragen, den man liebt. Seinetwegen vor allem; wie kann man es zulassen, daß er so schlecht werden kann, den, der ihn liebt, zu erniedrigen."" Gewiß ist das alles wohl so — aber ist es nicht die reine Theorie? Sie weiß nichts von der Liebe und wohl auch nichts vom Leben."

Felix sah aufmerksam forschend in Weras Gesicht, dann wandte er den Blick und sah auf Cäcilie hinunter. Wie verschieden waren diese beiden Frauen! Seine

Phantasie begann zu arbeiten. Er fragte sich, ob Wera eine solche Liebe gekannt hatte? Etwas unruhig Quälendes stieg in ihm auf. Mehr als er eigentlich wollte, lobte er Cäcilie, sagte, daß sie fein musikalisch sei und viel Verstand habe. Er machte Wera darauf aufmerksam, wieviel Rasse in ihrer Gestalt, in ihren Bewegungen liege. Wera kniff die etwas kurzsichtigen Augen zusammen, aber auf ihrem Gesicht lag eine deutliche Ablehnung. Da wurde Felix' Neugierde wach, ob auch Cäcilie eine ähnliche Abneigung empfinde? Unter dem Vorwand, nach den Netzen zu sehn, ging er hinunter.

Der Abhang war steil an der Stelle, wo Cäcilie mit den Kindern stand. Felix lief das letzte Stück und kam mit einem großen Sprung an den Fluß. Kaum aber stand er unten, als eines der kleinen Mädchen ihn mit aller Kraft ins Bein kniff und ihm dann mit der Faust drohte. Cäcilie, die Felix' verdutztes Gesicht und die Wut des Kindes sah, lachte. Sie wies die Kleine zurecht und erklärte Felix, daß hier das Krebsen etwas sehr Ernstes sei. Die Kleine rief, Felix habe den größten Krebs, den Krebskönig, verscheucht.

„Ich habe kein Glück mit dem Krebsen," meinte Felix und kitzelte das kleine Mädchen mit dem Zopfende im Nacken.

Cäcilie sagte nichts, sie sah über Felix hinweg auf Wera hin.

„Was denken Sie?" fragte er.

Ihr Gesicht blieb ernst: „Sie ist sehr schön; in den Linien ihrer Gestalt, in ihren Bewegungen, ja auch in den Farben, die sie trägt, liegt Musik."

Felix war verwundert, er selbst hatte das oft so empfunden: „Sie bewundern sie also?"

„Ich bewundere alles, was schön ist," sagte Cäcilie ruhig und ging zu einer anderen Kindergruppe, um beim Herausnehmen der Krebse zu helfen.

Nachdenklich kehrte Felix zu Wera zurück.

„Nun?" fragte sie, „Sie hatten ja viel zu sprechen."

„Ich weiß nicht. Aber ich glaube nicht, daß Cäcilie nichts vom Leben weiß. Sie weiß vieles nicht, gewiß, anderes aber vielleicht besser als wir, und sie erfaßt alles auf ihre eigene Art."

Charles saß allein auf dem hohen Flußufer, an den Stamm einer Fichte gelehnt. Er hatte von hier aus einen weiten Blick über den Fluß. Gelb leuchtete der Sand des gegenüberliegenden Ufers, die Stämme der hohen Kiefern hüllten sich in Kupfergold. Im breiten Fluß, aus dem hier und da kleine Inseln auftauchten, spiegelten sich rosige Abendwölkchen.

Immer stiller ward die Welt. In weitem Bogen schossen die Uferschwalben herzu und verschwanden in den runden, dunklen Löchern ihrer Nester, die in Reihen im gegenüberliegenden Ufer aus dem Sande hervorsahen. Langsam sank die Dämmerung herab und verwischte die Umrisse. Der General ließ Kienspäne bei den Netzen anzünden, um die Krebse durch das Feuer anzulocken. Nun war der Fluß von aufflammenden, kleinen Feuern umfaßt.

Charles versank ins Alleinsein. Die Beschäftigung der Menschen da unten war ihm gleichgültig, farbenprächtig

stieg es aus seiner inneren Welt empor. Er hatte beobachtet, wie der Abendwind einen langen, hellblauen Schleier hin und her wehte, der in seiner Nähe über einem Ast hing. Das zarte Gewebe war ihm wie die Fahne der Frau erschienen, und jetzt fragte er sich, wie es gekommen war, daß er in den großen Plan seiner Mysterien noch kein Gleichnis der Liebe aufgenommen hatte? In welchen Kunstwerken menschlicher Darstellungen war die vollkommenste mystische Anziehung zwischen Mann und Weib festgehalten worden? Mystische Formen alter, verklungener Religionen zogen an ihm vorüber, und er blieb am Griechentum haften. Er gedachte der Weihen und Mysterien, der Sagen. Da schien es ihm, als sei in den griechischen Göttersagen, in der Liebe des Gottes zur Menschenfrau, das schönste Symbol der Frauenliebe gegeben. Hatte es nicht zu allen Zeiten Frauen gegeben, die die Liebe so empfunden hatten, als käme ihnen etwas Göttliches darin entgegen? War es nicht Verjüngung, Wiedergeburt, Bestärktsein im Manngefühl, das der Mann im Weibe fand? Die Ahnung der Unendlichkeit des Seins, der ewigen Fruchtbarkeit der Schöpfung? Suchte nicht jedes echte Weib in der Liebe mehr als den Besitz des einzelnen Mannes, empfing sie nicht in der Umarmung des Geliebten das Schöpferische überhaupt, somit Gott und Ewigkeit? Und mußte nicht diese ihre Liebe, in ihrer grenzenlosen Erweiterung, jene Halbgötter hervorrufen, die über der Welt leuchteten? Nur die Frau, die im Mann dieses gesehn, wußte um den Halbgott. Wahrlich, die Liebe der Frau rief suchend in die dunkle Nacht,

wartend, mit allen geheimen Kräften des Wachstums. Und nur derjenige, der jenen Ruf verstand, nahm wahrhaft teil am Mysterium von Liebe und Welt. Er erfuhr durch die Frau von dem Rauschen der geheimen Quellen und von jenen geheimnisvollen Inkarnationen, von dem Gott-Wachrufen im Mann.

Diesen Gang hatten Charles' Gefühlsgedanken genommen, als eine klare und doch tiefe Stimme suchend seinen Namen rief. So sehr paßte der schwebende Klang dieser Stimme in seinen Traum, daß er nicht antwortete, sondern ihn wie eine Bestätigung seiner Gedanken empfand. Erst als Cäcilie vor ihm stand, sah er in ihr den bestimmten Menschen und nicht jenes mystische weibliche Prinzip, von dem er geträumt hatte.

„Vergib," sagte sie, „du hast eben schön gedacht, und ich störe dich. Aber sie rufen dich, komm herauf. Ich will dir auch dort etwas Schönes zeigen, etwas, was da ist, Charles. Komm!"

Sie gingen zu den Bauernhäusern hinüber, wo auf dem freien Platz ein Feuer brannte, dessen gewaltige Höhe an ein antikes Brandopfer erinnerte. Die Kinder sprangen erregt umher, und Leonhard, der ohne Rock und mit aufgestreiften Ärmeln immerfort Holz und Reisig aufschichtete, sah, vom roten Schein beleuchtet, so schön aus, daß Charles bewundernd den Kopf schüttelte.

Dann setzten sich alle an die lange, aus Brettern hergerichtete Tafel, auf der die roten Krebse schon dampften und die vielen mitgebrachten Vorräte aufgestellt waren. In heiterster Laune begann das Mahl.

Auch hier brannten Kienspäne und trugen ein Moment von Romantik hinzu.

Da Cäcilie von den großen Jungen in Beschlag genommen war, ging Charles zu Wera. Felix war beim Entkorken der Weinflaschen behilflich und fand später Wera gegenüber einen Platz. Als der Perlenwächter kam und große Perlmuscheln brachte, und die Jungen endlich eine größere Perle gefunden hatten, die Klotilde Charles zusprach, nahm dieser die Perle, hob sie empor und ließ sie langsam in Weras Schoß fallen. Die Kinder jubelten, Wera wollte sie zuerst nicht annehmen, wurde aber nun von allen überredet. Da wickelte sie die glänzende, runde Perle sorgfältig in ihr Taschentuch.

Es wurde Champagner gereicht, den man aber aus Rotweingläsern trank, denn die Jugend müsse sich auch an die Unbequemlichkeiten des Lebens gewöhnen, meinte Gregor. Die Stimmung schwoll bald mächtig an. Die Kinder, die alle zusammen unten am Tisch saßen, schrien dazwischen vor lauter Daseinsglück auf, auch schien ihnen alles ganz furchtbar komisch vorzukommen. Valentin redete laut, von Horst herausgefordert, und war bei dem Abenteuer angelangt, wie er mit acht Mann durch den Mississippi geschwommen und allein am anderen Ufer angekommen war. Die Jungen riefen dazwischen, lachten und suchten auch Ossip Wladimirowitsch zum Sprechen zu bringen, was ihnen aber nicht gelang, denn er war noch verschlossener als sonst und warf finstere Blicke zu Wera hinüber. Gregor neckte Klotilde und forderte sie auf, mit ihm

nach Indien auf die Elefantenjagd zu gehn. Als Horst Valentin genügend aufgeregt hatte, wandte er sich Henriette Krug zu und begann ihr den Hof zu machen; er sagte ihr die reizendsten Dinge, von denen sie jedoch nie so recht wußte, ob sie sich direkt auf die Reize ihrer Person oder auf die schönen Gaben in ihrer Speisekammer bezogen.

Cäcilie war von der allgemeinen ausgelassenen Stimmung nicht erfaßt worden. Ja, allmählich war ihr der Lärm so bedrückend, daß sie aufstand und fortging. Sie ging dem Walde zu und blieb am Flußufer stehn. Sie atmete tief auf. Die anderen Menschen waren ihr unnatürlich und unschön erschienen, und sie fragte sich mit einem gewissen Grauen, was aus Menschen werden könnte, von denen man die Hemmungen fortnähme. Ab und zu drang lautes Gelächter zu ihr. Sie war erstaunt gewesen, Charles so mit Wera sprechen zu hören; er war wie ein anderer. Gröber, gewöhnlicher, ein Gesellschaftsmensch, wie andere auch, so war er ihr erschienen. Gregor, Horst, Onkel Valentin, die Jungen, alle waren anders gewesen als sonst, mit ihren gerröteten Gesichtern, alle einander ähnlicher, als wäre etwas aus ihnen hervorgetreten, das sie noch nicht an ihnen kannte. Da stand plötzlich mit greifbarer Deutlichkeit Felix' Gesicht vor ihr. Zug für Zug sah sie es, ganz nah vor sich. Warum war in diesem jungen Gesicht mit den ausgeprägten Zügen und der edlen Stirn nichts gewesen, das sie abgestoßen hatte? Ja, es hatte eher etwas Hinreißendes in seiner Erregtheit gelegen.

Dort das große Feuer, die Kienspäne, die bunte, laute Gesellschaft, hier der stille, dunkle Wald und der ruhige, schwarze Fluß da unten. Cäcilie trat näher ans steile Ufer heran. Einen Augenblick lang packte sie etwas, heftig und stark, und sie rang mit sich. Aber immer wieder erstand jenes Gesicht doch vor ihr. Eine Stimme sagte ihr: es ist ja nicht vor dir, es ist in dir. Ja, sie wußte es, es war in sie gedrungen; damals gleich, als sie ihn gesehn, hatte sie gefühlt, daß es so sein werde. Aber damals hatte das Leben noch tausend Möglichkeiten gehabt...

Vom Nachtwind hin- und herbewegt, sah Cäcilie etwas helles, zartes an einem Baumast flattern. Sie trat näher, darnach zu greifen, fuhr aber zurück, als sie Weras blauen Schleier erkannte. Schnell ging sie weiter, zurück zu den anderen. Es hatte angefangen zu regnen. Als sie aber ein Stück gegangen war, blieb sie stehn, kehrte schnell wieder um, lief zum Schleier und nahm ihn, um ihn nach oben zu bringen.

Hier fand sie eine große Verwirrung vor, der Regen hatte alles auseinandergetrieben. Klotilde und Gregor hatten das Kommando, und alles wurde eingepackt. Es ging eher so her, wie bei einem Aufbruch im Lager, wenn ein Feind gemeldet wird, als wie bei einem friedlichen Picknick. Die Kinder schrien und störten und wurden schließlich alle ins Bauernhaus geschickt. Wortlos, ohne sich um jemand anders zu kümmern, half Cäcilie; einmal durchzuckte es sie: bin ich denn so ganz allein hier — —?

Da die Jungen, Gregor und Ossip Wladimirowitsch zur Nacht hier bleiben sollten, hätte Wera allein zurückfahren müssen. Gregors Kutscher ließ sagen, er müsse abfahren, die Pferde seien durch das lange Stehen sehr unruhig geworden. Da bat Gregor Felix, mit seiner Frau zu fahren.

Die Pferde waren in der Tat unruhig, schon mehreremal hatten sie gescheut.

„Es ist auch so dunkel im Walde," sagte Wera.

„Wir werden gleich auf der Fläche sein."

Schnell fuhren sie auf dem weichen Waldboden dahin; man hörte nur das Schnaufen der Pferde. Ab und zu fuhr der Kutscher über eine Wurzel, so daß die Kalesche hart aufstieß.

„Bitte, halten Sie mein Taschentuch, aber vorsichtig, ja? Die Perle ist drin," bat Wera, „ich will mir meinen Schal um den Kopf binden."

Felix hatte das Tuch fest in die Hand gedrückt. Die Erfüllung seines Wunsches, ihre Nähe, die Dunkelheit der Nacht, der Wein, alles erregte ihn. Jetzt kamen sie auf die Heide. Weit dehnte sich die dunkle Fläche dem wolkenbedeckten, tief grauen Nachthimmel entgegen; wie eine Scheide zwischen Himmel und Erde zog sich ein hellerer, gelber Streif am Horizont hin. Ein ruckweiser Wind hatte sich erhoben und zauste die Krüppeltannen, die vereinzelt dastanden.

„Sehn Sie, es regnet kaum mehr," sagte Wera.

Felix sah auf das große düstere Bild, das sich vor ihnen ausbreitete. Da war es, als zöge es ihn in die

Ferne, als wolle etwas die starke Spannung seines Wesens auflösen.

„Wie traurig ist dieses Land doch!" rief Wera.

„Traurig? Vielleicht" — Felix sah auf den Himmel, an dem große zusammengeballte Wolkengebilde standen, „aber auch schön."

Ja, traurig und schön und weit, dachte er. Zugleich aber fühlte er, daß Wera ihm nicht in jene Weiten zu folgen vermochte. Wieder klangen ihre Worte über die Liebe in ihm nach. So also würde sie lieben, so hatte sie vielleicht geliebt. Ja, sie war einer großen Liebe fähig.

„Wera Michailowna, ich möchte Sie etwas fragen —?"

Der Ton seiner Stimme befremdete sie.

„Warum fragen? Was erreichen die Menschen damit, daß sie sich gegenseitig ausfragen?"

Felix schwieg; sie hatte ja recht. Seit jenem Gespräch auf der Brücke, das sie einander doch innerlich um vieles näher hätte bringen sollen, schien es, als wären sie sich fremder geworden. Ja, Fremdheit war es, und doch auch wieder Vertrautheit — Unausgesprochenes lag zwischen ihnen.

„Gut, ich will nicht fragen," sagte Felix, „sondern Sie wie ein schönes und unlösbares Rätsel in mir tragen."

„Warum muß ich ein Rätsel sein? Ich bin wirklich nichts, als eine gewöhnliche Frau, ganz Weib, wenn Sie wollen. Das ist die ganze Lösung. Sehn Sie doch, wie unruhig die Pferde sind."

Felix sah, daß der Kutscher Mühe hatte, die Pferde zu halten, auch schien er ihm nicht ganz nüchtern. Plötz-

lich scheuten die Tiere, sprangen zur Seite und blieben ängstlich geduckt stehn. Der Kutscher schlug, trotz Weras Zuruf, mit der Peitsche auf die Pferde los. Ein Ruck — sie zogen an und rasten dann, wie unsinnig dahin.

„Gott erbarme dich! Da haben wir es!" schrie Wera und klammerte sich an Felix' Arm.

Felix erhob sich, weil er fürchtete, der Kutscher werde die Zügel nicht halten können, doch Wera bat ihn, sich nicht zu rühren. Der Kutscher, wie aus einem Traum erwacht, war plötzlich nüchtern geworden und rief der Herrin zu, sich nicht zu erregen, denn die Pferde würden sich schon bald im Sande müde laufen; es sei keinerlei Gefahr. Wera war blaß und zitterte. Felix' Stimmung wechselte jäh. Wilde Freude über die tolle Fahrt erfaßte ihn. War es nicht, als griffe das Schicksal selbst ein, um Wera ihm nun wirklich ganz nah zu bringen? Er faßte ihre Hand und sagte, es sei schön, so dahinzufahren.

Wera war nah zu ihm hingerückt, als suche sie Schutz bei ihm. Er legte den Arm um sie, drückte ihren Kopf an sich und küßte sie auf das dunkle Haar, von dem der Schleier abgeglitten war. Sie regte sich nicht. Plötzlich fuhr sie auf, denn der Kutscher rief ihnen zu, daß die Pferde schon ruhiger seien. Sie richtete sich grade auf, ihre erste Bewegung war, den Schal wieder übers Haar zu ziehen. Felix half ihr dabei. Sie sagte nichts und hatte die Lippen fest aufeinander gepreßt. Er beugte sich zu ihr und suchte ihr in die Augen zu sehn.

„Nicht böse?" fragte er leise.

Sie schüttelte den Kopf. Es war etwas so Junges, Weiches in seinem Gesicht, daß es ihr unwillkürlich ein leises, wehmütiges Lächeln entlockte.

„Aber jetzt dürfen Sie nicht mehr —" sagte sie. „Wo ist das Tuch mit der Perle?"

„Ich weiß nicht!"

Sie suchten beide; Wera fand es endlich am Boden des Wagens. Sie öffnete es und sah, daß die Perle noch drin war.

„Kommen die andern nach?" fragte sie.

„Brauchen wir die andern, Wera?"

„Nein, Felix, wir brauchen sie vielleicht wirklich nicht, und doch ist das Leben voll von anderen. Es ist so vieles da, was Sie nicht verstehen. Aber nicht wahr, man muß sich auch gern haben können, wenn man sich auch nicht immer ganz versteht?"

Felix antwortete nicht. Er fühlte sich enttäuscht und etwas in ihm warnte ihn; aber er wollte nicht darauf hören, er wollte alles fassen, das wie Glück aussah. Sie gehört zu den Frauen, redete er sich ein, die die langen Umwege brauchen, und er nahm sich vor, vorsichtig zu sein und auf ihre Wünsche einzugehn, denn in diesem Augenblick schien es ihm, als könnte er alles dafür hingeben, alles tun, um nur von ihr geliebt zu werden.

Als sie auf die harte Straße kamen, hatten sich die Pferde beruhigt. Wera lehnte sich zurück und begann Felix von den nächtlichen Heimfahrten aus ihrer Mädchenzeit zu erzählen. Sie liebte es, mit ihm von jenen Zeiten zu sprechen, „als alles noch gut war," pflegte sie dann zu sagen. Er hörte sie sonst gern so sprechen, aber

heute tat er sich Zwang an, ihre ruhige Rede nicht zu unterbrechen. Es wird schwer für mich sein, mich zurückzuhalten, aber ich muß es ertragen, um sie nicht zu verlieren, dachte er, und er fügte hinzu: um sie mir ganz zu gewinnen.

Als sie bei der Villa anlangten, stand Petrowitsch schon wartend vor der Tür, der Kutscher rief ihm von weitem zu, was geschehen war. Erschreckt hob Petrowitsch seine Herrin aus dem Wagen, und Felix sah beim Schein der Lampe auf der Veranda, daß sie bleich war. Sehnsucht und Mitleid zugleich stiegen so stark in ihm auf, daß er sich kaum beherrschte. Sie fühlte es und nickte ihm weich und tröstend zu. Dann ging er fort, ging den Weg, den er so oft gegangen, aber es war alles anders geworden: wie ein neuer Weg, in ein neues Land.

Weniger erregend, jedoch lebhaft genug, verlief die Rückfahrt der Gesellschaft auf der Linie. Als sie den Wald verließen, hatten sie Weras Equipage in der Ferne dahinjagen gesehn. Klotilde und Henriette Krug waren unruhig geworden, die Kinder hatten geschrien, bis Horst ihnen zugerufen, daß selbst die vier trägen, dicken Braunen vor diesem Geschrei Reißaus nehmen könnten, zumal das Durchgehen eine ansteckende Krankheit sei... „Welch ein Glück dieser Felix hat!" rief Charles, woraufhin er von Klotilde verwiesen wurde.— Cäcilie, die nah beim Kutscher saß, erkundigte sich nach Weras Pferden und ob er meine, daß etwas geschehen könne? Als er aber sagte, daß hier auf der Heide das

Reißausnehmen nichts wäre, atmete sie erleichtert auf. Und doch — allen fiel es auf, wie still sie während der Rückfahrt blieb.

Die Kinder, die dicht zusammengerückt, je zwei und zwei in ein Plaid gewickelt, dasaßen, betrachteten, als sich die Aufregung gelegt hatte, entzückt die Wolken. Man konnte Freds Stimme flüstern hören: „Seht doch Eber, Hirsche, Elephanten, Mammuttiere, reißende Wölfe, alle Ungeheuer der Erde und noch Geisterungeheuer dazu, alle ziehn sie da am Himmel hin. Oh, das Untier mit den drei Köpfen, der Drache — — —"

„Ich sehe auch das Weib mit den tausend Brüsten!" rief ein Kind.

„Was sprechen die Kinder da, Charles; was hast du ihnen wieder erzählt?"

„Oh, hochlöbliche Tante Klotilde, er hat neulich bloß das Bild der Diana von Ephesus gesehn."

„Und dort! Was steht dort, am Wege, da, da Fred!?" schrie ein kleines Mädchen.

Fred, der Erklärer alles Wunderbaren, sah auf die Krüppeltannen am Wege und sagte ruhig: „Es ist bloß die Waldhexe. Die hat auch Onkel Gregors Pferde bezaubert. Hütet euch, sie hebt den Arm! Versteckt euch!"

Die Kinderköpfe verschwanden unter den Decken. Als sie wieder hervorsahen, erschien ihnen die Welt wie neu. Alles war in der Nacht anders als am Tage und verwandelte sich beständig: die Bäume, die Wolken, die vorbeiwehende Nachtluft — —, wie verzaubert war alles in der Nacht, grausig, und doch schön.

„Huh, huh, paßt doch auf, hier sind einige Elfen verfault, sie kämpften mit den Gnomen und wurden von ihnen besiegt."

„Warum kämpften sie, Fred, warum wurden sie besiegt?" rief eines der Mädchen erregt.

„Weil sie sie nicht genug lieben wollten. Es geschah ihnen recht. Jetzt sind sie verfault. Riecht ihr es nicht?"

Die anderen schnupperten und schüttelten die Köpfe. Eines der kleinen Mädchen aber sagte schließlich mit ganz verzogenem Gesicht: „Ja, es riecht so unangenehm!"

„Hütet euch jetzt, auch nur ein Wort zu sprechen, wir kommen durch die verwunschene Region. Wer jetzt spricht, muß sein Lebenlang nur stets dieselben langweiligen Dinge sagen. Der wird dann solch ein Mensch, der nur einen Ton hat. Still! — So — jetzt könnt ihr sprechen, jetzt ist die Gefahr vorbei!"

Klotilde mußte jedesmal bei der Rückkehr von einer Ausfahrt noch ins Zimmer ihres Vaters gehn, um ihm zu erzählen, wie alles verlaufen war, denn er pflegte nie einzuschlafen, wenn jemand aus der Hausgemeinschaft noch nicht zurückgekehrt war.

Im Zimmer brannten zwei Kerzen in einem flachen, silbernen Leuchter, über dem ein grüner Schirm befestigt war. Für gewöhnlich fand Klotilde in so später Stunde ihren Vater an seinem Schreibtisch, in seinen Tagebüchern schreibend, vor. Er schrieb Berichte über sämtliche Familienglieder und Freunde, heute aber

saß er in der Mitte des Zimmers in seinem großen Stuhl und beschattete die Augen mit der Hand. Als er Klotildens Kommen hörte, ließ er die Hand sinken. Klotilde erschrak, als er sie mit dem fremden Blick ansah, den sie stets an ihm fürchtete.

„Nun, sie kamen doch glücklich zurück, auch ihr — kamt?" sagte er langsam, mit schwerer Stimme.

Klotilde erzählte, daß sie bloß einen kleinen Regen gehabt hätten, aber alle wohlbehalten zurückgekehrt seien.

„Aber Gregor sollte vorsichtiger sein," sagte der alte Herr, wie für sich sprechend. „Ich hab es gesehn, die Pferde scheuten. Ich sah es, auf der Heide war es. Gregor sollte doch vorsichtiger sein. Nicht gut." Er schüttelte den Kopf. Klotilde hatte es gleich an seinem Blick erraten, daß er etwas Fernes erschaut hatte, und atmete nun beruhigt auf, daß es nichts Schlimmeres gewesen war. Dieses Schauen in der Ferne war ihr jedesmal unheimlich. Sie faßte die kalte Hand des Vaters und erzählte von der Partie, ohne ihn genauer danach zu fragen, wie er denn mit seiner Gabe des zweiten Gesichts den Vorgang auf der Heide gesehn habe? Sie wußte, er liebte keine Fragen nach diesen Dingen, auch fand sie, daß er erschöpft und krank aussah.

„Geh jetzt, Klotilde, du wirst müde sein."

„Und du, Papa," sagte sie, seine Hand küssend, „geh du jetzt auch zur Ruh!"

Der alte Freiherr erhob sich; in dem violetten seidenen Schlafrock, der ihm bis auf die Füße herunterreichte, erschien er noch länger als gewöhnlich. Sein Hals sah

braun und runzlig aus dem niedrigen weißen Kragen des Nachthemdes hervor. Da wurde Klotilde von einem so starken Mitgefühl mit diesem alten Menschen erfaßt, der allein aus seiner Zeit zurückgeblieben war und sie alle überragend unter ihnen lebte, daß sie die Arme um ihn legte und ihn auf die Schulter küßte.

„Nun, nun, Klotilde," sagte der alte Herr und lächelte gütig und doch auch verlegen zugleich.

Achtes Kapitel

Schwingungen

Das Gefühl der Hoffnung auf Erfüllung und Glück, das über Felix gekommen war, nach jener tollen Fahrt auf der Heide, klang am Tage darauf noch in ihm nach. Nur der Wunsch erfüllte ihn, Wera zu sehn, mit ihr zu sprechen. Die Ungewißheit, ob er geliebt werde und hoffen dürfe, erschien ihm aber heute als etwas zu Unnatürliches, ja, es war ihm, als könne er es eher ertragen, sie nie mehr zu sehn, als weiter in dieser Ungewißheit neben ihr zu leben. Er kannte jetzt die Passivität ihrer Natur und war bereit gewesen, damit zu rechnen, fühlte aber doch, daß er es nicht werde durchführen können, sich darnach zu richten. Bald sagte er sich, daß er sie hätte zwingen müssen, sich zu ihm zu bekennen, bald wieder erschien ihm das Vorgefallene als eine nicht wieder gutzumachende Unvorsichtigkeit. Aber jetzt gab es kein Anhalten mehr, er mußte weiter; er war wie einer, der begonnen hat,

einen Abhang hinunter zu laufen, und nun nicht mehr anhalten kann.

Es war noch früh am Tage, als er zur Villa hinunterging. Gregor und Ossip konnten noch nicht zurückgekehrt sein. Immer schneller ging Felix, immer unruhiger wurde er, je mehr er sich der Villa näherte. Niemand kam ihm entgegen. Es sah so aus, als lebe kein Mensch hier, alle Vorhänge waren herabgelassen. Endlich erschien Petrowitsch und sagte, indem er die Schultern hochzog, daß Wera Michailowna leider Migräne habe und ganz ruhig im verdunkelten Zimmer liege.

Felix war so enttäuscht, daß er zuerst wortlos dastehen blieb. Dann fragte er, ob Wera Michailowna sehr leide?

„Ja, sehr — sehr," flüsterte Petrowitsch und sah seufzend zum Himmel auf.

Felix bat Petrowitsch, seine Herrin zu grüßen und zu sagen, daß er gegen Abend wieder ankommen werde.

Unruhvoll verbrachte er den Tag. Am Abend ging er, von der Hoffnung belebt, Wera nun doch zu sehn, wieder zur Villa. Aber wieder war es nur Petrowitsch, der bedauernd sagte, es ginge nur noch schlimmer. Petrowitsch war damit beschäftigt, die eingelaufene Post zu ordnen. Ob Gregor Wassiljewitsch zurückgekehrt sei? fragte Felix. Nein, der Herr werde erst zur Nacht erwartet. Felix fiel es auf, daß Petrowitsch einen großen Brief, der eine Fürstenkrone trug, schnell umkehrte und beiseite legte, während er einen ganz

gleichen Brief, der an Gregor Wassiljewitsch gerichtet war, offen liegen ließ. Es schien Felix, als habe er auf dem anderen Brief Weras Namen gelesen. Diese Briefe, die da vor ihm lagen, erfüllten ihn mit Unbehagen: das waren alles Beziehungen aus ihrer Welt, die er nicht kannte.

Er ging zurück mit dem Vorsatz, Wera zu schreiben. Etwas Bohrendes begann in ihm zu arbeiten. Warum hatte sie ihm nicht einige Worte geschrieben, wenn sie ihn wirklich nicht empfangen konnte? Nein, das hätte nicht zu ihr gepaßt, er konnte nicht von ihr erwarten, daß sie von sich aus die Lage klären werde. Wera war nicht impulsiv, nicht vorschnell, sie kam auch nicht entgegen; Schritt vor Schritt mußte er vorgehen, ja, vor allem, er mußte Geduld haben.

In Liwametz hatten es alle bemerkt, daß Felix von Unruhe umhergetrieben werde. Klotilde sah ihn forschend an und fragte sich, wie seine Beziehungen zu Wera seien? Charles' stille Freude an Felix' zunehmender Verliebtheit wurde getrübt, als er ihn lange zusammenhanglos auf dem Klavier phantasieren hörte. Der Wechsel von ausgelassener Heiterkeit und plötzlicher Umdüsterung in Felix' Wesen war ihm vollends unangenehm. Er seinerseits hätte ihm von Herzen alles Glück und allen Erfolg in diesem Erlebnis gegönnt.

Am Nachmittag des nächsten Tages ging Felix mit einem Brief an Wera wieder zur Villa hinunter, er hatte ihn schnell in der Nacht hingeschrieben und wußte jetzt selbst kaum mehr, was darin stand. Nur das wußte er, daß er ihn nicht anders hatte schreiben können.

Er fand Gregor und Ossip Wladimirowitsch in bequemen Joppen am Samowar auf der Veranda sitzen. Gregor schien in vorzüglichster Laune, er empfing Felix wie einen lieben alten Freund. Er dankte ihm herzlich, daß er ihm seine Frau während der Fahrt beschützt hatte.

„Nun, sie hat es sich allerdings sehr zu Herzen genommen. Sie hat heftige Migräne. Ja, es war ein Schreck, und solche nervösen Frauenzimmer — sie verlangt, daß man die Pferde verkaufen soll. Was meinen Sie, soll man es tun?"

Felix antwortete, daß er hierüber keine Meinung habe. Ossip Wladimirowitsch sagte leise vor sich hin: „Verkaufen."

„Meine Frau," fuhr Gregor fort, „kann es ja eigentlich nicht leiden, hier zu leben. Jetzt ist sie ganz besonders gegen die Natur hier aufgebracht. Nirgendwo, sagt sie, nehmen die Pferde so Reißaus wie hier. Nun, jetzt ist ja bald die schöne Zeit zu Ende. Schade! Nicht wahr, Ossip Wladimirowitsch?"

Der junge Offizier errötete, räusperte sich und schwieg.

Gregor erzählte, daß er selbst nach zwei Tagen fahren wolle, da die Jagden früher stattfinden würden und er nicht fehlen dürfe. Seine Frau habe sich, wie es scheine, noch immer nicht ganz entschlossen, ob sie mitkäme oder nicht.

In diesem Augenblick war es Felix, als höre er leise sich entfernende Schritte und das Rascheln seidner Frauenkleider. Sein Gefühl sagte ihm, daß Wera

nebenan gewesen war. Gregor erzählte nun von seiner Jagd, es machte Felix ungeduldig, zuzuhören.

War sie es, war sie es wirklich, und warum kam sie dann nicht hierher? dachte er. Ossip Wladimirowitsch stand auf und ging hinaus, Gregor folgte ihm mit den Augen, und als er entschwunden war, beugte er sich zu Felix hinüber.

„Und nun, Felix Nikolajewitsch, habe ich etwas für Sie."

Gregor holte einen Brief aus der Tasche — jenen Brief mit der Fürstenkrone, den Felix gesehn hatte, und las ihm daraus vor; sein Vetter hatte mit dem Großfürsten wegen einer Stelle am Konservatorium gesprochen. Der Fürst sprach die Hoffnung aus, daß der talentvolle junge Graf Reckling bald nach Petersburg käme, denn der Großfürst habe sich sogleich für den Fall interessiert, da gerade eine Stelle zu besetzen wäre.

„Also," rief Gregor, auf den Brief klopfend, „alles erwartet Sie. Kommen Sie, und kommen Sie bald. An uns, an meinem Vetter werden Sie stets treue Freunde haben."

Felix fiel es schwer, zu antworten: alles stürmte auf ihn ein. Sein Schicksal war gewachsen und stand vor ihm, warum war jetzt etwas in ihm, das dagegen sprach, das Angebot anzunehmen? Warum war ihm jenes große Kuvert, die Handschrift darauf so widerwärtig? Warum hatte Wera sich vor ihm versteckt? Gregor sah ihn erstaunt an, da er nichts sagte. Da dankte er schnell, versprach nach Petersburg zu fahren,

um sich alles anzusehn, aber er müsse noch vorher mit seinem Vater sprechen.

„Das ist recht," sagte Gregor, „der Vater ist unser natürlichster Freund."

Gregor stand auf und sagte, er wolle Felix etwas zeigen. Als er gegangen, kam Petrowitsch, der sich am Tisch zu schaffen machte und, ohne Felix anzusehen, sagte, Wera Michailowna lasse ihn grüßen.

Felix griff schnell in die Tasche und legte seinen Brief und ein Goldstück auf den Tisch. Petrowitsch stellte einen Teller darauf, denn sein Herr kehrte zurück. Dann ging er mit Teller, Brief und Goldstück ehrwürdig und gelassen davon.

Gregor brachte Felix eine kleine Münze, die eine Frau am Perlenfluß ihm verkauft hatte; sie müsse aus alter Zeit stammen, sie sei beim Pflügen gefunden worden. Felix griff nach der Münze und betrachtete sie angeregt. Er war durch Weras Gruß wie von einem Lebensstrom getroffen, alles erschien ihm wieder schön, leicht und möglich. Gregor aber sah wohlgefällig in das Gesicht seines Gastes und dachte, daß er seine deutsche Schwerfälligkeit jetzt überwunden habe und sich über die guten Zukunftsaussichten freue.

Am Morgen des folgenden Tages erschien Petrowitsch unter einem wirtschaftlichen Vorwande oben in Liwametz. Er warf Felix im Vorübergehen einen Seitenblick zu, der ihn veranlaßte, stehn zu bleiben, dann übergab er ihm einen Brief. Wera schrieb nur einige Zeilen:

‚Sie haben so schön geschrieben und ich danke Ihnen. Ich bin noch leidend. Übermorgen fahren die Herren fort. An diesem Abend will ich nach oben kommen. Bis dahin warten Sie. Kommen Sie nicht her, bitte. Auf Wiedersehn.“

Dieser Brief enttäuschte und erfreute Felix zu gleicher Zeit. Auf seinen langen Brief kein Wort der Liebe und Sehnsucht. Aber konnte es nicht auch nur Vorsicht sein, daß sie so zurückhaltend schrieb? Ihre Zeilen schienen ihm ein Versprechen zu enthalten: ‚Bis dahin warten Sie.‘ Sie sagte nicht, daß sie fortfuhr, sie betonte es nur, daß die anderen fuhren; hieran hielt er sich. So wuchsen jene Worte in seiner Phantasie bald zu einem festen Versprechen heran.

An diesem Tage sagte Charles zu Klotilde: „Petrowitsch war hier, Felix ist ganz verändert, Gregor und sein Schatten fahren fort. Sollte Wera wirklich nicht zur berühmten Jagd fahren? Jetzt wird die Sache wahrhaftig interessant.“

„Was für ein gleichgültiger Mensch du bist, Charles. Gut ist das doch in keinem Fall für Felix; ob sie nun bleibt oder fährt, ob sie ihn liebt oder nicht, beides bringt ihm Nachteil. Nimm dich lieber seiner an. Merkwürdig sind die Männer — ich verstehe ihn nicht, aber er tut mir leid, der arme Junge!“

Felix unternahm an diesem Tage einen langen Spaziergang, er hatte das Bedürfnis, sich körperlich möglichst zu ermüden. Gegen Abend ging er noch einmal auf den Glint hinauf.

Auf der Höhe blieb er stehen und sah über das weite, flache Land hin, die Sonne stand schon tief, und leichtes Gewölk bedeckte den Himmel.

Er begann auf dem elastischen Rasen, der ebenso kurz war wie auf wirklichen Höhen, weiterzugehn. Die ganze ihn umgebende Welt bedeutete eben nicht viel für ihn, sein ganzes Denken und Fühlen war nur auf eines gerichtet. Er ging ohne viel aufzusehn dahin, und so kam es, daß er sich plötzlich dicht vor Cäcilie sah. Sie saß am Abhang auf einer niedrigen Terrasse, die durch einen Absturz entstanden war. Cäcilie hatte die Hände um die Knie gefaltet und sah in die Ferne.

Irgend etwas in ihrer Stellung, im Ausdruck ihres feinen Gesichts fesselte Felix. Er blieb stehn. Obgleich sie ihm fremd geblieben war, empfand er es jedesmal als etwas Bedeutungsvolles, wenn er ihren Namen nennen hörte oder sie ihm unerwartet begegnete. Er glaubte, daß sie mit einer größeren und seelischeren Welt in Verbindung stehe, als die Welt gewöhnlicher Menschen war; so schien es ihm auch eben, als erfasse sie etwas anderes, als er, etwas, das stärker und größer war, wie sie so über die Landschaft dahin sah. Ja, sie war ihm fremd geblieben, und doch fühlte er, als müsse alles das, worin sie wurzele, eigentlich auch Land von seinem Lande sein. Jetzt wandte sie sich. Als sie Felix unerwartet über sich dastehn sah, schrak sie leicht zusammen, aber gleich wurde ihr Blick wieder ernst und ruhig.

„Störe ich Sie?" fragte er, nähertretend.

Sie schüttelte den Kopf. Es war wie der Ansatz eines Lächelns um ihren Mund, das aber in einem kleinen

Weh erstarb. Er trat zu ihr hinunter und deutete auf die Bücher, die neben ihr lagen:

„Was taten Sie? Notenpapier? Ich wußte nicht, daß Sie auch komponieren?"

Cäcilie antwortete, daß sie nur zuweilen Motive aufschreibe, die ihr einfielen, und daß sie zur Übung in musikalischen Gesetzen zu arbeiten versuche. Felix meinte, das bedeute doch schon, daß sie auch produktiv musikalisch veranlagt wäre. Er ergriff das Notenblatt, auf das sie geschrieben hatte, und sein Gesicht bekam einen in sich gekehrten intensiven Ausdruck, während er die Noten durchlas.

„Ich würde diese Motive nicht verwerfen. Versuchen Sie es doch," sagte er.

„Ich glaube nicht, daß etwas zustande käme. Sie können das nicht verstehn, wie das bei mir ist, weil Sie eben wirklich schöpferisch veranlagt sind."

„Wollen Sie es mir nicht erklären, wie es denn bei Ihnen ist?" bat er.

„Die Musik ist wohl da, aber sie ist bloß wie im Untergrunde — sie springt nicht auf wie eine Quelle. Ich höre bei bestimmten Versen Musik, wie auch bei anderer Schönheit, aber das liegt weniger an mir, als an den Dingen: sie sind dann wohl zu jener Grenze gekommen, wo sich alles zu einer Schönheit auflöst. Bei mir ist die Musik nur das letzte, gleichsam das Echo von allem. Ich verstehe es nicht auszudrücken, wie es ist, aber es ist nichts als ein Nachfühlen, nichts als das Weiterklingen der Dinge."

Felix hatte aufmerksam zugehört. „Es könnte ja vielleicht sein, daß es solche tief innerlich musikalisch veranlagte Naturen gibt, die aber kein eigentliches Organ haben, das sie zum künstlerischen Ausdruck befähigt. Offenbar sind Sie sehr suggestiv veranlagt.“ Er nahm das Blatt wieder auf und prüfte nochmals die aufgeschriebenen Motive und die Versuche ihrer Verarbeitung. Sie schienen ihm jetzt so vertraut und ihm entsprechend, als hätte er sie selbst erfinden können.

„Wenn Ihnen Dante musikalische Erfindungen eingibt, dann muß vieles in der Divina Comedia noch musikalisch auszubeuten sein.“

Während er in das Blatt sah, fühlte er Cäciliens Blick auf sich gerichtet, und als er zu ihr hinüberſah, war er betroffen, denn ihr Blick haftete auf ihm, als sollte er bis in die Tiefe seiner Seele vordringen; es waren die „Menschenaugen“ jener ersten Nacht, die er wiedersah. Er legte schnell das Blatt fort. Sie nahm ihre Danteausgabe und bot sie Felix zur Durchsicht an, auch die Motive bat sie ihn zu nehmen, wenn sie irgendwie brauchbar für ihn sein könnten.

Mehr um sie nicht zu kränken, als aus der Überzeugung, daß das Buch ihm nützen könne, nahm er es entgegen. Wieder mußte er daran denken, wie er zuerst etwas von dem Verkehr mit Cäcilie für sich erwartet hatte; alles war nun anders geworden. Sein Leben hatte jetzt eine bestimmte Richtung erhalten, und er fühlte das Bedürfnis, ihr dieses mitzuteilen.

Cäcilie war aufgestanden und hinaufgestiegen. Als Felix sich umwandte, entfuhr ihm ein Laut der Über-

raschung, denn die Welt hinter ihnen glühte wie eine Offenbarung in Gold und Rot. Die Sonne war untergegangen, und der ganze Himmel hatte sich mit all seinen Wolken, wie eine Feuersbrunst, entzündet. Von diesem Hintergrunde der glühenden Wolken hob sich Cäciliens dunkle Gestalt wie eine feine Silhouette ab. Regungslos, ganz versunken in das Spiel des Lichts stand sie da. Er stellte sich neben sie, und sie sagte, ohne ihn anzusehn:

„Bitte, lesen Sie doch das Paradies, wenigstens die angestrichenen Stellen. Es ist so großartig, diese Idee, daß das Zentrum der Welt ein Liebesfeuer ist. Es glüht inmitten des Weltalls ein Punkt, und von ihm geht alles Leben aus. Gott ist als ewige Liebesglut, als ewiger Lebensspender gedacht."

„Ich glaube, ich bin diesem Paradiese fern," meinte er.

Sie gingen langsam weiter, als schritten sie gerade in dieses Flammenmeer hinein. Auf Cäciliens Gesicht wechselte der Ausdruck. Endlich sagte sie:

„Fern sagen Sie? Das Paradies beginnt mit unserem Willen dazu. Ob Sie bloß nach außen oder auch von innen heraus wachsen wollen, hängt doch nur von Ihrem Willen ab. Sie können beides."

Er sah sie erstaunt an: tat sie nicht so, als wisse sie um ihn? Er war doch ein Fremder für sie, wie sie eine Fremde für ihn war? Er sagte:

„Ich bin viel unsicher gewesen in meinem Leben. Das muß nun aufhören. Es hat sich mir jetzt eine Gelegenheit geboten, festen Fuß zu fassen." Und er erzählte ihr von Gregors Vorschlägen.

Cäcilie hatte ihm gespannt zugehört. „Ich weiß wenig von diesen Dingen. — Das sieht ja alles sehr gut aus," sagte sie zögernd.

Die Unsicherheit, die er aus ihrer Stimme zu hören glaubte, berührte ihn nicht angenehm. Es schien ihm im Augenblick äußerst wichtig, Cäcilie davon zu überzeugen, daß er recht habe, jenen Vorschlag anzunehmen.

„Sie müssen doch verstehn, was das für einen Wert für mich hat. Dieses Wurzelfassen, dieses —" er brach ab, denn er begegnete einem so ernsten Blick, daß es ihm schien, als erriete sie, was er verschwieg, was ihn außerdem noch zu diesem Zukunftsplan hintrieb.

„Doch," sagte da Cäcilie und ihre Stimme klang tief und dunkel, „ich verstehe es, daß das Leben wundervoll locken kann, daß man von der Lebensfreude ergriffen und hineingerissen wird. Und — es kann ja auch gar nicht anders sein, als daß man durch vieles hindurch muß. Es ist wahr, dieses Feuer —" und sie deutete auf den flammenden Horizont, „dieses Große, dieses Letzte, zu dem wir hinstreben müßten, liegt ja nicht immer klar vor uns."

Er war erstaunt durch ihre Worte; er sah ihr ins Gesicht und fand den Ausdruck so schön, daß es ihn ergriff. Es lag darauf wie Sehnsucht, Schmerz und Güte, und es durchzuckte ihn die Ahnung, daß er vielleicht doch kein fremder Mensch für sie sei und sein ursprüngliches Gefühl, daß sie ihm wohl wolle, doch recht gehabt hatte. Er fühlte ihre Fähigkeit, verstehen zu können. Jetzt, wo wir am Scheidewege stehn, dachte

er, sie zu jenem, ich zu diesem Ziele pilgernd, sollten wir uns jetzt näher treten, jetzt in diesem letzten Augenblick?

„Wir haben uns nur wenig gesehn, Cäcilie," sagte er, „aber vielleicht führt uns das Leben noch einmal zusammen? Ich will nicht, daß Sie Ungünstiges von mir denken oder mich für oberflächlicher halten, als ich bin. Ich habe das Gefühl, daß ich jetzt alle meine Kräfte einsetzen muß, ja, und es ist wahr — es lockt mich, dieses Leben, das ich da vor mir sehe."

Cäcilie hatte die Augen halb geschlossen, und sie sprach so, als fielen ihr die Worte schwer: „Ich denke, daß jeder von uns seinen Entwicklungsgang hat, und daß man nur an seinem eigenen Leben lernt. Aber wir gehn oft so blind und schwer durchs Leben dahin."

Sie stiegen hinab. Als sie sagte, daß ihr Weg sie jetzt nach der andern Seite führe, erschien ihm das wie symbolisch. Die Farben am Himmel verblaßten. Es war Felix, als nehme er von vielem Abschied, als stehe er auf der Scheide zwischen Traum und Wirklichkeit. Er ließ noch einmal seinen Blick über Fläche, Wald und See schweifen, dann versetzte er sich mit starker Willensanspannung in die von ihm ersehnte Zukunft. Da wurden ihm die Bilder seiner Vorstellung wieder farbenprächtig und glänzend. Ja, das dort wird lebendige Wirklichkeit sein, das Gespräch hier, wie so vieles frühere meines Lebens, wird wie ein Traum versinken. So stiegen sie schweigsam hinab. Als sie unten angekommen waren, sagte er Cäcilie, ihr die Hand zum Abschied reichend:

„Darf ich auch Ihnen noch ein letztes Wort sagen? — Sie sind zu ernst für einen so jungen Menschen. Sie sollten mehr leben."

„Nie," rief Cäcilie aufflammend, „keinen Augenblick tat ich etwas anderes." Sie nickte ihm zu und schlug den Weg zur Mühle ein.

Neuntes Kapitel

Die See geht hoch

Der Abend war gekommen, an dem Felix Wera wiedersehen sollte. Als er durch den Speisesaal ging, fand er die Tafel festlicher gedeckt als sonst und erfuhr, daß auch Cäcilie und ihr Onkel zum Essen erwartet würden. Das berührte ihn nicht angenehm, hatte er doch schon von Cäcilie Abschied genommen. Charles trat zu ihm und sagte, daß sie heute einen musikalischen Abend veranstalteten und er natürlich sehr auf sein Spiel rechne, auch Cäcilie habe versprochen zu singen. Felix sagte zerstreut zu. Charles sah ihn neugierig prüfend an.

Nicht nur der Tisch war festlich gedeckt, auch die Menschen erschienen heute in Gesellschaftskleidung. Valentin hatte eine weiße Blume an den schwarzen Rock gesteckt, Klotilde trug ein hellgraues seidenes Kleid und rote Nelken, und Henriette Krug rauschte in schwarzer Seide daher. Selbst Horst hatte seine oft recht fleckige Uniform gegen einen neuen schwarzen Anzug vertauscht. Alle schienen in freudig erregter Stimmung

und unterhielten sich, als ob sie in Gesellschaft wären. Als Cäcilie und der Onkel kamen, wurden sie gleich in diesen Ton hereingezogen.

Felix stand neben Cäciliens Onkel und hörte ohne Teilnahme einem Gespräch zu, wie man Fische am besten ködere, als Wera eintrat. Auf den ersten Blick sah er, daß eine Veränderung mit ihr vorgegangen war. Es kam zum Teil vielleicht auch daher, daß sie heute ein graues, englisches Kleid trug, das an Reisen erinnerte, während er sie bisher nur in hellen Sommerkleidern gesehen hatte. Aber auch ihr Gesicht erschien ihm anders: die Augen, die von Schatten umgeben waren, hatten einen stärkeren Glanz, ja sogar ihre Bewegungen waren verändert, sie verrieten eine verhaltene Unruhe.

Als Wera auf Felix zutrat, fiel es ihm schwer, sie ebenso zu begrüßen, wie alle anderen es taten. Sein Gefühl wallte stark auf und, als er ihre Hand an die Lippen führte, fühlte er, daß sie heiß und trocken war, als fiebere sie. Aus alledem sah er, daß sie etwas durchgemacht hatte. War das wirklich nur Krankheit gewesen, oder hatte sie sich nach ihm gesehnt und dagegen angekämpft, war es ihr schwer geworden, die Abfahrt ihres Mannes abzuwarten?

Klotilde und der alte Freiherr empfingen Wera mit der gleichen Liebenswürdigkeit wie immer, und ihrer Gewohnheit gemäß fragten sie sie auch nicht, warum sie nicht mit Gregor fortgefahren sei? Aber Charles konnte sich nicht enthalten, Wera doch schließlich über den Tisch herüber zuzurufen, ob sie jetzt noch allein einen

kleinen Nachsommer in der Villa zu feiern gedenke? Klotildens Augen vergrößerten sich und wurden streng, Wera aber lachte:

„Gott soll mich bewahren," sagte sie, „jetzt, wo die Abende so lang und dunkel sind. Nein, ich fahre morgen, treffe Gregor in Petersburg, und dann — reisen wir zusammen weiter zu den Jagden."

Als Felix diese leicht hingesprochenen Worte hörte, mußte er sich Gewalt antun, seine Erregung zu unterdrücken. Fortan versanken für ihn die geschmückte, von Kerzen erleuchtete Tafel, die Menschen, die Gespräche, wie ein Rauch legte es sich darüber. Er hatte nichts mehr mit allem diesem gemein, ein bloßer Schein ward ihm alles. Was ist das nur, dachte er, warum hat sie mir das nicht geschrieben, warum ließ sie mich im Unklaren?

Die Unterhaltung ward immer lebhafter, nur Cäcilie blickte still vor sich hin, so daß die Vettern sie fragten, ob ihr etwas fehle? Der alte Freiherr ließ ab und zu aufmerksam seinen Blick über die Menschen an der langen Tafel gleiten, sah sich die Gesichter eines nach dem andern an, und sein Ausdruck wurde ernst. Man erhob sich vom Tisch und ging auf die große Veranda; nachdem Wera hier und dort liebenswürdig gesprochen hatte, trat sie zu Felix und sagte, ihre Stimme erhebend, so, daß auch die anderen ihre Worte hören mußten:

„Nun, Graf Reckling, wie geht es Ihnen? Haben Sie wieder etwas geschrieben?"

Felix antwortete, den gleichen Ton annehmend, daß er in den letzten Tagen nichts gearbeitet habe. Sie gab

ihm mit den Augen ein Zeichen, und sie stiegen die Stufen hinab.

Sie gingen dem Park zu. Kaum waren sie im Schatten der hohen Bäume und von der feuchten treibhausartigen Luft umgeben, die stets hier herrschte, als Felix stehn blieb und schnell fragte:

„Sie fahren doch?"

Wera zog ihre knapp anliegende Tuchjacke, die ihre schönen Formen sehen ließ, zurecht:

„Sie hätten mir diesen Brief nicht schreiben sollen."

„Nein," rief er, „was geschehen ist, ist geschehen!"

„Und doch," sagte sie traurig, „haben Sie zerstört und nicht nur das zerstört, was so schön zwischen uns war... Dort ist eine Bank, wollen wir uns setzen, ich fühle mich noch schwach."

Sie setzten sich nebeneinander hin. Wera sah in sein erhitztes Gesicht und legte wie beschwichtigend ihre Hand auf die seine, die sich auf die Bank stützte.

„Entsinnen Sie sich unseres Gesprächs damals auf der Brücke?"

„Nun, und —?"

„Nicht so hatte ich es gemeint."

In Felix erwachte ein böses Gefühl, das ihn vorwärts trieb.

„Wußten Sie denn so genau, was Sie meinten?"

Sie hob die Hand: „Hören Sie, was ich Ihnen sagen muß. Ja, ich will es Ihnen sagen, was ich noch nie jemandem eingestanden habe —" Ihre Stimme nahm bei diesen Worten einen fremden Klang an: „Ich muß fort, weil da etwas ist, von dem ich nicht frei kann. Ich

habe es zuweilen gehofft und in diesem Sommer besonders dachte ich — ja — ich hoffte es. Ich habe Sie sehr gern, Ihr Genie, Ihre Persönlichkeit, ich habe so viel Vertrauen in Sie, und wenn ich Sie nicht — Es ist, weil ich nicht frei kommen kann. Das ist schon mein Schicksal. So, jetzt wissen Sie es. Ich habe es Ihnen gesagt. Ich wünsche Ihnen nicht, daß Sie je etwas ähnliches erleben. Ich sage es Ihnen, weil ich nicht aufhören kann, Sie noch als meinen Freund anzusehn —" Sie brach ab und zuckte zusammen, als sie sein Gesicht sah.

Felix saß grade aufgerichtet da, in seinen Ohren sauste es, ein Nebel stieg vor ihm auf. In seiner Knabenzeit hatte er stets bei übergroßer ausbrechender Erregung solch einen Nebel vor sich gesehn. Er lachte auf.

Alles wäre Wera lieber gewesen als dieses Lachen. Sie erhob sich und, vor ihm stehend, bat sie ihn, ruhig zu sein, sagte, daß für ihn das alles schon bald vorübergehn werde. Er stand auf, aber sein Gesicht blieb so finster, daß sie sich fürchtete.

„Verzeihn Sie mir, Felix, bitte. Ich weiß, daß ich Schuld habe, daß ich nur an mich dachte. — Es war mir so viel wert, diese ganze Zeit..." Wieder klang ihm ihre erregte Stimme fremd, ja unsympathisch klang sie ihm.

„O, ich bitte Sie, Gräfin —" Mit großen Schritten ging er den Häusern zu und sie mußte sich beeilen ihm zu folgen. Auf der Veranda sahen sie Menschen stehn.

Charles und Cäcilie merkten es den Ankommenden an, daß etwas zwischen ihnen vorgefallen war. Sie

schwiegen zuerst befangen, dann aber sagte Cäcilie, und in ihrer Stimme war etwas, auf das Charles hinhorchte:

„Der Großvater bittet um Musik. Wir wollten nicht ohne Sie anfangen. Was sollen wir zuerst vornehmen?"

„Oh, ich kann ja anfangen," sagte Felix in hochmütig wegwerfendem Ton, indem er, ohne sie anzusehn, an ihr vorüberging. Er trat in den Salon und ging grade auf den geöffneten Flügel zu.

Er begann zu spielen, irgend etwas, wie die Finger gerade liefen, fast mechanisch. Sein Spiel schwoll an, wurde laut und hart. Sekunden vergingen, Minuten, und immer mehr verstand er alles. Während er bereit gewesen war, vertrauend zu lieben, war er für Wera nichts als der auslösende Reiz gewesen, der sie erst recht in ihr ‚Schicksal', wie sie sagte, hinein trieb. An ihm hatte sie ihre Liebe zum andern auszumessen gesucht. Und er wußte nicht einmal gewiß, wer dieser andere war? Jene Worte Gregors, daß seine Frau das „politische Medium" seines Vetters sei und noch vieles andere, ließen ihn etwas Bestimmtes vermuten. Hart und höhnisch wurde sein Spiel. Mochten sie es nur alle sehn, daß er solch ein Narr gewesen, mochte er sich nur jetzt mit diesem Spiel vor aller Augen die Narrenkappe aufsetzen, alles war doch einerlei!

Liwametz! Sein Vorgefühl. Warum hatte er nicht darauf geachtet, nun hatte es sich doch erfüllt. Wie hatte sie es wagen können, in sein Leben zu greifen, sein Schicksal beeinflussen zu wollen, wenn sie ihn nicht liebte?

„Pai, pai, geht die See nicht ein wenig zu hoch?" sprach da eine gutmütige Stimme hinter ihm. Felix wandte sich und sah in Horsts ängstliches Gesicht. Er stand schnell auf.

In der Tür standen die Jungen. Leonhard sah ernst und erstaunt herüber. Felix trat zu ihm und wurde von ihm aufgefordert, beim Mischen der Bowle zu helfen.

Sie gingen in das Nebenzimmer. Felix trank Glas auf Glas, und als er neben den Weinflaschen Absynth stehn sah, griff er auch darnach. Die Jungen sahen ihn erstaunt an, Leonhard schüttelte den Kopf. Fred fragte leise, wie viel ein Mensch denn eigentlich vertrage?

Im Salon war zuerst eine peinliche Stille auf Felix' Spiel gefolgt. Da erklärte, zu allgemeiner Erleichterung, der alte Freiherr Felix' Spiel für sehr schön und interessant und lobte überhaupt seine musikalischen Anlagen. Valentin, der heute umdüstert aussah und häufig zu Wera hinübersah, stimmte dem lebhaft bei. Der alte Freiherr bat nun Cäcilie zu singen. Sie stand gleich auf und ging mit ihrem leichten Schritt zum Klavier, Charles folgte ihr und begann zu präludieren, dann ging er in die Begleitung über und Cäciliens Stimme erhob sich.

Gleich beim ersten Ton dieser Stimme, der mit dunkler, warmer Klangfarbe dahinströmte, wurden alle gefaßt. Obgleich Cäciliens Stimme voll ausgebildet war, sang sie doch selten vor, weil sie glaubte, ihr fehle die Sicherheit, sich vor den Menschen hören zu lassen. Charles, vor dem sie die Scheu überwunden, verstand das, denn es war bei ihr nicht nur das Vorsingen eines

Liedes, nicht nur das Musikalische allein, jedes Singen war ihr ein seelisches Erlebnis.

Sie sang zuerst ein katholisches Kirchengebet, stark, innig und voll von geheimem Schauer. Sie setzte ab. Charles spielte nun ein selbsterfundenes Zwischenspiel und ging dann auf die Begleitung eines Brahmsschen Gesanges über. Diese Musik hatte nicht die tief innerliche Stimmung des Gebets, sie war weitschichtiger, erfaßte flüchtigere Stimmungen der Seele, aber es lag auch in ihr etwas, das zur Seele sprach und den Traum wach rief.

Alle, die da versammelt saßen und zuhörten, hatten ihr Wesen wie zusammengezogen; das, was in jedem am verborgensten lag, regte sich und öffnete die Augen.

Charles begleitete auswendig. Halb fromm, halb antik klang die Musik. Er begann zu träumen. In Cäciliens Stimme war zuweilen etwas, das ihn an die Stimme eines Knaben erinnerte. Vor sich sah er das „weinrote Meer", die blauen verschleierten Berge, fühlte er die ausdrucksvolle Luft des griechischen Landes. Es war ihm, als töne durch die Stille der Nacht die Stimme des jungen Sängers, der sein Führer gewesen war und noch Strophen aus den alten Heldengedichten zu einer eigenartigen Weise gesungen hatte. Ähnlich wie diese, wie die zwischen zwei Welten verhallende Stimme des griechischen Knaben, erschien ihm der Gesang. Schweißtropfen traten ihm auf die Stirn, seine Augen wurden schwarz von Erregung. Damals war seine Seele erglüht in einem Schönheits-

rausch, er hatte eine Sehnsucht empfunden, die ihn erschütterte. Jene selbe Sehnsucht erkannte er nun wieder. Nur war sie nicht unbestimmt hinausgerichtet wie damals. Nie hatte er Cäcilie so singen hören, nie hatte ihre Stimme ihm Seele und Sinne derart zugleich erfaßt. Ihr Gesicht, ihre Haltung, alles spiegelte die Vorgänge ihrer Seele wieder, nie wohl war sie ausdrucksvoller, und nie wohl wußte sie weniger von sich.

Wera hatte die Augen geschlossen; auch ihr griff Cäciliens Stimme in ganz seltsamer Art ans Herz. Sie fühlte die ganze Stärke und Qual des Lebens. Es war, als würde ihre unverankerte Seele auf das große Element getrieben und gehe nun Gefahren und Wonnen ungefesselt entgegen.

Der alte Freiherr saß regungslos da; sein Gesicht blieb unbeweglich, aber seine Augen hafteten groß und klar auf Cäcilie. In der Tür standen, wie gebannt die großen Jungen. Wie eine Gewalt wirkte die Musik auf diese jungen, schmiegsamen Seelen.

Klotilde, zurückgelehnt, ließ langsam ihre Augen von einem zum andern hingehn. Sie sah Henriettens verzücktes Gesicht, Horst erschien ihr ein wenig verlegen, da er gerührt war und es nicht zeigen wollte. Sie sah auf Wera und dann auf Charles hin, und überall spürte sie die Erregung des Lebens. Alle diese Menschen da standen noch in der Qual und Erwartung, und da schien es ihr, als ändere sich das Leben kaum: immer in der Welt war es das alte Leiden und dasselbe Erleben; ja es war, als blieben die Erlebnisformen, ein für alle mal vom Leben geprägt, bestehn, und als schlüpften

nur immer wieder neue Menschen hinein. Sie sah auf Cäcilie und da konnte sie ihre Blicke nicht mehr von diesem bleichen und geistvollen Gesicht wenden.

Felix war allein im großen, nur spärlich erleuchteten Speisesaal zurückgeblieben. Es war ihm, als erlebe er einen bösen Traum. Was ging ihn das alles hier an? Er wollte alles durchbrechen und fortgehn! Aber vorher mußte er das alles irgendwie auslöschen, und er trank weiter, mit dem Wunsch, zu versinken, zu vergessen.

Ein starke und schöne Stimme drang zu ihm herüber. Aber auch diese Stimme ging ihn nichts an. Alles, was er hier erfahren, mußte er wieder aus seinem Leben herausreißen. Er suchte gewaltsam damit zu beginnen, aber ein dumpfer Schmerz war in ihm, während sich die Welt seinen Sinnen verschleierte. Alles glitt wie in die Ferne, nur die singende Stimme rückte näher und näher zu ihm heran, als fordere sie etwas, als ränge sie mit ihm. Einmal machte er sogar unwillkürlich eine Bewegung, als verscheuche er etwas, aber da tönte sie nur noch lauter, drang noch tiefer in ihn ein. Da fühlte er den Schmerz seiner Enttäuschung so schwer, da litt sein verwundeter Stolz so sehr, daß er seinen Kopf auf die Arme drückte und aufstöhnte. So saß er allein da im großen, dämmrigen Zimmer, in dem er einst im Fegefeuer empfangen worden war.

Als Cäcilie geendet hatte, erhob sich der alte Freiherr und ging auf seine Enkelin zu. Er sagte nichts, aber die Art, in der er sie auf die Stirn küßte, brachte sie einander nahe. Er bat sie darauf, ihn in sein Zimmer zu

führen; nur ganz leicht stützte er sich auf Cäciliens Arm. Als sie durch das Speisezimmer kamen, fühlte er, wie sie zusammenzuckte. Er suchte mit den Augen umher und sah Felix auf dem Eckſofa sitzen, die Arme auf den Tisch geworfen und den Kopf darauf gedrückt. Als Felix die Schritte hörte, fuhr er auf und sah verständnislos um sich. Der alte Freiherr ging weiter, aber er beschleunigte seinen Gang. Als sie vor der Tür seines Zimmers standen, faßte er Cäciliens Hand und sagte:

„Mein liebes Kind, es ist in unserer Familie nicht Sitte, seine Gefühle viel zu zeigen, und es ist wohl auch gut so — im allgemeinen. Aber eine Frau, die darf es doch wohl zuweilen tun. Es gibt darin einen Stolz, der falsch ist und den nur die kleineren Naturen zu haben brauchen."

Cäcilie errötete tief. Dann preßte sie für einen Augenblick ihren Kopf an die Brust des Großvaters und eilte davon. Über sein Gesicht glitt ein weiches Lächeln, als er ihr nachschaute.

Felix war aufgestanden. Er wollte fortgehn und konnte es doch nicht; Charles spielte, und es war ihm, als dürfe er sich nicht von der Musik trennen. Er begann auf und ab zu gehn. Da hörte er einen leichten Schritt hinter sich, fühlte eine Hand auf seinem Arm. Er wandte sich um und sah in Cäciliens erregtes Gesicht.

„Was ist?" fragte er; sein Ausdruck war böse, fast drohend.

Cäcilie sah es wohl, sie sah, daß er zu viel getrunken hatte, und sie erschrak. Aber sie sah auch sein Leiden,

fühlte seine Zerrissenheit. Sie wußte nicht, was zwischen ihm und der geschehen war, die er liebte, aber es mußte etwas sehr Ernstes sein. Scham, Schmerz und Mitleid machten ihr Herz erzittern.

„Kommen Sie!" bat sie und ging zur Tür.

Felix folgte ihr. Auf dem Gange blieb sie stehn.

„Was hilft es, daß Sie gesungen haben?" sagte er.

„Ihnen hilft es nichts, Felix," sagte sie traurig, „aber vergessen Sie doch nicht, daß Sie viel, viel mehr sind, als das — was Sie jetzt quält. Bitte, gehn Sie jetzt in Ihr Zimmer. Morgen ist ein anderer Tag, es wird Ihnen alles ganz anders erscheinen."

Er lachte: „Ausgewiesen? Ich geh schon. Ich weiß doch, was ich tue." Dann ging er.

Cäcilie stand und sah ihm nach. Er ging nicht in sein Zimmer, er verschwand in der Nebelnacht! Sie suchte die weiße, wogende Wand vor ihr mit ihren Augen zu durchdringen, aber es war vergeblich. Da packten sie Nacht und Nebel mit ihrer ganzen Kälte, sie schloß die Augen; ihre Lippen zitterten.

Zehntes Kapitel

Wege im Nebel

Klotilde und Horst standen auf der Veranda und sahen den Davongehenden nach. Henriette Krug trat hinzu, mit einer Frage an Klotilde, wobei ihre Augen jedoch forschend auf Horsts Gesicht ruhten. Sie sah erregt aus, schien in gehobener Lebensstimmung zu

sein, hatte sie doch heute gefühlt, daß die Luft in Liwamets noch dieselbe romantische geblieben war, wie in alten Zeiten. Klotilde antwortete nur zerstreut, empfing einen ihr zukommenden Schlüsselbund und nickte Henriette verabschiedend zu. Nun stand sie allein mit Horst da.

„Sehn Sie doch, wie die Davongehenden vom Nebel umfangen werden, als würden sie verschluckt," sagte sie.

Horst meinte, in solchem Fall gelte es sehr wach zu sein, um sich vor jeglicher Havarie zu schützen.

„Ihre Gedanken sind auch immer auf der See," rief Klotilde und machte ihn auf die hellumrandeten Wolken, oben am Himmel, aufmerksam, hinter denen der Mond versteckt war.

„Ja, Vollmond und Nebel, das ist sehr schön. Und wissen Sie, Klotilde, was ein poetischer Kopf jetzt sagen würde? Mag der Nebel auch auf der Erde sein, er erreicht doch nicht das Licht."

Klotilde seufzte etwas ungeduldig, als hielte sie nicht viel von dieser Poesie. Ihre Gedanken waren bei den fortgehenden Paaren: Wera und Valentin, Charles und Cäcilie. Sie wußte wohl, daß etwas vor sich gegangen war, was aber war geschehn? Und warum hatte Cäcilie so gesungen, wie noch nie?

Horst hatte die Hände auf den Rücken gelegt und wiegte sich hin und her.

„Man sieht, daß es Verwirrung gibt,
Wenn man sich durcheinander liebt."

„Fünfzehn Kopeken in die Armenkasse," sagte Klotilde ruhig, denn es war abgemacht, daß Horst, diesen

Sommer wenigstens, keine Zitate aus Busch hersagen dürfe. Bei diesen Worten klapperte sie mit ihren Schlüsseln. Horst rief:

„Ja, pai, wie soll man denn poetischer sein, wenn mit Schlüsseln geklappert wird?"

„Wie können meine Schlüssel Sie stören?"

„Oh, doch. Verzeihen Sie, aber es ist, als geben Sie beständig ein Signal damit."

„Welches?"

„Geben Sie sie mir, und ich sage es Ihnen." Er streckte die Hand so schnell aus, daß Klotilde nicht mehr die Schlüssel zurückzuziehen vermochte. Er klapperte nun seinerseits mit ihnen und fuhr fort:

„Sie sagen mit diesem Geklapper: Seht doch, ich bin auf dem Platz. Ich hätte vielleicht wohl ein anderes Leben gewollt, mehr en plein air — ein größeres Leben, vielleicht im Kriege, oder auf der Jagd auf wilde Tiere, etwas Erotisches, Erforschung unbekannter Länder — Aber nein, ich bin da, ich diene, ich lebe für andere."

„Nun, und —?"

„Nun und, Klotilde? Sie schließen Arznei auf, diese Schlüssel, den Wein, wohl auch duftende weiße Wäsche, sie schließen die Strafgelder ein — sie sagen immerzu: „So muß man es machen, ich bin auf dem Platz, seht doch!" Sie sind mir zuweilen zu deutlich, diese Schlüssel —" und Horst schwenkte den Schlüsselbund und warf ihn in weitem Bogen auf den Rasenplatz.

„Was fällt Ihnen ein? Geben Sie sie mir wieder!"

„Es hat Zeit. Sahn Sie heute den armen Jungen, Klotilde, der so verwirrt war? Ich mußte an einen an-

deren jungen Kerl denken, der vielleicht auch einmal auf Begnadigung hoffen durfte, aber der in einer Nacht, in der auch der Wein zu stark war, durch den Blick zweier großer, dunkler Augen ein für alle Mal zu einem Unbegnadigten wurde. Er war im Grunde kein schlechter Kerl, dieser junge Seeoffizier, was? Nur ein wenig leicht, glaube ich."

„Ich seh ihn noch vor mir, er hatte helle Augen und krauses blondes Haar. Er war sehr leicht sogar."

„Aber er konnte so froh sein! Es konnte geschehn, daß er aus lauter Seligkeit über diese Welt zu viel getrunken hatte! Da war ein hohes, schlankes Mädchen, das ihn immer anders haben wollte — und als sie ihn sah, wie heute den Felix —"

„Schlimmer, noch viel schlimmer!"

„— Da wurde er verworfen. Ich weiß nicht, ob er sonst vielleicht doch noch...? Was wäre wohl besser gewesen?"

„Was geworden ist, ist geworden," sagte Klotilde fest.

„Gewiß, und es war ja auch noch die See da, die ewige Braut. Es ging durch Stürme und Windstille, und auch durch Nebel. Aber immer schwebte ihm da so ein fernes Licht vor. — Es gibt Menschen, die haben ein dummes unpraktisches Herz, sie können keinerlei Groll bewahren, oder Nachtragerei irgend welcher Art, wenn sie schon einmal einen anderen gern haben. Weiß Gott, was aus dem dummen Jungen geworden ist?"

„Aus dem dummen Jungen wurde schon etwas, vielleicht gerade deswegen," sagte Klotilde, und ihre Stimme klang voll und warm in die weiße Nebelnacht

hinaus. „Ich brauche aber meine Schlüssel," dabei stieg sie die Stufen hinab und begann auf dem Wege und dem feuchten Rasenplatz zu suchen. Horst suchte nun gleichfalls. Sie sprach weiter:

„Gleich muß ich sie finden, denn man findet doch das, was zu einem gehört? Es gibt Menschen, denen sind nicht viel Träume im Leben vergönnt, unbarmherzig klar müssen sie durch alles hindurchsehn, auch durch den Nebel. Aber wo suchen Sie denn meine Schlüssel, ich habe sie doch schon."

„Also, Sie haben Ihre Schlüssel doch wiedergefunden? Natürlich. Und Sie sehn so unbarmherzig klar, auch durch den Nebel hindurch? Auch gut. Ja, ganz gut, wenn es nur die Seeleute sind, die nicht durch den Nebel sehn können und sich daher vor ihm fürchten."

Valentin ging schweigsam neben Wera dahin. Der Weg war feucht und schlüpfrig, und es war dunkel unter den dichten Bäumen.

„So sprechen Sie doch etwas, lieber Valentin!"

„Passen Sie auf!"

„Worauf?"

„Auf Ihren Weg."

Dieses Wort traf sie; ihre Nerven waren ohnehin gespannt. Sie lachte; Valentin räusperte sich.

„Auf der Prärie gibt es keinen Nebel, aber davon will ich heute nichts erzählen, auch nichts von Sibirien, und wie man mit einer Herde von Hunden, die vor den Schlitten gespannt ist, über den weißen Schnee dahin-

jagt — — auch das wollte ich nicht sagen. — Ich will, will — von Ihnen sprechen."

„Von mir, Valentin?"

„Ja, Sie sind nicht gut gegen Felix gewesen. Was da war, weiß ich nicht, aber Sie sind nicht gut gewesen. Und es hat ihm weh getan. Das wollte ich Ihnen sagen, weil — weil ich Sie gern habe, Wera, Sie wissen das. Schöne Frauen sind ja meistens Kanaillen — nein, verzeihen Sie, aber die häßlichen geben sich mit uns mehr Mühe, das ist schon so. Aber das ist es wohl nicht, was ich meine. Ich wollte Ihnen sagen, daß es auch nicht so zu sein braucht. Es ist ja unnütz, schlecht zu sein, auf dieser Welt, wenn man auch gut sein kann."

Nach dieser langen Rede, die Valentin in strengem Ton gehalten hatte, seufzte er erleichtert auf.

„Oh, Valentin, lieber Valentin, denken Sie so schlecht von mir? Grade Sie? Und Sie sagen mir dann noch, daß Sie mich lieben? Ich bin nicht schlecht, Valentin, nein — Glauben Sie mir. Ich bin ja auch nicht gut, aber — Ich habe Felix Reckling doch auch sehr gern."

„Sie wissen, was ich meine, Wera, wollen wir nicht mehr davon sprechen. Ich bin älter als Sie und hielt es nur für meine Pflicht, Ihnen das zu sagen. Sie sind reizend, aber es macht Ihnen nichts aus, Menschen zu quälen. Aber so stolpern Sie doch nicht."

„Wenn Sie Felix sehn," rief Wera erregt, „so grüßen Sie ihn von mir, bitte. Sagen Sie ihm, ich werde mich sehr freuen, ihn im Winter wiederzusehn."

Valentin antwortete nicht. Petrowitsch kam ihnen entgegen. Wera atmete erleichtert auf und bat Valen-

tin, zurückzugehn. Sie sah sich beständig um, als fürchte sie etwas. Bei ihrer Villa angekommen, eilte sie schnell hinauf in ihr Zimmer. Hier war es warm, eine rotbeschattete Lampe brannte. Sie zog ihr Kleid aus und schlüpfte in einen weißen, warmen Schlafrock, dann schloß sie ihren Schreibtisch auf und entnahm ihm ein großes Kuvert mit einer Fürstenkrone. Sie las die beiden Seiten des Briefes durch und legte dann ihr Gesicht auf das Papier. Lange saß sie so — unbeweglich. Dann stand sie auf, sah sich fremd um, als staune sie darüber, noch hier zu sein. Der Mond schien durch die Glastür des Balkons, und sie trat hinaus.

Über den schwarzen Wipfeln der Tannen stand der helle, blinkende Mond und sah sie an. Unten wallte der Nebel. Wie ein weißes Meer breiteten sich weiterhin die Wiesen aus.

Wera stand und sah in den Nebel. Ihr Gesicht war bleich und erregt. Wie im tiefen Nebel, dachte sie, liegt unser Leben da, wissen wir, wohin der Weg uns führt? Und die starke Sehnsucht ihres Herzens rief ihr zu, ihren Weg nur weiter zu nehmen, durch allen Nebel hindurch, in Glück oder Verderben, nur immer weiter, ins Schicksal hinein.

Charles und Cäcilie gingen über die Heuschläge der Mühle zu. Als sie aus dem Dunkel der Tannen hinaustraten, wurden sie auf den Wiesen von den wallenden Nebeln umfangen. Das Gras war naß; auf dem engen Fußpfade gingen sie hinter einander. Die Baumspitzen tauchten aus dem wogenden Nebel her-

vor, die niedrigeren Baumgruppen sahen sie nur wie eine dunkle Masse mit verwischten Umrissen vor sich. Der Mond durchbrach die leichten Wolken und durchleuchtete von oben herab das Nebelmeer. So aufgehellt wurde der Nebel glänzend, durchsichtig und doch geheimnisvoll und umwogte die Welt mit seinen weißen Schleiern. Wie in die Ferne gerückt sah alles aus, verschmolzen und doch getrennt.

Ab und zu tönten in die tiefe Stille der Nacht die Glocken der weidenden Arbeitspferde. Zuweilen wieherte ein Pferd suchend, und ein anderes, das tagsüber im Gespann wohl sein Kamerad war, antwortete. Sie kamen schwerfällig aufeinander zu und blieben dann zusammen.

Als sie durch die Koppel gegangen waren, trat Charles an Cäciliens Seite, die Fläche dehnte sich hier weiter aus, hier und da tauchten einzelne hohe Birken aus dem Nebelmeer hervor. Ihre Stämme waren verschleiert, aber ihre Spitzen breiteten sich auf dem monddurchleuchteten Himmel zartblätterig, wie Spitzengewebe, aus. Die Schönheit dieser weißen Mondscheinnacht erreichte hier einen so unwahrscheinlichen Grad, daß die beiden Menschen stehn blieben und zum Himmel aufsahn.

Charles' Augen glitten aber bald vom leuchtenden, mit weißen Wolken umgebenen Mond ab und ruhten auf Cäciliens Gesicht. Als er sie angesehn hatte, nachdem er gespielt — sie hatte allein auf dem Gange gestanden — war er erschrocken: die Augen waren halb geschlossen gewesen und ein fremder Zug hatte um

ihren Mund gelegen. Jetzt suchte er aus ihren Zügen zu erkennen, was in ihr vorging. Aber sie waren so rein und klar, daß es ihm schien, als habe die Qual, die sie vorhin bewegt, doch nicht bis zur Tiefe ihrer Seele gereicht. Ihre Augen, groß geöffnet, sahen staunend auf die Schönheit, die sich ihnen offenbarte. Immer mehr trat ein Ausdruck tiefer, fast inbrünstiger Empfänglichkeit auf das helle Gesicht. Da sah Charles, daß das Große, außer uns Liegende, sie selbst dann zu fesseln vermochte, wenn sie litt.

„Seltsam," sagte Cäcilie, „dich sehe ich deutlich und dort hoch oben die Kronen der Bäume — das Nahe und das Ferne; alles Dazwischenliegende sehe ich aber nicht. Es scheint mir, daß es auch im Leben oft so sein könnte?"

Charles lief ein Stück in den Nebel hinein.

„Du irrst dich, mich sieht niemand deutlich."

„Komm nur ruhig zurück, Charles, um dich sind Nebel genug. Und es muß wohl auch ein Nebel um uns Menschen sein, denn sähen wir uns alle gar zu deutlich, wie viel mehr würden wir uns dann nicht noch verletzen."

Charles kam langsam zu ihr zurück und sie gingen weiter. „Du hast recht, Cäcilie, es müssen Nebel um uns bleiben, wenigstens um die, die dem Leben gegenüber empfindlicher sind; zwischen denen und den anderen Menschen muß etwas stehn, das eine künstliche Distanz schafft. Und doch gibt es anders geartete Menschen, ich möchte sie die eigentlich Naiven nennen, wenn sie auch meist als die am wenigsten Naiven gelten. Sie

gehn stets direkt vor, weil sie unerschütterlich an sich und ihr Amt oder ihren Vorsatz oder ihr Schema glauben, nenne es, wie du willst. Sie reflektieren nicht viel, weil sie sich für unentbehrlich halten und äußerst wichtig für diese Welt. Ich denke oft, ob diese nicht die ‚Gemeinten des Lebens' sind, diese Starken, die vom Nebel nicht viel halten?"

„Die Gemeinten des Lebens?" fragte Cäcilie lebhaft. „Das sind doch wohl die, die das Leben am stärksten fühlen? Die, Charles, die die Schwingung des Lebens lieben, auch wenn sie Leid bringt, die kein Anklammern, nur ein Anpassen, wie ein Nachahmen des Lebens in der Seele haben; ein Mitklingen, die Fähigkeit, etwas Grenzenloses zu fassen, das noch über Schmerz und Freude geht. — — Das, glaube ich, sind die Gemeinten des Lebens und so sollten wir zu werden suchen."

Charles hörte nun doch aus Cäciliens Worten die Erregung ihrer Seele hindurchklingen. Er fand es schön, daß sie so sprach, und hätte ihr gern beigestimmt, aber er glaubte, daß er es nicht tun dürfe.

„Gewiß, Cäcilie, ist das voll Spannung, Kraft und — Jugend. Aber es ist viel zu absolut. So lange man hier lebt, unter Menschen, Verwandten, die einem im großen und ganzen wohlwollen, geht das schon so. Aber das Leben ist anders. Passe dich nur immerfort den Schwingungen des Lebens so an, und — deine Seele wird zu früh müde werden. Wir müssen weise wählen, was auf uns wirken darf und was nicht. Will man unter Menschen gehn, Cäcilie, so muß unsere Seele einen Mantel haben."

Cäcilie beschleunigte ihre Schritte. Charles war nicht sicher, wie sie seine Worte auffaßte, aber er sprach doch weiter:

„Ja, einen Mantel, eine festgezeichnete äußere Persönlichkeit, die wir wie einen Schild vor uns tragen können. Du, Cäcilie, hast noch zu wenig von dieser äußeren Persönlichkeit, ich wollte dir das schon lange sagen. Du mußt darauf bedacht sein, dir beizeiten eine deinem eigenen Wesen gemäße Form zu schaffen, damit du nicht einst gezwungen wirst, zu vielem Konventionellen zu greifen. Du wirst dadurch nicht beengter, sondern freier werden, denn jetzt mußt du zu oft fürchten, deine Seele bloß zu decken, und bist dadurch nicht frei. Ja, Cäcilie, nimm dir einen Schild zur Hand; bereite dich vor."

„Ich bin vielleicht nicht vorbereitet, Charles, aber ich bin bereit sowohl für die Menschen, wie für das Leben."

„Ich weiß, Cäcilie, daß du für alles, was groß ist, vorbereitet bist. Aber du könntest Gefahr laufen, daran zu scheitern, daß das Leben nicht allein groß ist, ja selten nur groß ist, sondern aus Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten besteht, ja oft weiter nichts verlangt, als eine Art Lebenstechnik. Du kennst bisher nur die vornehmen Seiten des Lebens, denn auch das Leiden ist vornehm, es isoliert die Seele, bildet auch eine Art Nebel um uns. Das Leben zwischen gleichgültigen Menschen kennst du noch zu wenig, die Härte der Menschen, die Starrheit ihrer Einrichtungen und ihrer Ansprüche."

Cäcilie hörte aus Charles' Worten die wirkliche Teilnahme heraus. Es ging ihr durch die Seele, daß sie heute Schweres erlebt, daß sie aber eben in dieser Freundschaft etwas Schönes empfinge; daß das Leben mit der einen Hand nehme, aber mit der andern gebe. Die Worte ihres Vetters, in dieser leuchtenden Nebelnacht zu ihr gesprochen, hatten eine tiefe Wirkung. Sie sprach längere Zeit nicht, als sie aber vor der Mühle standen, sah sie Charles ernst in die Augen und sagte:

„Ich danke dir, Charles. In mir ist zuweilen das Gefühl, als dürfe auch ich mich absondern von der Masse, und doch auch eine starke Sehnsucht, diese selbe Masse zu verstehn und zu lieben. Und die Furcht, daß ich so wenig bin, und auf nur so wenig Platz in diesem Leben zu rechnen habe, und dann wieder der Glaube, daß es doch anders ist — du weißt mehr vom Leben, Charles, wenn du mir helfen willst, so danke ich dir!"

Charles hatte ein eigentümliches Lächeln zu diesen Worten, aber er nickte ihr doch zu.

Felix war nicht in sein Zimmer gegangen, sondern schlug den Weg zum Park ein. Hier war es so dunkel, daß er gegen die Bäume lief. Sein Kopf war schwer und tat ihm weh, der starken Erregung war eine bleierne Müdigkeit gefolgt. Ruhe, Ruhe, dachte er, und ging doch so schnell, als er nur konnte, weiter. Die Empfindung verließ ihn nicht, daß etwas Schmerzvolles geschehen sei, und doch war es wie im Nebel versunken. Es war ja doch alles gleich! Jetzt trat er

aus dem Park heraus, sah die harte, breite Straße vor sich und den Glint. Unterhalb des Glints, in den Niederungen wallte ein weißes Nebelmeer. Ist es so, oder bilde ich es mir bloß ein, dieses Weiße? dachte er. Wohin gehe ich? Er begann, auf den Glint zu steigen, und empfand etwas wie Freude darüber, daß er es tat. Es war ihm, als müsse er etwas von dort abholen. Immer mehr Nebelmassen sah er auftauchen, sie dehnten sich, schienen zu winken. Als er auf der Höhe stand, blickte er auf die Welt hinab, sah die große stille, von Mondlicht überflutete Landschaft. Wahrscheinlich ist das schön, dachte er, und blickte zum Mond auf. Er war hell, leuchtend und schien zu klingen. Ja, es war, als werde alles von einer klingenden Stimme durchzittert. Er versuchte sich aufzuraffen, ging vorwärts. Aber der Mond sah auf ihn, wie ein trauriges, bleiches Menschengesicht. Wessen Gesicht war das? Er stand jetzt vor einem Steinzaun, es ging nicht weiter, die Welt war zu Ende. Er kehrte um, ging einigemal schwer auf und nieder. Da erschien es ihm, als höre er Worte um sich, wer hatte sie doch gesagt: „Wir gehn oft so blind und schwer durchs Leben dahin?" So war es, so ging er dahin. Er fühlte sich müde zum Umsinken. Es war ihm bisher gewesen, als dürfe er sich nicht setzen, als müsse er immer weiter. Aber plötzlich überflutete ihn ein grenzenloses Mitleid mit sich selbst, und er ließ sich vor dem Steinzaun auf der Erde nieder, lehnte sich an und blieb so sitzen. Ein wenig nur ausruhen! Er schloß die Augen. Er hörte Weras Lachen, er griff nach ihr. Das Bild verschwand. Cäciliens Gesicht stand hell

und leuchtend am Himmel und schickte ihn fort aus dieser Welt. Horst schwenkte eine Flasche und rief: Die See geht hoch! Schwarze Schatten sanken herab, und er kämpfte mit irgend etwas. Das Schwarze rauschte und zog ihn herab in die Nacht.

Elftes Kapitel

Das Leben geht weiter

Felix wäre am liebsten gleich am andern Morgen, der jener Nebelnacht folgte, aus Liwametz fortgefahren, aber er sagte sich, daß es nicht wohl anging, einer Situation zu entfliehen, die er sich selbst verdorben hatte; auch mußte er auf den alten Freiherrn und die andern Rücksicht nehmen, die stets nur freundschaftlich gegen ihn gewesen waren.

Er konnte sich kein deutliches Bild vom Geschehen der Nacht machen, erinnerte sich nicht an alles, was er gesagt hatte; er wußte wohl, daß Cäcilie ihn schließlich gebeten hatte, fortzugehn, was sie ihm aber sonst noch da auf dem Gang gesagt hatte, konnte er sich nicht mehr ins Gedächtnis zurückrufen. Einzelheiten waren ihm entschwunden, nur das eine fühlte er in brennender Scham: er hatte sich selbst gegenüber eine unverzeihliche Indiskretion begangen, indem er so vor aller Welt sein Fühlen bloßgestellt hatte.

Es war ihm auch sonst im Leben geschehen, daß er entgleist war; es kam plötzlich etwas über ihn, das die Hemmungen löste und ihn zu allen möglichen Toll-

heiten trieb, aber es waren meist nur übermütige Streiche gewesen, über die er nachher hatte lachen müssen, während das Vorkommnis dieser Nacht ihn vor sich selbst erniedrigte.

Es wurde ein schwerer Augenblick für ihn, als es zu Tisch läutete und er zur Mittagstafel im großen Speisesaal erscheinen mußte; unwillkürlich gab er sich eine steifere Haltung. Aber seine Furcht, einer gewissen Zurückhaltung, vielleicht sogar leisen Anspielungen zu begegnen, erwies sich als unbegründet, denn es ging heute alles so vor sich wie an anderen Tagen auch, als sei nicht das geringste geschehen. Der alte Freiherr sprach bei Tisch ruhig davon, daß Wera in der Frühe abgefahren sei, und sagte, gewissermaßen wie einen Nachruf, einige liebenswürdige Worte über sie und Gregor. Charles allein machte einen nervös gereizten Eindruck, aber er erklärte es damit, daß es regnete und daß an keinen anderen Ort der Regen so schlecht hinpasse wie hierher an den Sonnenstrand; durch dieses ewige Umherlaufen zwischen den Häusern werde man entsetzlich naß und könne den Regen auch keine Sekunde vergessen. Der alte Freiherr sah prüfend auf Charles hin, dann streifte sein Blick schnell Felix, und sein Gesicht wurde nachdenklich.

Nach dem Essen ging Felix in den kleinen Salon, um zu spielen; es war ihm angenehm, daß niemand ihm folgte. Er fühlte eine große Leere in sich. Gewaltsam hatte er Weras Bild in sich vernichtet und empfand nur einen dumpfen Groll, wenn er an sie dachte. Er litt nicht um sie, sondern durch sie, denn er hatte

durch sie mehr verloren als eine bloße Liebeshoffnung. Wera war verknüpft gewesen mit seinen Lebensplänen, die er in der letzten Zeit gehabt hatte, nun waren alle diese Fäden abgerissen. An Petersburg mochte er nicht mehr denken, und er fühlte jetzt, wo er dieses Lebensziel aufgab, wie fest er doch schon angefangen hatte, daran zu glauben. Er war jetzt wieder ein Enttäuschter, wie damals, als er durch die helle Sommernacht hergefahren kam. Damals war es die Enttäuschung gewesen, daß sein Vater nicht auf seine Lebenspläne eingegangen war, jetzt war es eine Enttäuschung anderer Art. Und sie wirkte sehr anders: damals hatte er seinen Groll auf das Leben und die äußeren Verhältnisse gerichtet, jetzt begann er ihn auf sich selbst zu richten, ja, er unterzog sich einer scharfen, harten Kritik.

Was hatte sein Dahinleben für einen Sinn gehabt? Was hatte er unter dem Schutz dieses offenen, wohlwollenden Hauses getan? Er hatte die meiste Zeit dort unten in der Villa verbracht, wo sie ihn an seiner Eitelkeit und seinem Ehrgeiz gepackt hatten. Was er bei Wera für einen schönen Glauben an ihn gehalten hatte, war wohl nur die Schmeichelei einer Weltdame gewesen, die sich einen talentvollen jungen Mann für ihren Salon erobern wollte. Und wenn auch Gregors Interesse für sein Vorwärtskommen aufrichtig gewesen war, so war doch dieses beständige Hinweisen auf zu erringende Erfolge nicht etwas, das ihn zu einem wirklichen inneren Aufschwung getrieben hatte. Gewiß, Gregor und Wera hatten ihm beide etwas Gutes bieten wollen, er

hatte es dafür gehalten und danach gegriffen, aber waren seine Gründe dazu nicht mehr oberflächliche, keine ethisch wahrhaftigen gewesen? Jetzt, wo er in seiner Seele aufgewühlt war, erkannte er mit Schreck, wie lange Zeit es schon her war, daß er nicht das Tiefste in sich aufrichtig befragt hatte, ja es schien ihm, als wäre es eine lange Zeit hindurch in ihm tot gewesen.

Und was er in seinem Leben fand, das fand er auch in seiner Kunst. Er spielte seine Kompositionen durch, eine nach der anderen; er fand, daß er in der Form sehr fortgeschritten war, aber seine letzten Arbeiten genügten ihm nicht. Er gedachte des Glühens in seiner Seele, da er noch ein Knabe gewesen. Damals, als ihm die Erlebnisse noch fern blieben, hatte er das Leben als etwas Unermeßliches empfunden. Ein Traum fiel ihm ein, lange hatte er nicht mehr an ihn gedacht. Er hatte in einer violetten Landschaft, die an die Bilder alter Meister erinnerte, nackt auf einer weißen Marmorplatte dagelegen. Ein dunkler Engel nahte sich ihm, hob die Hand, senkte sie wieder, entschwand. Er war aufgeschreckt, der Schweiß brach ihm am Körper aus, aber als er hinsah, waren es lauter rote Blutstropfen auf seiner hellen Haut. Ein Ruf verhallte, er erwachte. Seltsam war doch dieser Traum, nie hatte er ihn jemandem erzählt, und doch hatte er ihn wie ein Symbol in seinem Gedächtnis bewahrt. Würde ihm einmal ein Mensch begegnen, dessen Verständnis so tief ging, dessen Liebe so umfassend war, daß er ihm alles jenes Tiefe erzählen konnte, das er zuweilen unklar in sich empfand? Sehnsucht stieg auf in ihm; immer wieder

hatte er sein Gefühl verzettelt, konnte er es nicht einmal frei und groß dahinströmen lassen, sich voll Vertrauen in einen anderen Menschen verankern? Niemals noch hatte Felix sich so einsam gefühlt, wie in dieser warnenden Stunde seines Lebens, in der er mit sich ins Gericht ging.

Charles und Klotilde gingen auf dem Gang auf und nieder.

„Der arme Junge," sagte Klotilde, auf Felix' Spiel hinhorchend, „aber was hatte er sich eigentlich bei diesem Erlebnis gedacht?"

„Was man in solch einem Fall so denkt, kluge Tante Klotilde. — Du kannst übrigens zufrieden sein: Er lernt dein Fegefeuer kennen. Auch er wird noch vielfach anders geführt werden in diesem Leben, als er erwartet. Er hatte doch eine recht starke Portion von Selbstgenügsamkeit und Oberflächlichkeit, jetzt wird er umgeschmolzen. Übrigens ist dieser Regen nachgerade fast tödlich, soll es so den ganzen Tag fortgehn? Ich fühle schon, wie lange, dunkle Arme sich nach mir ausstrecken."

„Du müßtest dich beschäftigen, Charles."

„Ich gehöre nicht zu den Menschen, die die Handlung am höchsten schätzen."

In diesem Augenblick ging Henriette Krug an ihnen vorüber. Sie hatte ihre Handarbeit — rote Pulswärmer, die sie strickte, — in der Hand und teilte Klotilde mit, daß das Kaminfeuer im großen Salon jetzt brenne. Als Henriette an Charles vorbeiging, begannen seine Augen zu funkeln.

„Wartet," sagte er, „ich komme gleich zu euch und will euch etwas vorlesen, das ich geschrieben habe."

Klotilde hatte bemerkt, daß Charles sich in letzter Zeit häufig über Henriettens „deutsche Pedanterie", wie er es nannte, geärgert hatte, und freute sich nicht über seinen Vorschlag, denn Charles schrieb neuerdings kleine Geschichten, in denen er Schwächen seiner Mitmenschen lächerlich machte und las sie ihnen dann zur Erziehung vor. Da Klotilde wußte, daß Henriette recht empfindlich sein konnte, hätte sie gern dieses Vorlesen verhindert, aber als Charles mit einem liebenswürdigen Lächeln zu ihnen zurückkam und, sich in einen tiefen Lehnsessel vor dem Kaminfeuer ausstreckend, sagte, daß es ein genialer Gedanke sei, den Regen durch Feuer zu überwinden, beschloß sie, das Schicksal walten zu lassen.

Charles hielt einige große Papierbogen vor sich und begann in halb singendem, halb redendem Ton zu lesen:

„Eine namenlose Geschichte. Denn wie verdiente das einen Namen, was namenlos nichtig ist?

Also:

Keiner von uns, die wir hier auf dieser Erde dahinpilgern, zweifelt wohl daran, daß wir die Botschaft ungleich verstehn und daß unsere Seelen einander alle ungleich sind. In dieses Leben hineingestellt, fällt wohl auch nicht jeder Seele das zu, was sie erwartet.

Große Seelen gibt es, mit starken Kräften ausgerüstet, die mit strebendem Schwung aussegeln, bereit, die größten Lebensaufgaben zu übernehmen und den weitesten Zielen zuzustreben. Kaum aufzuhalten schei-

nen sie, aber das Leben bemächtigt sich ihrer, faßt sie und gibt ihnen nur Kleinarbeit zu verrichten, bis sie dadurch gemodelt und verwandelt werden. Andere Seelen gibt es, die möchten nichts, als nur dahinträumen, sich in die Unendlichkeit der Zwischenreiche und ewigen Dämmerungen verlieren, Erinnerungen versunkener Jahrtausende hervorsuchen, aber das Leben bindet ihnen Lasten auf, gibt ihnen Verantwortung und peitscht sie schließlich in die Arena der Handlung hinaus, daß sie gezwungen werden, sich der Welt zu entschleiern. Seelchen gibt es, frohe oder stille, die wie für das Kleine, friedlich Abgegrenzte geschaffen sind, aber siehe da, das Leben meint es anders, sie müssen sich weiten lernen im Schmerz und an den großen Unbegreiflichkeiten des Daseins, die sie nicht verstehn. Andere Seelen wieder flattern unruhig umher, ergreifen bald dies, bald jenes. Sie brauchen sehr viel Unruhe und glauben, stark zu leben, und werden doch aus diesem Leben scheiden mit einem großen Fragezeichen, denn sie werden nur das Element der Unruhe hier kennen gelernt haben. Ich könnte von den Seelen dieser Menschen, die auf der Erde weilen, Stunden um Stunden sprechen und so abirren von meinem Vorwurf. Aber ich fasse mich zusammen.

Es lebte unter vielen Seelen eine Seele, die so fest verschlossen in ihrer Hülle saß, daß man sie nicht sehn konnte. Sie gehörte jetzt einer Dame an, deren Heimat das weite deutsche Reich war. Ihre Natur war geregelt, es war, als wäre ein Uhrwerk in ihr, eine Art von Maschinerie, die sie stets taktfest erhielt. Sie konnte sich

leider nie an jenem à-peu-près genügen lassen, das das Leben oft so leicht und geistreich macht —"

Hier brach Charles ab, denn die Glastür klirrte. In einem langen, dunklen Mantel, die Kapuze über den Kopf gezogen, stand Cäcilie da. Charles sah es gleich, daß sie Noten unter dem Arm trug; er eilte ihr entgegen.

„Cäcilie! Und Musik! Welcher gute Engel schickte dich her, die Dunkelheit zu vertreiben?"

„Ich wollte die Lieder, von denen wir gestern sprachen, mit dir durchnehmen."

Klotilde begrüßte Cäcilie und fand, daß sie bleich aussah und ihre Augen unruhig umhersuchten. Irgend etwas ist nicht in Ordnung mit ihr, dachte sie, aber was ist es? Dann bückte sie sich, um Charles' Blätter aufzulesen, die heruntergefallen waren. Sie freute sich der Unterbrechung, denn Henriette hatte einen roten Kopf bekommen. Als Klotilde aber bemerkte, daß die Blätter, die Charles in der Hand gehalten, sämtlich unbeschrieben waren, freute sie sich wieder über Charles, daß er ihnen nur vorphantasiert hatte.

Charles und Cäcilie gingen in den Salon. Felix saß noch am Flügel, seine Stirn war in Falten gezogen, er sah düster und bekümmert aus. Als er die Eintretenden bemerkte, erhob er sich schnell und wechselte jäh die Farbe. Charles fiel das auf; er sah auf Cäcilie: ihr Gesicht war ruhig, aber ihre Augen sahen mit sonderbar starrem Blick vor sich hin.

„Meine Kusine wollte singen," wandte er sich in besonders höflichem Ton an Felix, „vielleicht wollen Sie sie einmal begleiten?"

Felix hatte Cäcilie die Hand gereicht, ohne sie dabei anzusehn. Dieses Wiedersehn wäre ihm schon peinlich gewesen, wenn sie beide allein gewesen wären, in Charles' Gegenwart war es ihm unerträglich. Er sagte abweisend, daß er nicht geübt sei im Begleiten und Charles es jedenfalls besser machen werde, dabei trat er vom Flügel fort und ging der Glastür zu. Er suchte nach einem Vorwand, sich zu entschuldigen, um fortgehen zu können, dabei aber grübelte er unausgesetzt darüber nach, was es doch gewesen sein könne, das ihm Cäcilie in der Nacht gesagt hatte? Während er zu ihr hinüber-sah, wie sie ihre Noten ordnete, fragte er sich, wie er überhaupt dieses Vorkommnis zwischen ihnen beiden aufzufassen hatte? Wenn er an ihr Gespräch auf dem Glint dachte, mußte er glauben, daß sie in freund-schaftlicher Absicht zu ihm gekommen war, daß sie ihm hatte helfen wollen. Und doch — wäre es nicht besser gewesen, sie hätte es nicht getan?

Da hörte er Cäcilie singen; wieder erregte ihn der Klang dieser Stimme, faßte ihn an den Nerven und riß ihn mit sich fort. Nicht so klar klang die Stimme heute wie gestern abend, sie war weicher, dunkler. Wie sie singt, dachte er, ja, das ist Musik. Wenn wir eben allein wären, ich wollte ihr sagen, wie mir dieses Singen erscheint, und ich wollte sie fragen, was sie jetzt von mir denkt? Eine Macht liegt in dieser Stimme ...

Klotilde und Henriette kamen nun auch herein, auch einige der großen Jungen, die Cäciliens Singen an-gelockt hatte. Das Lied war zu Ende, Charles sprach

lebhaft mit Cäcilie, sie antwortete ihm, ohne dabei jemand anderes anzusehn. Felix öffnete leise die Tür und trat hinaus. Ein Wind hatte sich erhoben, schwere Wolken ballten sich am Himmel. Wieder erklang die Stimme. Es war ein Brahmssches Lied, das Felix liebte: „O wüßt' ich doch den Weg zurück — den schönen Weg ins Kinderland ..." Er kannte jeden Ton dieses Liedes und es ergriff ihn in seiner Einfachheit. ‚Um mich ist öder Strand' — damit verhallte es. Es klang in Felix weiter. — Wie ein Schattenspiel ist dieses Leben, dachte er, wie hinter einer Wand vollzieht sich das Geschehn, wir verstehn es nicht. Wer versteht den anderen? Ich werde nicht wieder hineingehn, Cäcilie wird etwas Falsches von mir denken, sie alle werden falsch über mich denken.

„Pai, pai, kann man sich hier hinsetzen, oder weht einen der Wind davon?" Felix wandte sich und sah Horst mit grauen Papierbogen, Kohle und Kreide daherkommen. Horst wollte zum Geburtstag des alten Freiherrn ein Album von Liwametzer Skizzen zusammenstellen; er zeichnete mit Kohle und Kreide auf graues Papier und brachte mit diesen einfachen Mitteln recht stimmungsvolle Landschaften zustande — schwarze Tannen, Mondschein, Seestücke aller Art. Der alte Freiherr, der diese Kunst seines Hausfreundes hoch schätzte, aber weniger von seinen grau aussehenden Fingern erbaut war — denn Horst wischte seine Konturen stets mit den Fingern zurecht — pflegte Horst zu jedem Weihnachten einige Löschblattwischer zu schenken, die zwar dankbar angenommen, aber doch

nur gebraucht wurden, wenn der Freund und Gönner gerade anwesend war.

„Ich fürchte, Sie werden hier nicht zeichnen können," meinte Felix.

Aber Horst blieb dennoch; der Wind wehte die Ecken seiner Blätter um, die Kohle rollte wiederholt zur Erde; es schien ihn nicht zu stören. Er begann zu sprechen, erzählte Felix, daß sich das Wetter in dieser Nacht ändern werde, daß er in aller Frühe morgen seine Jacht erwarte und eine weite Tour unternehmen wolle. Er würde diesmal nur Alfred und Leonhard mitnehmen, zuerst ginge es nach Reval, wo er zu tun habe, dann ein wenig hinauf nach Finnland, was Felix dazu dächte, auch einmal mitzukommen?

Felix sah in Horsts vertrauenerweckendes Gesicht, dessen große blaue Augen sich voll auf ihn richteten, und diese Aufforderung erschien ihm geradezu wie eine Fügung. Diese Fahrt würde ihn herausreißen; er käme dann noch einmal zurück nach Liwametz, zum Geburtstag, und dann könne sein Aufenthalt hier sein Ende nehmen. Dankbar sagte er zu.

Horst aber nickte zufrieden. Diese „Landstürme", dachte er, sind die vertracktesten, die nämlich, in denen der Wind nur so um die Seele bläst. Stets, wenn er so einen, wie er es nannte, „im Trocknen sitzen" sah, suchte er zu helfen. Allen Menschen gegenüber, die irgendwie das Gleichgewicht verloren hatten, fühlte er sich wie verpflichtet. Denn „pai, pai, wozu sind solche unnütze Kerle, wie ich einer bin, denn sonst da?" pflegte er zu sagen. Er kramte seine Papiere

wieder zusammen, es sei vielleicht doch ein wenig zu windig hier.

„Ja, ja, die See," sagte er, „das ist es. Sie werden schon sehn, wie gut es sich fährt auf meiner Jacht."

Sie verließen zusammen die Veranda; Felix ging in sein Zimmer, um seine Sachen durchzusehn und sich für die Fahrt vorzubereiten. ‚Denn,' hatte Horst noch gesagt, ‚nicht mit Gesang, Begleitung und Gebärdenspiel wie weiland Lohengrin werden wir absegeln, sondern schon beim nächsten Morgengrauen, heimlich und verschlagen.'

Zwölftes Kapitel

Cäciliens Entschluß

Charles hatte den ganzen Sommer über den Verkehr mit Cäcilie als ein hohes und schönes Erleben empfunden. Ihre Seele lag offen und klar vor ihm und er wußte, daß sie noch nie einem anderen Menschen so viel Einblick in sich gestattet hatte wie ihm. Er erstaunte über die Empfänglichkeit ihres Geistes, und ihr Vertrauen zu ihm beschämte ihn oft fast, wenn er der langen Kette bunter Erlebnisse seines Lebens gedachte. Er fühlte, daß Cäcilie ihn einfacher nahm, als andere Frauen es getan hatten, das war erholend und doch lag auch wieder etwas darin, das ihn sonderbar unruhig machen konnte. Er hatte sich bisher nicht gefragt, was sein Gefühl für sie bedeute, aber seit jener Nebelnacht, in der ihn ihr Gesang so stark erschüttert hatte, war

dieses anders geworden. Damit aber war seine Seele der Unruhe preisgegeben, und er litt unter der Unklarheit, die ihm daraus erwuchs.

In allen diesen Wochen hatte er Cäcilie beobachtet; er hatte es wohl bemerkt, daß sie etwas von Felix erhofft und durch ihn enttäuscht worden war. Er hatte aber auch gesehn, wie sie sich beherrschte und nun so weit war, nichts mehr für sich zu erwarten; auch glaubte er, daß sie sich selbst nicht voll dessen bewußt gewesen war, da sie nicht mit lauten Fragen in ihr Inneres drang, und doch hatte es auf sie gewirkt, hatte ihr vielleicht Gebiete erschlossen, von denen sie nichts geahnt. Charles sah Felix' Erscheinen in Cäciliens Leben wie ein Zwischenspiel an, wie eine Vorbereitung zum wirklichen Erleben.

Es war ein trüber Nachmittag, Charles hatte Cäcilie abgeholt und sie waren zusammen auf den Glint gestiegen. Cäcilie saß nun auf dem ersten Steinzaun, die Hände über den Knien verschränkt, da. Sie sah in die Ferne, ihr Blick war nicht auf den Liwametzer Park, sondern zur Seite gerichtet, auf jene öde Fläche, die sich bis zur See hinstreckte. Wie ein langer, dunkler Arm griff die Halbinsel ins helle Wasser. Wenn man sich wandte, konnte man die endlosen, schwarzen Kantenschen Wälder sehn.

Charles stand vor dem Zaun und fand, daß der weite Hintergrund von Landschaft und Himmel der zarten Gestalt seiner Kusine ausnehmend stand. Er sah auf ihre schmalen Füße, die wie immer feine leichte Schuhe trugen. Sie hatte einmal gesagt, daß sie nichts Hartes an den Füßen ertrage, am liebsten nur Sandalen tragen

möchte und Kleider, die keine Bewegung des Körpers behinderten. Er hatte dazu gelächelt, denn er fand diesen selben Zug bei sich wieder, nur gesteigert.

Cäcilie wandte sich ihm zu, und er sah, daß sie etwas sagen wollte, es aber nicht recht wagte. Die Zurückhaltung, die sie ihm gegenüber hatte, liebte er besonders an ihr.

„Nun, Cäcilie?"

„Wenn du doch dieses Land hier lieben könntest, Charles!"

„Ich liebe es, teilweise wenigstens. Mir gefallen hier bestimmte Düfte, Linien, Farben und einige verschleierte Frauenstimmen. Ich habe nie gesagt, daß ich nicht auch hier das liebe, was stimmungsvoll ist."

„Nicht nur so meine ich es. Sieh um dich —" und Cäcilie deutete über das Land. „Wenn der Großvater tot ist, dann wird die Aufgabe vor dir stehn und nach dir fragen. Es ist doch nicht nur Land, es ist etwas Lebendiges, solch ein Besitz. Wie viele Menschen werden einmal von dir abhängen."

Charles machte eine ungeduldige Bewegung. Er nahm den weichen grünen Hut, auf dem eine Taube — er sagte, der heilige Geist — gestickt war, ab und fächelte sich damit.

„Daß der Besitz groß ist, das ist das Beste an ihm, das ist klar. Wie auf einer Insel lebt ihr hier, und das gefällt mir. Soll ich aber ein Volksbeglücker werden? Du und Klotilde, ihr würdet nie aufhören, mir immer wieder neue Rollen auszudenken!"

„Ja, Charles, das würden wir wirklich!" rief Cäcilie impulsiv und warm, „wir wollen, daß du viel tust,

einmal. Nicht im Kleinen und persönlich, aber im Großen, in der Organisation. Die Leute auf deinem Gebiet sollen in guten Häusern leben, sollen kultivierter werden, als anderswo. Du bist so reich, Charles, was könntest du nicht alles tun! Ja, ganz anders als Onkel Patrik und Großpapa, die alles ja sehr gut meinen, aber — aber es ist doch nichts Besonderes, was sie für die Leute getan haben. Dieses Stück Leben, das dir zufallen soll, kann stärker werden, schöner, reicher —"

Charles gefiel die leichte Kritik über den Großvater und Onkel Patrik, die aus Cäciliens Worten klang, aber es schien ihm doch, als urteile sie eben an ihm vorbei. Sie schob die so schwer zu bearbeitende Wirklichkeit zu hart an ihn heran. Und doch — war es nicht natürlich, daß sie, daß Klotilde Hoffnungen auf ihn setzten? Wenn er hier bliebe, würde er sich nicht dem Willen dieser so ideal empfindenden Frauen fügen müssen? Aber war es denn möglich, daß er hier blieb? Es gab nur eine Form, unter der das möglich war. Wenn es früher durch sein Bewußtsein gezuckt war, hatte er es zurückgewiesen, seit jener Nebelnacht erst stellte es sich seinen Wünschen klar entgegen. Wenn das sich erfüllte, warum sollte er es da nicht versuchen, hier zu bleiben? Das Leben war doch beständige Wandlung, und wer konnte wissen, was einem vorherbestimmt war?

„Ja, Cäcilie," sagte er, „alles das ist nicht ganz unmöglich. Aber weißt du es, daß ich dann — sehr auf deine Hilfe angewiesen wäre? Allein könnte ich es nicht, ich bin fremd, einsam hier im Lande. Was ich auch täte, ich würde allen immer nur der Fremde sein.

Wie nun, Cäcilie, wenn ich dein Leben durch mein Hierbleiben in Anspruch nehme?"

Cäcilie war vom Zaun gestiegen und stand nun vor ihm. Sie fühlte wohl, daß er ernst sprach, und es schien ihr natürlich, daß er das sagte. Charles aber verstand sogleich, daß sie den tieferen Sinn seiner Worte nicht erfaßt habe, und das verletzte ihn. Er wandte sich schnell und erinnerte sie daran, daß es Zeit sei, an den Strand zu gehn. Schweigend stiegen sie den Glint hinab.

Bleifarben schimmerte die weite, leicht bewegte See. Langsam rauschten die langen Wellen aus. Jetzt blühten keine Sträucher mehr hier am Strande, und an allen Farbentönen konnte man erkennen, daß der Sommer zur Neige ging, überall schwang schon der Unterton des Herbstes mit. Charles und Cäcilie setzten sich auf eine Bank, die tief in den Sand gesunken war. Cäcilie ward das Schweigen unerträglich; denn sie fühlte es wohl, daß Charles verletzt war. Sie begann den Grund zu ahnen, und in der Tiefe ihrer Seele regte es sich bang und unruhvoll.

„Charles, ich will nicht, daß du mich falsch auffaßt," rief sie. „Ich glaube nicht, daß die Aufgabe, von der wir sprachen, die ist, die dir ursprünglich vorgeschrieben war. Ich weiß, daß sie eigentlich abseits von deinem Wesen liegt —"

„Schon gut, Cäcilie," unterbrach sie Charles. Er wühlte mit der Spitze seines Stocks im Sande und sah finster vor sich hin.

Aber Cäcilie schien jetzt der Augenblick gekommen, wo sie ihm sagen mußte, was sie ihm schon seit langer

Zeit hatte sagen wollen: „Charles, wenn du dein geistiges Reich wirklich antreten wolltest, so hätte ich nicht mit dir von diesem sichtbaren Reich gesprochen, das dich erwartet! Aber — ich kann es nicht ertragen, zu sehn, daß ein Mensch wie du — daß du vielleicht fortgehn solltest aus dieser Welt, ohne etwas Faßbares hinterlassen zu haben!" Diese letzten Worte sprach Cäcilie mit einer gewissen Leidenschaft, so daß Charles gleichfalls erregt wurde.

„Ja, so ist es!" rief er, „das ist es, was die Menschen verlangen: das Faßbare! Unsere Zeit ist nur auf Nützlichkeit, Tatsächliches gerichtet, fragt stets: was bringst du? Kann es nicht aber auch Menschen geben, bei denen der Wunsch gar nicht da ist, sich in Werk und Tat umzusetzen? Warum könnte nicht gerade ein bedeutender Mensch einmal an seinem bloßen Sein Genüge finden? Aber man läßt das heutzutage nicht zu. Ja, meine Existenz wird vielleicht nutzlos erscheinen, aber ist das nur meine Schuld, wenn es so empfunden wird? Warum folgen die Menschen nicht ruhig und vornehm dem Gange einer anderen Existenz, ebenso leidenschaftslos, wie sie eine Naturerscheinung betrachten? Ein jedes Leben stellt doch eine Farbe im großen Lebensbilde vor, es hat vielleicht bloß einmal über der Welt geleuchtet und ist dann verblaßt. Fragt man bei den überschwenglichen Farben des Abendrots, die verblaßt sind, ob sie unnütz waren? Sie mögen manchen hinausgelockt haben zur Schönheit —"

Cäcilie sah ernst auf Charles hin, während er so sprach, sie wußte wohl, daß von allem, was er über sich

gesagt hatte, vielleicht nichts so aufrichtig war, wie diese Worte. Sie fragte:

„Sollen die anderen Menschen, die — solch einen Menschen lieben, ihn auch — so ansehn?"

„Gerade, Cäcilie. Glaube mir, ich weiß es, daß in mir eine Welt zugrunde geht, und oft sagt mir eine Ahnung, daß es in nicht gar so ferner Zeit sein wird. Ich kenne den Tod und fürchte ihn schon lange nicht, weil — ich ihn zu oft in mir erlebt habe. Aber warum soll ich meinem eigenen Absterben feindlich gegenüber stehn? Dazwischen scheint es mir auch —" und Charles begann fließender, beweglicher zu sprechen: „als wäre ich schon viele Mal auf dieser Welt gewesen, als wäre meine Seele sehr alt. Ja, ich habe die Quintessenz versunkener Kulturen in meinen Geist aufgenommen; ich war vielleicht, als Griechenland jung und herrlich war, ein junger, schöner Grieche und träumte den Schönheitstraum, ich war vielleicht ein Element in der grausamen, traurigen und mächtigen Seele eines römischen Imperators. — In meiner Seele ist es aufgereiht wie Erinnerung an Erinnerung, irgend ein Allzuviel an Bildern und Vorstellungen. Und aus jedem Zustand nahm ich eine Gabe mit. Was helfen mir aber all meine Talente? Du wirst das wieder nicht verstehen, Cäcilie, aber in mir sind viele und die teilen sich in diese Gaben. Nur ein Halbgott vermöchte vielleicht aus diesem Allzuvielen eine Einheit zusammenzufassen. So bleibt mir nur das eine: mich selbst zu verstehn, die Schönheit dieser sterbenden Welten nachzufühlen."

Durch Cäciliens Seele zog es wie ein Grauen. Es war, als fühle sie eine Krankheit der Seele hier neben sich, etwas, das sie erschauern machte. Sie fühlte instinktiv, daß alles Auseinanderfallende in diesem Menschen vielleicht in einer großen Glut wieder zusammengeschmolzen werden könnte. Schmerzvoll erkannte sie in diesem Augenblick, wie wenig Erlösungsgewalt der Freundschaft allein eigen ist. Ihr Herz klopfte stark, sie sah zu ihm hin, und da erschien er ihr plötzlich wie ein seltener, auserlesener Mensch, der vielleicht zum Genius bestimmt war, der aber sein Schicksal nicht erfüllen konnte. Ein gewaltiges Mitleid überflutete sie. Sie selbst schien sich so klein und eng, so arm vor ihm, so schuldig, da er, der Rettung suchte, sie bei ihr nicht fand! Dies Gefühl überwältigte sie wie eine große Schuld, sie glitt vor Charles in den Sand und, die Arme um ihn legend, drückte sie ihr Gesicht an seinen Arm.

Charles fuhr zusammen; er verstand diesen plötzlichen Ausbruch des Gefühls nicht und er verstand ihn doch auch wieder. Er saß still und rührte sich nicht, und es war ihm, als spüre er, wie sich eine junge und starke Kraft in ihn ergoß. Er schloß die Augen, wartete einige Sekunden, dann sagte er:

„Nein, Cäcilie, steh auf! Du kannst nichts dafür."

Cäcilie erhob sich. Sie strich sich mit der Handfläche übers Gesicht, ihre Augen schimmerten feucht. Ein Gefühl von Beschämung kam über sie, daß es sie so hingerissen hatte. Da half ihr Charles: er sagte ihr, es dürfe eigentlich nicht vorkommen, daß einer sich dem anderen so klar lege, wie er es eben getan, sie wollten das

zwar nicht vergessen, aber nie mehr davon sprechen. Er schlug vor, nach Hause zu gehn, und erzählte ihr etwas Gleichgültiges. Cäcilie war ihm dankbar für sein Zartgefühl, sie selbst konnte noch kein Wort sprechen.

Es war an diesem Abend, als Klotilde, die wohl gemerkt hatte, daß zwischen Charles und Cäcilie etwas vor sich gegangen war, ihre Nichte zu sich in ihr Zimmer bat.

Als aber Cäcilie nun im dämmrigen Zimmer erwartend vor ihr stand — nur der Schein der kleinen Nachtlampe aus dem Schlafzimmer fiel herein — da fehlten Klotilde die Worte. Sie dachte, daß die Befürchtungen ihres Vaters vielleicht übertrieben wären, und daß Charles und Cäcilie doch Erwachsene waren, die wissen müßten, was sie taten. Eine Scheu hielt sie zurück, Cäcilie zu fragen, wie sie zu Charles stände. Zugleich war ihr Herz von so viel Liebe für das Mädchen und auch für Charles erfüllt, daß sie das, was ihr Vater befürchtete, selbst mit anderen Augen ansah. Da ihr nun die Worte fehlten, legte sie ihre beiden Hände schwer auf Cäciliens Schulter und zog sie an sich.

„Was ist es?" fragte Cäcilie leise.

„Cäcilie — — — ist es nicht vielleicht zu viel? Seht ihr euch nicht zu viel mit Charles? Eine Liebe, die nicht erwidert werden könnte — —"

„Tante Klotilde," sagte Cäcilie, „das sprichst du nicht von dir aus, das hat dir Großpapa gesagt. Ich habe das Unglück, in den ernsten Dingen meines Lebens seine Zustimmung nicht zu erlangen, wie es scheint," schloß sie mit zuckendem Munde.

Klotilde seufzte: „Weißt du es selbst, wohin dich dein Weg führt?"

„In einem höheren Sinn genommen, Tante Klotilde, weiß man das doch nie," sagte Cäcilie ausweichend, indem sie ihre Tante auf die Schulter küßte und schnell hinausging.

Klotilde blieb allein, sie war unzufrieden mit sich; sie hatte sich vorgenommen, durch feines Hinhören zu erforschen, was sie wissen wollte, und es schien ihr nun, als wäre sie bloß sehr plump verfahren. Sie ging zum Schreibtisch und zündete sich zwei Lichter an, als könne durch den hellen Schein der Kerzen mehr Licht in diese unklare Sache kommen. Denn auch in ihr war doch, ganz wie im Vater, etwas, das gegen eine Verbindung zwischen Cäcilie und Charles sprach. Jetzt, in dieser ernsten Stunde, fragte sie sich, aus welchem Grunde sie es doch andererseits auch wieder gewünscht hatte? War es wirklich nur, weil sie die beiden liebte? Mischte sich da nicht auch Egoismus herein? Es wäre so bequem, so hübsch gewesen für sie alle — —

Wie man sich auch müht, dachte sie, es geht ein Leben vorüber, ehe man es lernt, wirklich nur den Vorteil der anderen im Auge zu haben.

In dieser Nacht fand Charles keine Ruhe. Lange stand er auf seinem Balkon und sah hinaus in die Dunkelheit. In ihm war ein heftiger Kampf, denn seine Empfindungen waren stets stark und leidenschaftlich, wenn sie ihm zum vollen Bewußtsein kamen. Aber er wollte dies alles, das so deutlich die Farben

des Lebens trug und die Hand nach ihm ausstreckte, zurückdrängen. Weder er noch Cäcilie wußten es, wie sich ihr Verhältnis jetzt gestalten werde. Er wollte, als der ältere, die Kraft haben, auch diese Unsicherheit so zu leiten, daß ihnen daraus nichts Unheilvolles entstand. Er sah immerfort Cäcilie vor sich, sehnte sich nach ihr und versuchte zugleich doch, von ihr frei zu kommen. Es dauerte lange, ehe sich seine Erregung gelegt hatte. Er nahm schließlich sogar ein Buch vor und zwang sich zum Lesen, aber während er glaubte, aufmerksam zu lesen, merkte er, daß er nicht folgte, sondern dichtete. Er schrieb die Verse auf, sie sahen ihn fremd an und schienen ihm nicht zu seiner augenblicklichen Stimmung zu passen, und doch mußten sie wohl eine verborgene Wahrheit seines Lebens verkünden, da sie ihm so von selbst gekommen? Sie lauteten:

Und Träume gibt es, welche uns begleiten,
Und reden leis' mit uns, ein Leben lang,
Und hindern uns doch nicht am Weiterschreiten,
Und hindern uns doch nicht an fremder Tat:
Ergriffen haben wir, was uns genaht.

Erst wenn die vielen Jahre uns entgleiten,
Kann es geschehn, daß unsre Seele bang
Zurück sich wendet, in Vergangenheiten.
Vielleicht wird eines ihr dann seltsam klar:
Dein Leben log, und nur dein Traum blieb wahr.

Auch Cäcilie fand keine Ruhe. Es war ihr heiß und beklommen zumut, trotzdem sie die Fenster nicht geschlossen hatte. Sie sah von ihrem Bett aus, wie die dunkle Nacht ins Zimmer hereinstrebte, hörte den

Nachtwind gehn und das leise Rauschen des Flusses vom alten Damm zu sich herübertönen.

Klotilde hatte sie gefragt, ob sie um ihren Weg wüßte? Nein, sie wußte es noch nicht, aber diese Stunde war eine, wo sie an sich selbst eine Frage zu richten hatte. Sie wußte wohl, daß sie etwas in sich scheiden mußte, daß sie nach Klarheit zu ringen hatte.

Es war etwas in diesem Sommer in ihr Leben gekommen, das ihr zuerst wie eine Offenbarung erschienen war, als vom Leben für sie bestimmt. Dann aber hatte es ihr Leid gebracht. Sie wußte es selbst nicht, ob sie davon bis in die letzte Tiefe erfaßt worden war? Oft fühlte sie es nicht mehr, dann aber wieder quoll es, durch ein Wort, Musik, durch einen Reiz, den die Seele empfing, geweckt, heiß in ihr empor und durchglühte sie. Aber sie drängte es immer wieder zurück in jene verschlossenen Tiefen in sich, von denen sie nur wenig wußte. Nicht danach fragte sich Cäcilie eben, ob jenes Gefühl noch in ihr lebte — denn wie sollte das, was urlebendig ist, sterben? — danach fragte sie sich, ob sie auf jenen Menschen, der sich ihr nicht zugewandt, doch noch Hoffnung setzte in ihrem Herzen? Hier mußte sie nach Wahrhaftigkeit ringen.

Sie setzte sich auf, faltete die Hände über den Knien. Das gelöste, tiefbraune Haar fiel ihr über die Schultern, die Augen waren groß, glänzend und voll Unruhe, ein leichtes Beben erschütterte ihren Körper.

Es war ihr zuweilen in diesem Sommer gewesen, als spotte das Leben ihrer und ihrer Vorsätze. Sie hatte ganz leben wollen für die Mutter, nur für sie

fühlen wollen, aber ein anderes Gefühl hatte sich dazwischengeschoben, und die Kranke hatte sich ihr nicht zugewandt. Das Leben hatte also wohl nicht das gemeint. Und doch fühlte Cäcilie, daß sie dazu ausersehen war, sich um eines anderen Menschen willen zu vergessen.

Alles, was Charles ihr heute gesagt hatte am Strande, fiel ihr ein. Der Mensch, der allein und unglücklich war und nach ihr fragte, stand vor ihr, hatte sie nicht immer so etwas ersehnt? Gab ihr das Leben nicht jetzt wieder etwas wie einen Ersatz? Mußte sie nicht hinüber, aufhalten, vor Zerfall und Unglück schützen?

Sie stand auf, zog sich die Decke um die Schultern und trat ans offene Fenster. Die Nacht war schwarz und kühl. Cäcilie sah dahin, wo, im Dunkel verborgen, der Fluß dahinströmte. Die Bäume rauschten; sie schloß die Augen.

Da war es ihr, als singe der Nachtwind lauter, als spräche die Nacht zu ihr: da ist dein Weg. Weise nicht zurück, nicht zurückweisen, was suchend zu dir kommt. Das birgt keinen Verrat — — die Stunde ist gekommen, die dich ruft!

Es ging über sie, wie eine große, starke Welle, ihr Herz erzitterte darunter; etwas Allumschließendes wallte in ihr auf: Liebe des Menschen zum anderen Menschen, dem er helfen will. Ja, an tief Verborgenem rührte diese Stunde, an die Sehnsucht zum Opfer, zur Hingabe ihrer selbst. Sie preßte die Hände ineinander in stummem Gebet. Schon fühlte sie sich wie befreit von aller Angst: sie konnte, sie durfte. Wahr-

heit war es, daß das keinen Verrat barg. Das eine war vom anderen geschieden. Das eine, tief versunken, würde nicht herübergreifen. Erschüttert vom Fühlen, wie von einer wundervollen lebendigen Schwingung getroffen, schrieb sie Charles jene Zeilen, die er am anderen Morgen erhielt: „Charles! Ich schreibe Dir in der Nacht, die schwarz, schön und stark zu mir strömt und in der wir mehr von dem erfahren, was wir wollen und was wir sind, als am lauten Tag. Ich schreibe Dir, weil ich muß, denn ich muß es Dir sagen, daß ich zu Dir will. Nimm mich an, Charles, wie ich bin. Ich werde kommen, wann und wie du mich rufst. Cäcilie."

Dreizehntes Kapitel

Wieder in Liwametz

Horsts Jacht war mit frischem Winde ausgesegelt, die Knaben waren von den Matrosen freudig als gute Bekannte begrüßt worden, Horst hatte eine Lederjoppe angezogen und die Kapitänmütze in die Stirn gedrückt. Hier auf der See schien er Felix ein anderer; schien seine Gestalt im Salon oft ungeschickt, die Gesichtszüge plump, so hatte das alles hier nur einen vertrauenerweckenden, sicheren Eindruck gemacht; bedeutender sah er in dieser Umgebung aus, und seine blauen Augen waren der See verwandt. Leonhard, der bemerkt hatte, wie Felix aufmerksam zu Horst hinübersah, hatte ihm gesagt: „Ja, jetzt sehn Sie erst, wie er eigentlich ist. Der Mensch stellt sich oft weich

und kindisch an auf dem Lande, aber wenn es sein muß, ist er hart wie Stahl. Ich möchte ihn sehn, wenn er bei Sturm in der Nacht mit dem Rettungsdampfer hinausgeht. Dieser Mensch kennt keine Furcht."

Sie waren in Reval gewesen; überall im Hafen hatte man Horst gekannt, schien er geliebt zu werden; er sei hier wie ein kleiner König, hatten die Knaben gemeint. Sie waren einen Tag hier gewesen und hatten die wundervoll gezeichnete Silhouette der alten Stadt wieder in der See versinken sehn. Sie hatten dann wie zwischen Himmel und Wasser geschwebt, endlos weit hatte sich die See gedehnt, ringsum war kein Land mehr zu sehn gewesen, bis endlich die finnländische Granitküste vor ihnen aufgetaucht war. Das hier war eine andere Welt: überall längs der Küste, bis weit in die See sich vorwagend, jene kleinen Inseln, die schwarz bewaldeten Schären, die so ernst aussehn konnten des Abends, daß Felix an die Böcklinsche Toteninsel hatte denken müssen. Sie waren in einem Hafenort gelandet, um Proviant zu nehmen, und hatten dann eine Küstenfahrt unternommen.

Diese Tage auf dem Wasser, in Licht, Freiheit und frischem Wind verbracht, hatten Felix wohlgetan. Er war abgezogen worden von seinen Gedanken durch die neuen Eindrücke und hatte sich bei diesem Seeleben mit den Menschen, die sich der Einfachheit und Großzügigkeit der Natur anpaßten, wohl gefühlt. Horst hatte oft prüfend auf seinen „Patienten", wie er Felix bei sich nannte, gesehn und war zufrieden gewesen: die See hatte wieder einmal ihre Heilkraft bewiesen.

Ein Abend an der finnländischen Küste, als sie so ganz langsam zwischen den Schären hindurch glitten, war für Felix bedeutungsvoll geworden. Die See war milchig weiß, schwarz die Schären, und er hatte sich in diese stille Schönheit hineingeträumt. Die Sonne war versunken, und da war die nackte Felsenwand der Küste aufgeflammt wie in Feuersgluten; ein roter Schimmer hatte über dem Wasser gelegen, düster und ernst blickten die schwarzen Schären. Da war Felix an seiner Seele berührt worden und hatte wieder jenes geheime Lustgefühl der Seele am Leben in sich gefühlt; so rein und schön hatte er es empfunden, wie seit langer Zeit nicht mehr. Welt und Leben waren ihm wieder tief und lockend erschienen, und die angesammelte Lebensenergie zitterte lebendig in ihm. Er hatte wieder an seine Knabenzeit denken müssen: so ungefähr hatte er damals gefühlt, nur daß er jetzt die Lebensbezüge verantwortungsvoller und bestimmter empfand.

An diesem Abend hatte es ihm geschienen, als ob sich irgend etwas in ihm änderte, aber er hätte nicht sagen können, was es war. Und als er gehört hatte, daß es wieder zurückgehn sollte nach Liwametz, hatte er keine Abneigung mehr davor empfunden, wie in den vorhergehenden Tagen.

Und wieder war ein Tag gekommen, wo sie nichts anderes sahn, als nur die See. Aber der Wind legte sich ihnen diesmal fast voll entgegen, und sie mußten viel kreuzen. Die Knaben wurden ungeduldig: es war der Tag, an dem die Eltern ankommen sollten und auch

Adrian Witt, jener Freund des Hauses, den sie alle als so interessant bezeichneten. Horst aber sagte ihnen, daß die Nacht vergehn werde und noch der nächste Morgen, ehe sie nach Hause kämen, und daß nichts auf der Welt der Entwicklung der Geduld förderlicher sei, als diese Probe, und daß Geduld Gold wäre. Da wurden die Knaben ruhig.

Felix, der stundenlang in der Hängematte gelegen hatte, fand schließlich auch die Stunden zu lang. Da griff er nach seinen Büchern, und so kam es, daß er jene Ausgabe der „Göttlichen Komödie" aufschlug, die Cäcilie ihm gegeben hatte. Er blätterte zuerst darin, dann stieß er auf Randnoten, die von Cäciliens Hand geschrieben waren. Da stand: „das Paradies selbst ist Symbol, das hier Ausgedrückte, Erfühlbare aber ist Wahrheit." Und weiterhin: „Gott ist als ewiges Liebesfeuer geschildert, so erscheint er gewissermaßen als Zellkern der Allzelle Welt, als das Lebenszentrum." Felix schien es, als höre er Cäcilie diese Worte sprechen; jenes Beisammensein am Abend auf dem Glint beim glühenden Himmel stand vor ihm und auch der gestrige Abend in den Schären. War es nicht fast wie ein Zusammenhang zwischen diesen beiden rotgoldenen Abenden? Er versank in Träumerei. Was war es nur mit Cäcilie, wollte sie wirklich seine Freundin sein? Er wurde unruhig, es war doch falsch gewesen, daß er nicht mit ihr gesprochen hatte damals, als Charles ihn aufgefordert hatte, sie zu begleiten! Sie mochte glauben, daß er keinerlei Annäherung von ihr wollte. Es schien ihm jetzt, als wäre sie nur seinetwegen an jenem

Tage mit ihren Noten nach Liwamet̃z gekommen; ja, er fühlte es, daß es so war. Hatte er die Freundschaft dieses so wertvollen Menschen durch sein abweisendes Benehmen wirklich vielleicht für immer verloren? Und wenn ich sie auch verloren hätte, sagte er sich, es hat für mein Leben doch einen Sinn gehabt, daß sie hindurchgegangen ist, auch ihre Kritik, die mir so hart erschien und die doch so richtig war, hat ihren Wert für mich gehabt.

Er schlug das Fegefeuer auf, um die Stelle nachzulesen, wo Dante am Fuß des Läuterungsberges empfangen wird. Er gedachte der Nacht seines Ankommens in Liwamet̃z und des Gesanges. Er las Virgils Worte, als die himmlische Barke sich naht:

„Beug', beug' das Knie — —
Falt deine Hände, Gottes Engel naht!
Kein Segel wird, kein Ruder sich dir zeigen,
Da nur sein mächtig Flügelpaar es tat...
Und näher flog das Schiff wie sturmgetragen,
Und kaum ins Wasser drückte es sich ein —
Die Augen mußt ich nun schon niederschlagen,
Des Engels Antlitz gab den roten Schein."

Seltsam, dachte er, und ließ das Buch sinken, daß es ein roter Schein war.....

Der frische Wind blies ihm entgegen, die Segel strafften sich, ein Rauschen war um ihn, und in ihm begann es zu klingen. Er zog das Notizbuch aus Notenpapier heraus, das er stets bei sich trug und schrieb sich das Motiv auf, das mit stürmisch-rhythmischer Gewalt wie von mächtigem Flügelschlag getragen zu ihm strömte. Er schrieb weiter, und bald war er ganz ver-

sunken in der Fülle der sich herandrängenden Töne, die er zu meistern suchte.

Leonhard, der Felix schreiben sah, sagte zu Horst: „Jetzt schreibt er. Es sieht so aus, als wäre es ihm ernst. Will er nun durch diese Noten sagen, was er fühlt? Du weißt wohl, ich bin ein alter Kirchenheide, aber wenn ich auf der See bin oder stundenlang allein im jungen Walde, dann ist es mir immer so, als sei etwas vom großen Gott in mich übergegangen, und ich werde ganz still davon. Glaubst du, daß er auch den Gott in sich fühlt, daß er aber dann, anstatt still zu sein, schreiben muß?"

„So wird es wohl sein, mein Junge," meinte Horst. „Der eine findet Ihn in der Kirche und betet zu Ihm, die Mütze zwischen den Händen und den Kopf geneigt, der andere arbeitet, ohne aufzusehn, und weiß es vielleicht nicht einmal, daß sein treues Arbeiten ihn zu Ihm führt und Ihm zur Ehre dahingeht. Wieder einer fühlt Ihn in Sturm und Gefahr, wenn es gilt, ein Menschenleben zu retten, einer hat Ihn wohl immer in der Seele und fühlt Ihn nur in der Stille, diesem hier scheinen die schwarzen Noten vielleicht das zu sein, was ihn zu Ihm führt. Es wird wohl überall und immer auf unserer alten Welt das Gleiche sein."

Auf der Jacht war alles in Bewegung, man näherte sich Liwametz. Leonhard, durch das Fernrohr sehend, sagte, er erkenne auf der Brücke die Mutter, den Vater, und da sei noch ein langer Herr mit einer Art von weißem Helm, das könne nur Adrian Witt sein.

Die Segel wurden eingezogen, der Anker hinabgelassen; sie stiegen ins Boot, das ihnen entgegengesandt wurde, weil das Ufer zu flach war, als daß die große Jacht hätte anlegen können. Als sie sich der Brücke näherten, sah Felix einen Herrn, der an Klotilde erinnerte, aber nur verhältnismäßig kleiner war, und dessen Züge auch runder und weniger ausgeprägt waren. Neben ihm stand eine hohe Frauengestalt mit blondem Scheitel und dichtem Haar; ihre großen, hellblauen Augen — Leonhards Augen — waren mit zärtlichstem Ausdruck auf die Knaben gerichtet. Der zweite Herr, lang und mager, hatte ein tief gebräuntes Gesicht, das noch dunkler aussah unter dem hellen Tropenhelm. Er sah aufmerksam dem Anlegen des Bootes zu und half dann beim Heranziehen. Leonhard und Alfred sprangen lebhaft heraus, um ihrer Mutter um den Hals zu fallen. Während nun die Mutter und die Knaben ganz in Wiedersehensfreude versanken, schüttelte Horst herzlich seinen Freunden Patrik und Adrian Witt die Hände. Dann wurde auch Felix begrüßt, und alle machten sich zu den Häusern auf.

Patrik ging neben Felix und bat ihn um Entschuldigung, daß er seinetwegen keine geschäftlichen Auskünfte erhalten habe, dafür aber werde er sogleich nach dem Geburtstage nach Reval und Petersburg fahren und auch diese Angelegenheit in Ordnung bringen. Dann begann er von seinen Eindrücken aus Deutschland zu sprechen. Dies Land mache jedesmal durch seine äußere Kultur einen großen Eindruck auf ihn, durch seine Ordnung, sein Beamtentum, aber es sei

ihm nicht so erschienen, als hätten die Menschen dort mehr innerliche Kultur als hier.

„Wir beweisen ja auch immerfort, daß wir etwas sind," schloß er. „Sehn Sie bloß diesen Adrian Witt. Wir machten die Reise auf dem Schiff zusammen, da waren zwei Professoren aus Helsingfors und einer aus Petersburg, die auf einem Kongreß gewesen waren. Als sie Adrian sahn, priesen sie es als ein Glück. Er ist eine Berühmtheit."

Felix mußte eingestehn, daß er noch wenig von Adrian Witt wisse, und Patrik begann ihm von dessen Werken zu erzählen, von denen er allerdings zugab, daß er sie selbst nicht gelesen habe, bis auf eine Abhandlung, die Witt als junger Mensch geschrieben hatte und von der der berühmte Karl Ernst von Baer einst gesagt hatte, daß sie große Perspektiven eröffne. Patrik erzählte, wie Adrian schon als Kind immer Steine geklopft habe und sonderbar herrschsüchtig mit anderen Kindern umgegangen sei; als brauche er auch bei Menschen einen eisernen Hammer, um sich das aus ihnen zu nehmen, was ihm wertvoll erschien, ja, so sei es gewesen. Jetzt allerdings scheine er anders geworden.

Oben waren alle auf der Veranda am Zimmer des Hausherrn versammelt. Felix lernte noch zwei Töchter des alten Freiherrn kennen, die ihrem Vater mehr glichen als Klotilde; auch sie hatten dasselbe menschlich freundliche Entgegenkommen, wie die Geschwister und der Vater.

Als Felix Charles sah, war er erstaunt: die Locken waren gefallen, er sah ganz verändert aus dadurch.

Sein Gesicht erschien Felix schmäler geworden, und die Augen hatten einen unsicheren Blick. Charles begrüßte Felix liebenswürdig, aber doch mit mehr Zurückhaltung, als er früher gezeigt hatte; er nahm ihn sogleich beiseite und bat ihn, die Musikanten einzuüben, sie sollten morgen, am Geburtstage, vor einem kleineren Festspiel den Mendelssohnschen Hochzeitsmarsch spielen und dann noch einen Chopinschen Walzer; sie hätten ihn schon versucht, ein jeder habe seine Noten, er hätte auch eine Partitur zusammengestellt, aber es ginge entsetzlich. Felix möge versuchen, den Menschen etwas musikalischen Geist einzuhauchen, soweit das bei einer Dorfkapelle möglich sei, denn Cäcilie werde zu diesem Walzer tanzen. Auf der Partitur seien die Ritardandos, der Tempowechsel, alles ganz genau angegeben. Felix sagte seine Hilfe gern zu, aber er konnte sich nichts darunter vorstellen, daß Cäcilie den Walzer tanzen solle. Er konnte sie sich singend, deklamierend denken, nicht aber tanzend. Doch sobald es nur anging, machte er sich an die Arbeit. Unten, auf der Veranda der „Forstei", dem Hause, in dem die Knaben lebten, wurden die Musikanten versammelt. Felix ließ sich die einzelnen Stimmen vorspielen und war so genau und streng, daß die Leute zuerst mutlos wurden; als sie aber sahn, wie sicher er wußte, was er wollte, und wie er daran glaubte, daß sie das Stück gut würden spielen können, faßten sie Vertrauen zu ihm und spielten schließlich mit Freude und gehobenem Selbstgefühl.

Auch nach dem Abendessen, als alle sich im Salon um Adrian Witt versammelten, der von seinen Reisen

erzählte, blieb Felix nur kurze Zeit dort. Er sah mit Spannung in Adrian Witts lebhaftes Gesicht, während er von Bergen, Gesteinen, Tieren und Pflanzen sprach und nur selten die Menschen eines Landes und, wenn es geschah, nie als Hauptsache erwähnte. Mußte er aber einmal ein menschliches Erlebnis schildern, so behandelte er die Menschen ganz wie wissenschaftliche Objekte. Alle hörten ihm aufmerksam zu; Leonhards Augen glänzten, Klotildens Wangen waren höher gerötet, etwas Weicheres lag über ihrem Wesen. Es tat Felix leid, nicht mehr zuhören zu können, aber er mußte wieder zu seinen Leuten gehn.

Die Musikanten, die gut gespeist und getrunken hatten, begrüßten ihn mit Freuden. Er griff nach dem Dirigentenstab, und das Einüben des Walzers begann von neuem.

Es ging schon um vieles besser; so kam es, daß Felix für einige Augenblicke zerstreut wurde und seinen Gedanken nachhing. Wie würde Cäcilie zu dieser weichen und süßen Melodie tanzen? Wie würde es sein, sie wiederzusehn? Er wollte ihr zeigen, was er geschrieben, ihr das Buch zurückgeben, sie noch besuchen, vordem er fortfuhr. Es erschien ihm unwahrscheinlich, daß ihre Bekanntschaft ein Ende finden sollte. Er sah hinaus in die frühe Nacht — die hohen Bäume am Hause rauschten leise, die See tönte herüber — da war es ihm, als sehe er in der Dunkelheit etwas Helles aufleuchten. Er sah genauer hin und erkannte, daß es Charles' und Cäciliens Gesichter waren. Er faßte sich zusammen, schlug hart mit dem Taktstock auf, denn die

letzten Takte hatten sich verwirrt. Die Musikanten brachen ab, Charles' Stimme rief herüber, daß es ja schon ganz gut gehe. Cäcilie trat auf Felix zu und reichte ihm die Hand.

Sie trug ein großes, schwarzes Tuch, das über die Schulter zurückgeworfen war. Machte dieses schwarze Tuch sie so bleich oder der Hintergrund der dunklen Nacht? Oder erschien ihr Gesicht bloß so beim matten Schimmer der Windlichter? Die konnten ihr Gesicht wohl bleicher erscheinen lassen, aber hatte es nicht auch einen neuen, verschlossenen Ausdruck? Ein Gefühl plötzlicher Kälte überrieselte Felix, und er sah von Charles zu Cäcilie hin.

„Sind Sie zufrieden?" fragte er sie.

Cäcilie nickte: „Nur an einer Stelle, da muß es mehr wie Schweben und Senken sein," sie trat an die Partitur, Felix stand dicht neben ihr und sah, wie ihre helle Hand aus dem schwarzen Tuch auftauchte und auf den Noten suchte. Kein Ring schmückte diese magere Hand, die ihm ausdrucksvoll und seelisch erschien in ihrer Bewegung.

„Hier ist es. Ich will nicht aufhalten," sagte sie, „ich danke," und sie trat zurück in die Nacht.

Felix und die Musikanten setzten wieder ein. Noch einigemal sah er, wie hie und da in der Nacht etwas Helles aufleuchtete: es war Cäciliens Gesicht, es waren ihre Hände, die er sah, wie weiße Vögel, dachte er. Er fühlte und erriet es mehr, als er es sah, daß sie den Tanz im Schutz der Dunkelheit versuchte. Er sah nicht mehr hin, es hielt ihn wie festgebannt an die

Noten der Partitur. Was ist das alles? dachte er, was hat sich denn geändert...? Aber er dirigierte unermüdlich weiter. Charles und Cäcilie waren verschwunden.

„Sind Sie es, Graf Reckling? Dann kommen Sie herauf!" rief Adrian Witt, der, oben auf dem großen Balkon stehend, einen Schritt gehört und eine Zigarette hatte aufleuchten sehn.

Felix fuhr auf: „Ja, ich bin es," sagte er mit gedämpfter Stimme, „ich komme."

Adrian Witt wandte sich zu Horst, der, am Tisch sitzend, beim Schein einer Lampe sein letztes Bild zum Liwametzschen Album beendete, das er morgen dem alten Freiherrn überreichen wollte. Er und sein Freund waren die einzigen, die noch wach waren, alle anderen hatten sich zurückgezogen, um am großen Tage frisch zu sein.

„Was für ein sympathischer Junge das doch ist, hast du bemerkt, welch ein angenehmes Organ er hat?" fragte Adrian Witt.

Horst nickte bloß; Felix trat schon zu ihm und beugte sich über seine Zeichnung: „Ach, sehn Sie gar nicht, Felix!" sagte er. „Bestellte Arbeit. Geht der berühmte Walzer schon?"

„Ja, so ziemlich."

„Welcher Walzer?" fragte Adrian Witt.

Horst zuckte die Achseln: „Überraschung!"

„Gut, daß Sie da sind, da, nehmen Sie ein Glas, so," sagte Adrian Witt, „Horst gibt die lakonischsten und langweiligsten Antworten der Welt, wenn er

zeichnet. Wenn man aber in die Heimat zurückgekommen ist, will man vor allem auch reden und reden hören."

„Hm," meinte Horst.

„Das Sprechen in der Heimat ist wie kein anderes Sprechen. Die Worte, die man redet, machen ja nie viel aus; aber alles, was da so mitschwingt, ist hier verständlicher."

„Brauchen Sie Menschen?" fragte Felix.

Adrian Witt lächelte: „Warum fragen Sie das? Ich brauchte nämlich tatsächlich bisher nur sehr wenig Menschen, aber wie aus manchem Gesellschaftsmenschen der größte Einsiedler wurde, so könnte noch einmal aus mir ein Menschenjäger werden."

„Das wäre was," brummte Horst.

„Bis hierher," fuhr Adrian Witt fort, „kümmerte ich mich auch wenig um Psychologie und so etwas, es lag mir fern. Die Erscheinungen des sozialen Lebens, die Menschheitsgeschichte — sie sind doch schließlich nur eine Seite der großen Existenz überhaupt. Der Entwicklung, dem Wechsel in der großen Existenz forschte ich nach; ich fürchte, ich bin jahrelang etwas übersichtig gewesen und habe wohl den einzelnen Menschen übersehn, indem ich immer nur ganze Generationsreihen im Auge hatte."

„Ihr Brüder, liebet Euch untereinander," sagte Horst und wischte mit dem Zeigefinger über einige Steine hin, bis sie weicher und grau wurden, dann setzte er ihnen noch helleres Licht auf.

„Jetzt beschäftigt mich aber doch zuweilen der einzelne Mensch. So zum Beispiel dieser Charles," nahm

Adrian Witt das Gespräch wieder auf. „Was ist das für eine Begabung! Ja, was kann der Mensch denn eigentlich nicht? Er weiß ja auch eine Unmenge Wissenschaftliches und hat darüber ganz geistreiche Gesichtspunkte im Gespräch eröffnet. Aber da ist ja gar keine zentrale Kraft."

Felix wandte sich lebhaft Adrian zu: „Wie meinen Sie das?"

„Kein Kraftzentrum, oder kein Wille, oder was es ist. Ich versuchte, das zuerst Horst auseinanderzusetzen, aber er bat mich, aus den Menschen keine Maschinen zu machen. Der Mensch hat aber seinen Mechanismus; nicht nur körperlich, auch seelisch. Wo dieses Kraftzentrum ist, von wo es kommt, was das ist, die Seele, wer will das sagen? Aber das hindert uns doch nicht, es sich auch einmal vorstellen zu wollen, wie das sein könnte? Sehn Sie, etwa so," und Adrian Witt setzte sich an den Tisch, nahm einen von Horsts großen Bogen und ein Stück Kohle und begann zu zeichnen. „So! Hier setze ich Striche, Punkte, in einer Rundung gruppiert; das ist die Peripherie. Das stellen Sie sich nun als die Anlagen, die Talente usw. vor — Eigenschaften. In der Mitte hier lebt diese unsere geheime Kraft; von hier aus gehen nun Willensstrebungen aller Art, Energien, Gefühle, und heben bald diese, bald jene äußeren Anlagen mehr hervor; wieder andere treten zurück, verblassen. Ich verbinde nun die getroffenen Punkte — die Willensstrebungen zeichne ich hier als Strahlen, vom Mittelpunkt kommend — und es entsteht eine Art Zeichnung: die Zeichnung unseres We-

sens, eine individuelle Gestaltung. Je stärker nun unsere Lebensqualität, um so stärker unsere Willensstrebungen, um so stärker werden die Eigenschaften getroffen, um so deutlicher werden wir. Hat nun einer viel äußere Schichten, vielleicht sogar viele Ringe übereinander liegender Möglichkeiten, so muß dementsprechend sein Willenszentrum, die Kraft seiner Seele stärker sein, um die rechte Auswahl im Reichtum zu treffen und ihn zu beherrschen. Stellen Sie sich jetzt alles das stark bewegt vor, gleichsam rotierend, so ist es klar, daß je stärker der Schwung, um so mehr Gegebenes in die Lebensbewegung mit fortgerissen wird, während, wenn der Schwung schwach ist, die äußeren Schichten nicht mitbewegt werden. Bei Charles nun ist die rotierende Bewegung schwach, das Lebenszentrum erschlafft, es ist daher kein Wunder, wenn die Schichten seines Wesens auseinander bröckeln."

Als Adrian Witt seine Zeichnung und seine Rede beendet, schrieb er einige Worte aufs Papier, faltete es dann zusammen und steckte es in die Tasche.

Felix hatte hinter Adrian Witt gestanden, während er zeichnete. — Seele, dachte er, kann man das denn erklären? Es ist vielleicht das, um dessen willen wir leben, aber wir sollten nicht viel daran rühren.

„Nun?" fragte Adrian Witt.

„Ich weiß nicht. Ich habe leider so wenig Verständnis für Erklärungen und alles, was an Philosophie streift, —" meinte Felix.

„Ah, ganz Künstler — die Welt erfühlen?"

„Vielleicht." Felix trat zum Geländer hin. Es widerstrebte ihm, weiter zu sprechen. Die Nacht war dunkel und frisch, von irgendwo her tönte gedämpfter Gesang weiblicher Stimmen herüber.

„Es sind die Mädchen, die Kränze winden," meinte Horst.

Adrian Witt trat gleichfalls ans Geländer und atmete tief auf: „Spürt man nicht den Duft des Eichenlaubs? Nicht wahr, Horst, sie werden wieder große Kränze winden, sehr viele?"

„Ja."

„Traurig sind diese estnischen Volkslieder, finden Sie nicht?" fragte Adrian Witt wieder.

„Ja und nein," meinte Felix, „sie sind mehr schwer. Dieses Volk ist in allem schwer; es lebt nicht leicht."

„Wie sollte es auch in dieser Natur. Aber es ist doch was um die Heimat, nicht wahr, Horst?"

„Die Welt ist überall gut —" Horst hatte den Kopf schief gelegt und prüfte sein Seestück, „über allen Meeren ist sie gut. Hier ist sie am besten."

Felix stand neben Adrian Witt und sah in die Dunkelheit. Heimat —? dachte er und mit einem Male war er nicht mehr hier, sondern in Kurland in seinem Elternhause. Was wohl sein Vater jetzt tat, ob er Schmerzen litt? Er sah sich am Fenster des Schulzimmers stehn, und der Propst trat zu ihm und sprach vom Geist der Heimat. Da stieg es zum erstenmal nach langer Zeit wie Sehnsucht in ihm auf nach den alten Bäumen und dem alten Hause, in dem er aufgewachsen war.

„Ja," sagte Adrian Witt, „je weiter wir uns von ihr entfernen, um so näher rückt sie uns, die alte Heimat. So geht es uns oft mit den Dingen, die wir lieb haben."

Vierzehntes Kapitel

Der Geburtstag des alten Freiherrn

Der große Tag war gekommen. Mit hellem Sonnenschein und leichtem, frischem Winde war er angebrochen. Alle Säulen auf Veranden und Balkonen waren kranzumwunden. Kleine bunte Fahnen sahn aus dem dunklen Eichenlaub hervor und flatterten im Morgenwinde, als wollten auch sie ihre Teilnahme und Festfreude ausdrücken. Alle Hausgenossen waren heute früh aufgestanden und warteten vor der Veranda des alten Freiherrn auf sein Erscheinen. Schon mit dem Tagesgrauen war der alte Herr erwacht, doch er erschien nicht früher, als bis man ihm sagte, daß alle versammelt seien.

Unter den Wartenden konnte man zwei ganz alte Herren sehn — Kriegskameraden des alten Freiherrn. Jedes Jahr kamen sie zum Geburtstag ihres Zeitgenossen heraus. In dieser Nacht waren sie angelangt. Der eine, ein verabschiedeter General, klein und stramm, lebte in einem Vorort Petersburgs und war zahlreicher Familienvater, der andere war unverheiratet und zehrte von den alten, großen Erinnerungen. Für gewöhnlich die ruhmlose Existenz eines kartenspielenden Klubmitgliedes führend, konnte er

sich über die alten Kriegsgeschichten noch so ereifern, daß er ausrief, einer, der keinen Türkenkrieg mitgemacht habe, sei in gewissem Sinne gar kein Mann; nur der verstehe das Leben, der von allen Seiten vom Tode bedroht gewesen sei.

Vor den Erwachsenen standen die Großkinder, die Kleinsten voran. Sie hielten große Sträuße und waren unruhig erregt, teils auch, weil sie die Nacht durch die harten Papillotten, mit denen man ihr Haar aufgedreht hatte, schlecht geschlafen hatten. Die Kinder dagegen standen feierlich und nachdenklich da, ebenso waren die großen Jungen ernst und zusammengefaßt in ihrem Wesen.

Alle hatten auf Charles gewartet, der jetzt eilig und erhitzt daherkam und Klotilde Vorwürfe machte, daß er zu spät geweckt worden sei; an solch einem Tage passe einem doch schon so wie so nie ein Kleidungsstück und dann habe man ihm noch Eile gemacht!

Felix, der wußte, daß bei Charles' Erscheinen die Musik beginnen sollte, gab den Musikanten ein Zeichen und sie setzten ein: „Ein feste Burg ist unser Gott." Sowie die Musik ertönte, hörte man den schweren Schritt des alten Freiherrn. Er trat auf die Veranda heraus. Nur leicht stützte er sich auf seinen hohen Stock und sah heute noch länger aus als sonst, weil er den Kopf ganz gerade hielt. Sowie er erschien, lüfteten sich alle Mützen, die kleinen Mädchen knixten und die Frauen verneigten sich. Der alte Herr nickte leicht lächelnd und stand dann, auf seinen Stock gestützt, ernst und ruhig da, indem er dem Choral zuhörte und den

Blick über die Versammelten hinweggleiten ließ. Als die Musikanten schwiegen, dankte er ihnen und lud sie, wie üblich, zu diesem Tage als Gäste ein. Darauf nahm er die Gratulationen entgegen.

Die kleinsten Kinder gaben nun, ganz erfreut, vom Warten erlöst zu sein, mit hochgestreckten kleinen Händen ihre Blumen her und gratulierten, um dann so schnell wie möglich ihre schönen Lockenköpfe bei den Müttern und Bonnen zu verstecken. Dann traten mit merkwürdig viel Haltung, wie Charles bemerkte, die Kinder vor. Sie hatten wie gewöhnlich Sprüche gelernt und sie ausgeschrieben, aber dieses Jahr darum gebeten, sie sich selbst auswählen zu dürfen. Niemand hatte es noch erfahren, welche Sprüche sie hersagen wollten, und Charles trat neugierig näher. Als er aber nun die klaren Kinderstimmen lauter Lobsprüche hersagen hörte, als er die groß geöffneten, mit unendlichem Vertrauen auf den Großvater gerichteten Kinderaugen sah, überlief ihn ein Schauer der Rührung. „Herr, wie sind Deine Werke so groß und so viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll Deiner Güte," sagte ein Kind, und ein anderes fuhr fort: „Es wartet alles auf Dich, daß Du ihnen Speise gäbest zu seiner Zeit." Und so ging es weiter, so daß Charles in seiner Meinung, daß diese Kinder etwas vom lieben Gott in den Großvater und vom Großvater in den lieben Gott transponierten, nur noch bestärkt wurde. Liebreich beugte der alte Herr sich zu den Kindern und küßte sie; es geschah voll Liebe und doch mit jener leichten Zurückhaltung, die ihn den

Kindern trotz aller Liebe immer wie fern hielt. Nachdem die großen Jungen gratuliert hatten, gingen die aufleuchtenden Augen des alten Freiherrn suchend und rufend zu den Kriegskameraden hinüber, zu jenen beiden Zurückgebliebenen aus versunkener Zeit. Sie kannten ihren Carl-Joachim und hatten ruhig gewartet auf ein Zeichen, um vorzutreten. Stramm, wie im Kriege, war er auch im Leben, dort hatte es geheißen: dem Feinde entgegen, hier hieß es: Platz und Ehre der Jugend, der Hoffnung unseres Lebens, dann erst kommt ihr, ihr lieben Alten.

„Gott segne dich und deinen ganzen Stamm!" sagte der General, während ihm die Tränen über die Wangen liefen, und der andere fügte hinzu: „Das wünsche auch ich. Gott die Seele, dem Kaiser die Ehre, gib dem Freunde nach wie vor etwas von deinem Herzen."

Und der Tag ging weiter. Die Pächter der fünf Güter des Majorats kamen angefahren, im Herzen dem alten Herrn aufrichtig dankbar, denn es ließ sich leben mit seinen Kontrakten und unter seinem Regiment. Sie hielten kleine Reden, zeigten offen ihre Verehrung für den alten Herrn, der als ein stilles, ruhiges Beispiel unter ihnen lebte. Es kam der Pastor und empfing die übliche Summe für die Gemeindearmen, und nach und nach stellten sich die Nachbarn ein, die vielfach mit ihren Gästen auftraten, denn es war da so mancher im Lande, der gern einmal ein Fest in Lipametz mit ansehn wollte. Und der alte Herr

empfing Besuch auf Besuch, und seine Töchter sahn ihn ängstlich an und fragten Klotilde, ob es nicht zuviel würde für den Vater? Klotilde aber lächelte: sie kannte die Art ihres Vaters, gewiß würde es zuviel werden, aber das mußte schon so sein. Fünfundachtzig Jahre alt wurde der Vater heute, wer konnte wissen, ob es nicht das letzte Lebensjahr war, das er begann?

Felix hatte Gelegenheit, manche angenehme Bekanntschaft zu machen, und Charles trug ihm auf, sich der jüngeren Herren und Damen anzunehmen, denn er und Cäcilie hätten noch mit allerhand Vorbereitungen zu tun.

Am Nachmittag begann die Vorstellung unten auf der großen Wiese. Einer halbkreisförmigen Naturbühne gegenüber standen die Stühle für die Zuschauer. Felix trat zu seinen Musikanten, und der Mendelssohnsche Hochzeitsmarsch wurde glatt und gut vorgetragen. Es folgte ein kleines Festspiel zwischen Elfen und Gnomen, das Charles gedichtet und das von den Kindern und einigen Jungen aufgeführt wurde. Das ganze war eine liebenswürdige Parodie auf Liwametzer Personen und Zustände und erregte viel Heiterkeit bei den Eingeweihten und viel Erstaunen bei den Fremden, denn die Kinder, von Charles sorgfältig einstudiert, machten ihre Sache vorzüglich. An diese Aufführung schlossen sich die griechischen Spiele, die von den großen Jungen aufgeführt wurden, wobei sich Leonhard vor allen auszeichnete.

Unterdessen war die Sonne untergegangen und entflammte nun den Himmel, der sich mit dichten, kleinen

Wolken bedeckt hatte. Charles triumphierte, denn es war, als füge die Natur sich seinem Willen. Deshalb hatten die Vorstellungen später begonnen, damit der Tanz schon im Dämmerlicht des ersterbenden Tages vor sich gehn könne. Es sollte ein Stück Phantasie sein, das er in die Wirklichkeit hinaussetzte, und nun war ihm die Wirklichkeit dienstbar: der Himmel gab rosenrotes, göttliches Licht zur Schönheit, die zu Tage treten sollte.

Unter den Zuschauern sprach es sich herum, daß jetzt ein Tanz folgen sollte. Die Gäste waren in erwartungsvoller und leicht erregter Stimmung. Man war es gewohnt, in Liwametz Dinge und Menschen zu sehn, die etwas außerhalb des Gewöhnlichen lagen, aber einen Solo-Tanz von Cäcilie hatte doch keiner erwartet. Niemand kannte das junge Mädchen näher, man wußte um ihr Schicksal und bedauerte sie, aber man hielt sie für scheu und unzugänglich. Manche Mythe hatte sich über ihre große musikalische Begabung verbreitet. Die einen sagten, sie wolle zur Bühne gehn und warte dazu nur den Tod des Großvaters ab, die anderen meinten, sie wolle Charles heiraten, um Herrin des Majorats zu werden. Beide Annahmen waren nicht dazu angetan, ihr viel Sympathie zu erwecken. Es war bekannt geworden, daß Charles seine Cousine zu diesem Tanz angeregt hatte, und so lächelten die jungen Herren leicht ironisch, beugten die Damen sich kritisch neugierig vor, als der Chopinsche Walzer leise, lockend ansetzte.

Niemand konnte sagen, von wo Cäcilie gekommen war, aber mit einem Mal stand sie auf dem mit Lor-

beerbüschen halbkreisförmig abgesteckten Platz da. Sie hatte tief verschleiert hinter den Bäumen gewartet und war nun durch eine Lücke hereingeschlüpft. Sie begann sich aus dem dunkelgrünen Schleier, dabei ganz langsam tanzend, herauszuwickeln. Sie trug ein dunkles, lilarötliches Gazegewand, das fußfrei und unten mit einer Silberborte eingefaßt war; es ließ Hals und Arme frei, die leuchtend weiß aus dem dunklen Stoff hervorsahn. Das Haar war hoch gekämmt, in griechischer Frisur, und ein Diadem mit großen, leuchtenden Steinen, in Form eines Bandes gefaßt, war durchgeschlungen. Sie ließ den grünen Schleier fallen; aber es blieb ihr noch ein langer Schleier von der Farbe ihres Gewandes nach, den sie beim Tanze gebrauchte. Die Musik wurde allmählich lauter, schneller, und wenn es zuerst ein so unmerkliches Tanzen gewesen war, daß es mehr rhythmischen Bewegungen glich, tanzte Cäcilie jetzt, sich leicht um sich drehend, in Schlangenlinien einen Walzer um den Platz. Es schien etwas ganz Einfaches, etwas ganz Natürliches, was die Menschen da sahn, sodaß sich zuerst fast eine leichte Enttäuschung einstellte: nichts von Sensation, ja, nicht einmal etwas wirklich Originelles schien da vor sich zu gehn. Und doch, allmählich begann jener Tanz, der sich in seinem Heben und Senken so ganz der Musik anpaßte, ja sie auszudrücken schien, auf sie zu wirken. Es war etwas so Zartes und doch Melancholisches in der Musik, es war etwas Zartes, Zurückhaltendes, ja fast Somnambules in der Art, wie Cäcilie tanzte, wie sie die mit silbernen Sandalen geschmückten Füße

gleiten ließ, wie sie die schmalen, hellen Arme hob und senkte, daß es sich den Menschen ins Herz zu schmeicheln begann. Die feine und vornehme Schönheit dieses geschmeidigen Mädchenkörpers unter dem flammenden Abendhimmel stimmte alle ernst und wie freudig zugleich, sodaß die Vorurteile dahinfielen und überall etwas wie gerührte Teilnahme erwachte. Lag es nicht fast wie etwas Trauriges in dieser Art zu tanzen, etwas dem Prunk und der Pose so ganz Abgewandtes, etwas Bescheidenes, ja, etwas Seelisches? War es nicht, als träume sie bloß diesen Tanz, wenn sie so, den Kopf zurückgelehnt, mit halbgeschlossenen Augen dahinschwebte? Aber jetzt hatte die Musik ein paar laute Akkorde; das gab der Tänzerin wie ein Erwachen: sie breitete die Arme aus und tanzte die letzten Takte mit weit offenen Augen, schnell, von leidenschaftlicher Erregung erfaßt. Dann verfiel die Musik ins alte Motiv und leise, wieder wie träumend, tanzte Cäcilie hinaus.

Felix hatte nur einen Teil des Tanzes gesehn, weil er durch das Dirigieren zu beschäftigt war, aber was er gesehn, hatte ihn seltsam erregt. Er glaubte zu verstehn, was Cäcilie ausdrücken wollte, und er begann sich dem anzupassen und das in ihr zu steigern, was nur zaghaft und vorsichtig zu Tage trat. Daß er die zwischenliegenden Akkorde so hart und laut spielen ließ, war nicht vorher abgemacht, aber als er sich zu Cäcilie wandte, sah er, daß sie es erfaßt hatte, wie er es gewollt. Alles erschien ihm sonderbar: daß er hier stand und Charles' Phantasie diente, daß Cäcilie so war, wie sie heute erschien, und daß er, der doch nur

wie ein Werkzeug von Charles und Cäcilie gebraucht wurde, doch derjenige war, der diesen Tanz zu bestimmen hatte. Es war erregend, es war unwirklich, und etwas von dem Traumhaften der Musik ging in seine Stimmung über. Ein lautes Beifallklatschen weckte ihn: er legte den Stab nieder und wandte sich den Zuschauern zu.

Er sah zu Cäcilie hinüber, die von den Gästen umringt war. Sie sah bleich aus, fast erschreckt, als quäle sie ihr Erfolg mehr, als er sie freue. Es schien Felix, als zittere sie am ganzen Körper, und da stieg plötzlich ein Gefühl, das der Empörung glich, in ihm auf: Cäcilie war zart, eher weltfremd ihrer Natur und ihrem Leben nach, und nun hatte Charles sie veranlaßt, sich so vor den Menschen zu zeigen! Sie hatte ja nicht einfach getanzt, sie hatte in ihrer aufrichtigen Art etwas von ihrem Wesen in diesem Tanz entschleiert, hatte es halb unbewußt getan und fand sich nun nicht mehr zurecht. Felix hatte die Empfindung, daß er sie befreien und schützen müsse, er nahm ihr großes Tuch, das er liegen sah und eilte zu ihr. Als er zu ihr trat und ihr das Tuch über die Schultern legte, ging es wie ein heller Schein über ihr Gesicht und sie nickte ihm dankbar zu. Er aber, als er so nah vor ihr stand und auf ihren weißen, zarten Hals sah, erschrak davor, daß sie so schön sei.

„Danke," sagte sie leise und entschuldigte sich dann, daß sie nun hinaufgehn müsse. Felix wollte sie begleiten, aber ein Ausdruck von Abwehr trat auf ihr Gesicht, und so blieb er zurück.

Das ganze Fest hatte für ihn nun einen anderen Sinn bekommen. Er vergaß, daß er Charles versprochen hatte, sich der Jugend anzunehmen, überließ das Leonhard und wußte selbst kaum, welche Dame er sich zum Souper ausgesucht hatte. Die lange Tafel strahlte im Kerzenschein, alle alten hohen Silberleuchter aus Kanten waren zu diesem Tage herübergebracht worden, überall sah man froh erregte Gesichter. Felix sprach mit seiner Dame, sprach sogar viel und lebhaft, aber sein Denken und Fühlen war nicht dabei. Zwischen Blumen und Kerzen sah er Charles und Cäcilie nebeneinander sitzen, sah, daß Cäcilie jetzt ein weißes Kleid trug, aber das Diadem nicht abgenommen hatte. Valentin hatte ihm gesagt, es sei ein Geschenk von Charles, und Felix bemerkte, wie die Menschen neugierig Charles und Cäcilie beobachteten. Ist es möglich, durchfuhr es ihn, kann das sein? Da fragte ihn seine Nachbarin, ob es wahr sei, daß heute eine Verlobung mitgeteilt werden würde? Er erschrak: die fremden Menschen fragten danach, und er wußte von nichts! Was war geschehn in der Zeit, als er fort war? Es erschien seinem Gefühl unmöglich, aber sein Verstand sagte ihm, daß da etwas war. Er faßte Cäcilie schärfer ins Auge und fand, daß sie überreizt aussah. Sein Glaube an sie war stark: tat sie etwas, so tat sie es, weil sie es für gut hielt. Aber konnte sie es für gut halten, ihr junges Leben an jenes ermüdete zu knüpfen? Es konnte nichts anderes als Mitleid sein, das sie hineingetrieben hatte. Durfte das sein?

Da wurden seine Gedanken unterbrochen. Adrian Witt war aufgestanden und schlug ans Glas:

„Hochverehrte Anwesende! Es gibt in der Natur einen Vorgang, den ich als das Gesetz der Gruppierung bezeichnen will, und der sich in allen Formen widerspiegelt. Wir haben den Zusammenschluß der Gestirne um ihre Sonne, der Staatsangehörigen um ihren Monarchen, der Familienglieder um ihr Familienhaupt. Das Wichtigste in diesen Gruppierungen ist die Beschaffenheit des Zentrums: je größer, je stärker es ist, um so fester und wohlgefügter wird auch seine Umgebung dastehn.

Wenn wir, meine Damen und Herren, uns heute hier versammelt haben, so ist es, um das Bestehn eines solchen sicheren und festen Zentrums zu feiern, das Jahre und Jahre über segensvoll gewirkt hat. Wie die Sonne im Sonnensystem ihre Planeten, Fixsterne, Trabanten und vielleicht zeitweilig angezogene irrende Gestirne um sich hat, so steht der Majoratsherr auf Kanten, unser liebes Geburtstagskind, inmitten seines großen Besitzes, umgeben von Angehörigen zweier Generationen, von allen Untergebenen und Hausfreunden, fest als Mittelpunkt da. Wer das Glück gehabt hat, in diesem wohlgeordneten, festen Gefüge zu stehn, hat den Segen eines solchen Zentrums an sich erfahren. Wir alle, die wir um ihn standen, empfingen von ihm Platz, Licht und freudige Existenz, wir alle, die wir ihn kennen und lieben lernten — denn das ist hier Eins — haben mit dankbaren Augen auf ihn gesehn, und so bitte ich Sie nun, Kinder,

Großkinder, Verwandte, Freunde, Nachbarn, sich gleich mir zu erheben und dieses Zentrum hier leben zu lassen. Wir alle haben den heißen Wunsch: möge es uns noch recht lange erhalten bleiben! Ich trinke dieses Glas auf Ihre Gesundheit, verehrter Freund. Der alte Freiherr, er lebe hoch!"

„Hoch, hoch!" tönte es von allen Seiten, von überall drängte es sich um den alten Freiherrn, streckten sich ihm Gläser entgegen, die Kinder tanzten und schrien und keine Schleppe war vor ihnen sicher, sie wußten nicht, wo ihre Füße hintraten, und der Champagner floß über den Rand ihrer Gläser. Besorgt sah Klotilde auf ihren Vater und Patrik goß heimlich einige Tropfen in ein Glas und stellte es vor ihn hin. — Es war noch Wogen und Bewegung, als der alte Freiherr laut an sein Glas schlug, um eine Antwortrede zu halten. Alles wurde sogleich totenstill und aller Augen richteten sich auf den alten Herrn, der hoch und gerade dastand und sich nur leicht mit der einen Hand auf den Tisch stützte.

Der alte Freiherr ließ einen Augenblick die tiefe Stille reden, die sich wie ein Gruß aus der Ewigkeit zwischen ihn und die anderen Menschen legte, dann begann er:

„Ich danke euch allen, die ihr hier versammelt seid, für eure Teilnahme. Ich fühle das Bedürfnis, euch ein Wort zu sagen.

Unser Freund hat in seiner Rede gemacht, als wäre es ein Verdienst von mir gewesen, daß ich habe Zentrum sein dürfen. Meine Freunde, es entstehn die mensch-

lichen Lebensgebilde, stehn eine Weile und verschwinden dann wieder. Alles, was ist, vergeht, und alles, was war, bleibt doch ewig bestehn. An Allem arbeiten viele Kräfte und nicht eine Kraft allein. Die Kraft, die Gott mir gegeben hat, und die mich mein Leben über nicht verlassen hat war die Treue, und diese selbe Kraft ist mir von allen Seiten zugeströmt. Das war das Schöne in meinem Leben, daß mir Treue mit Treue vergolten ward.

Wenn ich heute vor euch stehe, muß ich wieder für die Treue danken. Sie erscheint mir als etwas Hohes, und ich möchte, wie unser Freund, einen naturwissenschaftlichen Vergleich ziehen und sagen: daß sie wie die Gravitation ist, ohne die nichts im Weltall zu denken ist. So soll sie unser Leben zusammenhalten. Darum bitte ich euch alle, nehmt als Erinnerung an diese Stunde die Bitte eines alten Freundes entgegen: haltet die Treue hoch, zu Allem, wozu ihr in ein Verhältnis gesetzt seid. Arbeitet sie aus in euch, die Treue für Heimat und Leben, die Treue zu Gott. Die Treue hat uns heute zusammengeführt, ihr alle, Gäste, Verwandte, alle, die ihr so schön die Treue gehalten: lebt hoch!"

Wieder hatten sich alle erhoben, aber das Anstoßen war nicht stürmisch freudig, wie erst, sondern ernst und still. Alle fühlten es in sich, daß dieser Augenblick, in dem der alte Freiherr, vielleicht so nahe der Schwelle des Todes, die Treue gelobt und sie gebeten hatte, sie hoch zu halten, nicht ohne Wirkung in ihrem Leben aufgegangen war.

Als Felix vor dem alten Herrn stand, sagte dieser: „Auch dir, mein Junge, danke ich."

Er dankt mir, dachte Felix, er mir? Seine Worte sollen in mir leben bleiben ...

Im Salon saßen die älteren Menschen, der Speisesaal war ausgeräumt und die Jugend tanzte. Charles war im Salon geblieben und unterhielt sich mit den Damen. Klotilde sah oft zu ihm hinüber: er schien ihr erregt, als wäre etwas Verzerrtes in seiner Liebenswürdigkeit. Cäcilie hatte zuerst nicht tanzen wollen, war aber dann vom Großvater selbst zur Jugend geführt worden und ward nun umringt und gefeiert.

Felix sah sie an sich vorbeitanzen, die Steine des Diadems blitzten in allen Farben. Obgleich sie einfach gekleidet war, fiel sie unter allen anderen auf. Ihr Gesicht war leicht gerötet und es schien, als riefe die Lust am Tanz gegen ihren Willen ihre Jugend und ihr Temperament wach. Er trat zu ihr, und da er sah, daß sie vom vielen Tanzen schnell atmete, setzte er sich neben sie, damit sie sich ein wenig ausruhen könne.

„Ich habe Ihnen noch gar nicht gesagt, wie schön es mir erschien, als Sie tanzten. Ich wußte das nicht."

„Ja, ich wußte es auch nicht, daß das so in der Musik liegt," sagte sie schnell. „Charles hatte mir von solchen Tänzen erzählt, und allmählich fand ich es: es ist eine Beziehung zwischen Linie, Bewegung und Musik da."

Er schwieg und sah sie an.

Ihre Augen waren dunkler und glänzender als sonst. Über ihren Zügen lag ein Ausdruck, den er sich

nicht erklären konnte. Er ging zu den Musikanten und bestellte den bewegteren Teil des Chopinschen Walzers, denn ein Verlangen war über ihn gekommen, mit ihr zusammen nach dieser Musik zu tanzen.

„Wollen Sie jetzt mit mir tanzen, Cäcilie?"

Es war, als ginge ein Kampf in ihr vor, wieder erstand jener Ausdruck der Ablehnung auf ihrem Gesicht, zugleich aber war ein Vibrieren von zurückgehaltener Lebenslust darin. Felix wiederholte seine Frage, und sie trat einen Schritt auf ihn zu.

Sie hatten nur einige Takte getanzt, als es ihm klar wurde, daß er nie jemanden gefunden hatte, der so sehr mit seiner Art zu tanzen zusammengestimmt hatte. Als sie an der Tür zum Salon vorüber kamen, war es Felix, als habe er Charles' Gesicht unter den Zuschauern auftauchen gesehn. Cäcilie bat ihn, sie auf ihren Platz zu führen und tanzte mit anderen weiter. Aber immer wieder trat Felix zu ihr, und sie tanzten dann wieder zusammen.

Die Musikanten spielten schon lange einen flotten Wiener Walzer; heißer, bewegter wurde der Tanz.

„Cäcilie," fragte Felix, als sie dahintanzten, „ich sehe etwas, das man noch nicht wissen soll, ist es so?"

Cäcilie antwortete nicht, erst als er sie zu ihrem Platz führte, sagte sie, ihn gerade ansehend:

„Mit welchem Recht fragen Sie mich das?"

„Mit keinerlei Recht."

Sie standen sich schweigend gegenüber und sahn sich an. Er sagte leise:

„Wissen Sie, wie Sie mir einmal sagten, daß man oft so blind und schwer durchs Leben dahingeht?"

Sie nickte.

„Ich habe oft daran zurückgedacht. Wissen Sie, was Sie tun, Cäcilie?"

Cäcilie machte eine rasche Bewegung, als wolle sie ihn verhindern zu sprechen. Es zuckte über ihr Gesicht, sie sagte schnell:

„Alle Welt tanzt, wir wollen noch einmal tanzen." Und als sie sich in langsamem Walzer wiegten: „Ich tanze eben das letzte Mal."

Felix sagte nichts dazu, er faßte sie nur fester; wie schwerer fühlte er sie in seinem Arm.

„Sehn Sie Ihre Nichte," sagte Adrian zu Klotilde, „wie viel verstecktes Temperament in ihr liegt. Wie blaß und leidenschaftlich ihr Gesicht aussieht!"

Klotilde sah auf Cäcilie und staunte über den Ausdruck ihres Gesichts, der ihr ganz fremd war: es war nicht Freude, es war ein schmerzliches Genießen. Klotilde wandte den Blick und plötzlich erschrak sie, denn sie sah Charles. Er stand an der Glastür und sein Gesicht war fahl, leblos. Er starrte auf Cäcilie und Felix hin, dann ging er hinaus.

Schnell, in seinem unregelmäßigen, wiegenden Gange schritt Charles dem Strande zu. Der Morgen graute schon; ein stoßweiser Wind hatte sich erhoben, der schwere Wolkenmassen am Himmel zusammenballte; ein böses Wetter war im Anzuge.

Als Charles durch die große Allee ging, hörte er aus den entfernter liegenden Gebüschen das leichte Aufkreischen weiblicher Stimmen, dann beredende Männer-

stimmen, auch wohl heiseren, von Lachen unterbrochenen Gesang. Der Geburtstag des alten Freiherrn wurde auch von den Dienstboten gefeiert, und das gesteigerte Lebensgefühl fand hier einen deutlicheren Ausdruck. Charles beschleunigte seinen Schritt; er wollte nichts von Menschen sehn und hören, er strebte der See zu.

Jetzt lag sie vor ihm. Weit, groß rauschte sie mit breiten, grauen Wellen heran. Am Himmel die düsteren Gebilde der Wolken. Über die lange Brücke blies der kalte, scharfe Wind so stark, daß Charles sich am Geländer festhalten mußte. Bei der Treppe, an der sich die Wellen brachen, blieb er stehn.

Es war ihm, während er so eilig dahingegangen war, fast so gewesen, als wäre er dem, was ihn so erschreckt, ja, erschüttert hatte, entgangen, nun aber stand es wieder deutlich und qualvoll vor ihm.

Er hatte es ja geahnt, daß Cäcilie ein Interesse an Felix genommen hatte, doch er glaubte es ganz zurückgedrängt; aber selbst wenn es wieder erwacht wäre, so hätte nicht das ihn so erschreckt. Bisher hatte Felix sich von Cäcilie ferngehalten, nun aber schien das anders geworden zu sein. War es nicht, als suche er nun Macht über sie zu gewinnen? Das aber war noch nicht das Letzte, Schreckliche, das Überraschende. Charles wußte wohl, daß Cäcilie stark empfinden konnte, er kannte die Leidenschaft ihrer Seele, aber er hatte sie doch im letzten Grunde als Weib eher für kühl gehalten. Seit er jenem Tanz zugesehn, wußte er, daß sie das nicht war. Alles das stand jetzt vor ihm, durch-

wühlte ihn. Die wilden Wellen, die zu ihm heranrauschten, schienen ihn zu höhnen.

Der Wind fuhr ihm in die Kleider, übers Haar, er war im Frack und barhaupt, war erhitzt aus dem heißen Saal hierher geeilt, und es überlief ihn eiskalt. Er schauerte vor Kälte, aber dieses äußerliche Kältegefühl war, verglichen mit der Verlassenheit, die seine Seele erlitt, so gering, daß er sich dessen kaum bewußt wurde. Er war wie einer, der wach gerüttelt worden war, wie ein schlechter Schauspieler, der ausgewiesen wurde, weil er es nicht verstanden hatte, seine Rolle in der Komödie gut zu spielen. Er fragte sich, was er die letzte Zeit über getan hatte? Äußerlich hatte er sich aufgerafft, sich wieder einmal bemüht, am Leben wirklich teilzunehmen, als Handelnder, als Vorstellender. Er lächelte trübe: er hatte sich geirrt, mit Tatsächlichem nicht gerechnet. Es war ihm so erschienen, als wäre alles wie vorbereitet gewesen, und als hätte er nur gebraucht in das für ihn Bereitete hineinzuschlüpfen. War es ein Muß gewesen, war es eine freie Handlung? Nein, es war nicht das Beste und Tiefste in ihm gewesen, das sich in diesen letzten Wochen vorgedrängt hatte. Einsam hatte er stets dahingelebt, einsam hätte er bleiben sollen.

Der Wind war so stark, daß Charles schwindlig wurde und sich auf die oberste Stufe hinsetzte. Das graue, bewegte Wasser vor ihm zog ihn unwiderstehlich an. Er mußte wie hineinversinken in diese Lebendigkeit und Frische. Allerlei Vorstellungen gingen schnell durch seine Phantasie. War es solch ein grauer Morgen

gewesen, als Petrus den Heiland der Welt auf den Wellen des Sees wandeln sah und zu ihm hingestrebt war? Wie war der Gesang der Geister über dem Wasser an solch einem Morgen? Offenbarte sich in der Naturschönheit das Göttliche, oder schwebte das Geistige groß und unsichtbar über der in allen Farben schillernden Erscheinung der Materie? Wozu diente sein Leiden, die ganze lange Qual seines Lebens?

Was war er? Einer, der sich doch im Grunde als ein Auserwählter gefühlt hatte und der das nicht hatte beweisen können. Einer, der immer, wenn er geglaubt hatte, seinen Platz gefunden zu haben, hatte einsehn müssen, daß es Irrtum gewesen war.

Wieder sah er Cäcilie und Felix vor sich, sah Felix' gerötetes Gesicht mit den dunklen glänzenden Augen und den schön geschnittenen Zügen. Er fühlte etwas Vorwärtsdrängendes, dem Leben Zutreibendes in jenem Menschen. Hatte er sich nicht soeben vollständig von einer schweren Gefühlskrisis zu retten verstanden? Er hatte gezeigt, daß er sich selbst ernst nahm, und daher würde die Welt auch stets einen Platz für ihn haben.

Charles versuchte sich nicht mit ihm zu vergleichen, weil er sich zu gut kannte. Er stützte den Kopf in die Hand, es war ihm, als ginge alles an ihm vorüber. Nichts konnte ihm mehr helfen, nichts ihn mehr in der Tiefe der Seele erfassen und festhalten. Und doch, während er so in das graue Wasser hineinsah, erhob sich etwas in ihm, das, aus der Tiefe seiner Seele aufsteigend, wunschvoll und stark war. Es hatte jetzt lange geschwiegen, all die Monate, seit er hier im Lande war,

aber er erkannte es jetzt, als es wiederkam, als das einzige Große, das ihm noch geblieben war. Es war kein Schönheitsgefühl, keine Kunstliebe, es war keinerlei Wunsch nach dem, was das Leben gibt — es war die Sehnsucht nach dem Tode.

Sie kam auch diesmal nicht laut und fordernd zu ihm, nicht fortreißend war sie, sie hub an wie ein leises Ziehen in seiner Seele und ward zu einem unausgesetzt wachsenden Schmerz. Ein Schmerz, in dem es aber doch wie die Möglichkeit einer Erlösung schimmerte, wie Rettung, Frieden.

Oft hatte Charles darüber nachgedacht, wie die Menschen beschaffen sein mochten, die selbst ihrem Leben ein Ende gemacht hatten? Er verstand ihre Sehnsucht, aber vor ihrer Tat war er zurückgeschaudert. Er, der das Leben nicht zu lieben glaubte, fühlte es doch zu zäh in sich, um es selbst zu vernichten. Nein, er war nicht geschaffen für den Kampf: nicht er konnte zum Tode, der Tod mußte zu ihm kommen.

Wenn er aber immer so dachte, was half ihm da seine Sehnsucht? Doch, sie half ihm. Wie Lebenskräfte und Wünsche in uns das Leben steigern, so müßten Todeskräfte und Todessehnsucht den Tod anziehen. Einer, der sich dem Tode bereit hielt, mußte ihn schließlich herbeiführen. Es konnte ein Unglück kommen, es konnte einfach eine Krankheit über ihn herfallen, bei einem zarten Körper wie dem seinen würde sie nicht viel Widerstand finden.

Die Wolken hatten sich dichter zusammengezogen, und ein lauter, grober Regen fiel herab, Charles über-

ließ sich ihm zuerst, aber als er fühlte, wie ihn die Kälte immer eisiger durchrieselte, bis er nur noch zitternde Bewegung war, stand er auf. Er war so erstarrt, daß er kaum gehn konnte. Wenn nur die Gäste erst alle fortgefahren wären, wenn es wieder Ruhe wäre im Hause! Aber da fiel ihm ein, daß ja noch Hausgäste, daß die Tanten, Onkel Patrik und seine Frau noch da blieben, und es graute ihm bei der Vorstellung, morgen alle diese Menschen sehn zu müssen. Er konnte das nicht ertragen. Da beschloß er, jetzt gleich nach Kanten zu fahren, man sollte ja sowieso in diesen Tagen dorthin übersiedeln. Er dachte nicht weiter über sein Leben und seine Entschlüsse nach, nur das stand ihm fest, daß er den morgenden Tag nicht mehr in Liwametz sein wollte. Wie es regnete, wie kalt es war! Wie wunderbar der Großvater gesprochen hatte! Ja, Treue halten, aber auch gegen sich selbst. Es erschien Charles, als wäre er in der letzten Zeit treulos gegen sich gewesen, und als müsse er nun wieder zu seiner traurigen Treue zurückkehren.

Fünfzehntes Kapitel

Trübe Stunden

Das Leben in Liwametz schien sich wie umgekehrt zu haben. Wenn in der letzten Zeit alles Spannung, Vorbereitung zum großen Tag, wenn alles gewissermaßen vorwärtsstrebend und hindrängend gewesen war, so war es jetzt wie ein Zurückweichen, Ausein-

anderfallen. Wenn bisher kein Mensch daran gezweifelt hatte, ob es auch recht wäre, den Geburtstag noch hier in Liwametz zu feiern, so erhoben sich jetzt anklagende Stimmen, die meinten, es sei eine große Unvorsichtigkeit begangen worden, man hätte den Tag lieber still, im Familienkreise in Kanten, und nicht nach alter Tradition mit einem Fest in Liwametz begehn sollen. Der alte Freiherr hatte die Anstrengung nicht vertragen, sein Herz war schwächer, und er hatte sich eine leichte Erkältung zugezogen. Der Hausarzt, der zum Geburtstag gekommen war, sprach seine Unzufriedenheit über die viele Unruhe aus, und ein Teil der Gäste fuhr daher gleich in aller Frühe ab. Am anderen Tage sollten die großen Jungen zum Schulanfang in die Stadt, und die angereisten Töchter des alten Freiherrn beschlossen, dann gleichfalls mit den Kindern aufzubrechen. Patriks Familie rüstete sich, nach Kanten zu ziehen, und Klotilde nahm sich vor, den Vater, sowie sein Zustand es nur irgend erlaubte, gleichfalls hinüberzubringen.

Das Wetter war kalt, unfreundlich, dazwischen fiel ein Regenschauer, als triebe die Natur selbst die Menschen von Liwametz fort. Die großen Jungen mußten packen und seufzend aller ihrer Freiheit Lebewohl sagen, Wald und Strand, Jagen und Reiten gegen die engen Straßen der alten Stadt und die kahlen Schulbänke eintauschen. Die Bonnen gingen umher und sangen: „Morgen muß ich fort von hier und muß Abschied nehmen — —." Die Kinder hörten diesem Liede zu, das sie haßten, weil es sie elendiglich traurig

machte, und das sie doch auch liebten, weil es sie so erwartungsvoll stimmte. Sie hielten sich dabei die Ohren zu, aber so, daß das Lied doch zu ihnen dringen konnte, aber nur wie aus weiter Ferne.

Klotilde hatte alle Hände voll zu tun und mußte häufig zum Vater gehn, der an Atemnot litt. So hatte sie noch nicht erfahren, daß Charles nach Kanten gefahren war. Sie hatte sich nicht gewundert, ihn nicht zu sehn, da er selten vor ein Uhr herunterzukommen pflegte. Als sie nun zwischen den Häusern umherging — sie suchte jemanden, den sie bitten konnte, zur Apotheke zu reiten und ein Rezept zu besorgen — begegnete ihr Felix, der aus Charles' Zimmer kam und ihr einen Brief von ihm überreichte, mit der Mitteilung, daß er Charles gesucht und nicht gefunden habe. Klotilde erschrak, denn plötzlich stand sein Gesicht vom Abend vor ihr, als Cäcilie an ihm vorbeigetanzt war. Sie riß das Kuvert auf, als sie aber die Worte: „Ich fahre nach Kanten, schicke, bitte, die Sachen nach; mach kein Aufhebens davon," las, atmete sie erleichtert auf. Ja, trotzdem sie ein wenig ärgerlich war, lachte sie und meinte, daß Charles in seinem naiven Egoismus wieder einmal das bessere Teil erwählt habe. Felix' Gesicht aber blieb ernst; sie sah ihn prüfend an und da regte sich wieder die Unruhe in ihr.

„Wünschen Sie etwas?" fragte Felix. „Kann ich etwas für Sie tun?" — Während er das sagte, durchfuhr ihn der Gedanke, daß Klotilde ihn vielleicht bitten werde, den Brief an Cäcilie zu bringen.

„Wollen Sie zur Apotheke reiten, Felix, Sie täten mir einen großen Gefallen? Und vielleicht — vielleicht auf dem Rückwege geben Sie den Brief in der Mühle ab.“ Klotilde reichte Felix das Rezept, aber als sie ihn ansah, zögerte sie, ihm den Brief abzugeben.

„Ja, ich will es tun,“ sagte Felix schnell, „zuerst zur Apotheke reiten, dann in die Mühle gehn.“ Klotilde gab ihm den Brief, er eilte fort.

Sie blieb einen Augenblick lang stehn und sah ihm nach: sie verstand ihn nicht. Hatte er nicht eben noch unter der Enttäuschung, von Wera nicht geliebt zu sein, gelitten, und gestern abend hatte er sich kaum von Cäcilie getrennt? Er gefiel ihr und sie hatte ihn gern, und doch konnte sie noch kein so rechtes Vertrauen zu ihm fassen.

Felix ritt davon. Er hatte die Nacht nur wenig geschlafen, hatte sie unruhig und erregt verbracht. Er wollte das zurückdrängen, was in ihm zu leben begonnen hatte, aber seine Seele war zu vorbereitet für die Schwingungen des Gefühls, so daß er immer wieder in das versank, was er sich fernhalten wollte. Daß er gestern abend so viel mit Cäcilie getanzt, das, was er ihr gesagt, warf er sich jetzt wie eine Unvorsichtigkeit, eine Taktlosigkeit vor. Warum war Charles fortgefahren? Auch er hatte sein Gesicht im Vorbeitanzen gesehn, er wußte, daß Cäcilie es auch bemerkt hatte, denn sie war zusammengezuckt und hatte den Tanz unterbrochen. Sie war gleich darauf fortgegangen; vielleicht hatte sie Charles noch getroffen und wußte

um seine Abfahrt? Er mußte sich in allem diesem volle Klarheit schaffen. Erregt trieb er sein Pferd gegen den starken Wind vorwärts.

Wie der Arzt oben in Liwametz seine Unzufriedenheit ausgesprochen hatte, so tat er es auch unten in der Mühle. Die Kranke hätte schon lange in der Stadt, unter Aufsicht eines Arztes sein müssen. Er fand zwar, daß sie sich äußerlich erholt habe, aber es war in ihr eine zurückgehaltene Erregung, die ihm nicht gefiel. Er meinte, man hätte sie nicht so sehr der Wirkung der Natur aussetzen sollen, sie sehe hier die Dunkelheit der Nacht zu deutlich, höre das Rauschen der Bäume zu laut. Er ließ wieder einmal durchblicken, daß die Kranken nicht dazu da seien, Experimente mit ihnen zu machen, und riet, wenn möglich sogleich in die Stadt zurückzukehren.

Onkel Ernst sah während dieser Auseinandersetzung mehrfach zu Cäcilie hinüber und mußte über ihre Ruhe staunen. Still, bleich, mit zusammengepreßten Lippen stand sie da und zog nur die feinen Brauen dichter zusammen. Was barg sich hinter ihrer Verschlossenheit? Stand ihr jetzt anderes näher, als die Sorge um die Mutter? Ihr Gesicht sah starr aus, ihre Bewegungen waren automatenhaft. Er ahnte dunkel, worunter sie litt, und es schmerzte ihn, daß er ihr nicht helfen konnte. Als der Arzt gegangen und Cäcilie einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, zu Mittag zu essen, ging sie auf die Bitte ihres Onkels nach oben in ihr Zimmer, um sich ein wenig hinzulegen.

Aber Cäcilie fand keine Ruhe. Sie fühlte sich hin und her gerissen, alle Sicherheit hatte sie verlassen. Alles schien ihr wie aufgelöst. Sie hatte bisher in ihrem jungen Leben soviel Leid erfahren, daß sie es schließlich so empfunden hatte, als wäre sie zum Leiden bestimmt, als stände das dunkle Leid im Einklang zu der Beschaffenheit ihrer Seele. Aber in dieser Nacht hatte die Möglichkeit des Glücks sie gestreift. Sie hatte sich, als sie das gefühlt, einem geheimen, erschütternden Staunen hingegeben, nur für Augenblicke zwar, aber sie hatte es getan. Gleich beim ersten Anprall war sie so ihrem vorgesteckten Lebensziel untreu geworden. Sie verurteilte sich hart, und doch schrie etwas auf in ihr und verlangte stürmisch nach dem, was sie sich versagt hatte. Warum habe ich gedacht, daß nur im Leiden ein wahrhaft ethisches Moment liegt, ist es nicht auch im Glück so? Bin ich denn wirklich, wie ich immer geglaubt, so anders als andere Mädchen? Sie schienen alle so fern .... vielleicht irrte ich mich? Vielleicht sind wir Frauen alle einander viel ähnlicher und entdecken das erst, wenn wir zur letzten Tiefe dringen ...? Fühlte ich mich nicht auch anders aus — Hochmut? Ach, dann war ich unnatürlich, viel weniger wert als alle die, die natürlich und stark zu jenem Großen hinstreben.

Das kleine, schmale Zimmer war kalt und Cäcilie fröstelte. Charles' Bild drängte sich ihr vor die Seele. Sie sah ihn, wie sie ihn gesehn hatte, gestern abend, im Vorübertanzen. Damals war sein Gesicht bloß undeutlich unter den anderen Gesichtern vor ihr auf-

getaucht, jetzt sah sie es mit grausamer Deutlichkeit. Sie versuchte, ihm mit den Kräften ihrer Seele zuzustreben, aber er war wie weit fortgerückt, wie unerreichbar, als hätte er alle Verbindung mit ihr abgebrochen.

Cäcilie hatte sich ermüdet auf ihr Bett gesetzt und das Gesicht in den Händen vergraben. Da trat ihr Onkel ein und teilte ihr mit, daß die Tanten unten seien und daß er daher Felix Reckling, der gekommen sei, um mit ihr zu sprechen, heraufführe. Cäcilie sah hinter dem Onkel Felix stehn, der ihn überragte. Sie fuhr in heißem Schreck auf.

Felix hatte Cäcilie gleichfalls durch die Tür gesehn und hatte alles mit einem Blick erfaßt: das Zimmer, die Aussicht aus dem Fenster, das schmale, weiße Bett und Cäciliens bleiches Gesicht mit dem verwirrten Haar, das es bauschig umstand. Onkel Ernst bat ihn in ein kleines, leerstehendes Gastzimmer, und Felix wartete dort. Er trat ans Fenster, sah auf den Fluß herab und in die hohen Baumkronen der Eschen. Dieses Bild also sieht sie alle Tage, dachte er; er sah sich mit Teilnahme im Zimmer um. Da trat Cäcilie ein.

Sie hatte ein dunkles Tuch umgelegt, er erkannte, daß es dasselbe war, das sie damals getragen hatte, als er den Walzer dirigierte und sie ihn in der Dunkelheit tanzte. Als er ihr Gesicht so nah vor sich sah und ihre Hand faßte, die kalt war, war es ihm, als müsse er sie schützen und alles Böse von ihr fern halten. Es fiel ihm schwer, ihr Charles' Brief abzugeben, und weil Klotilde erschreckt gewesen war bei der Nachricht, daß

Charles fort sei, teilte er es Cäcilie gleich so mit, als wäre nichts Besonderes daran. Trotzdem schien es ihm, als zittere ihre Hand, während sie den Brief las. Sie lächelte auch nicht, wie Klotilde es getan, sondern ihr Gesicht wurde finster.

„Ich danke Ihnen," sagte sie und reichte Felix zögernd das Blatt zurück. „Ich möchte einige Worte schreiben. — Würden Sie — nehmen Sie sie vielleicht mit —? Es geht wohl jemand nach Kanten?"

Sie sprach leise, unsicher, das veränderte ihr Wesen und gab ihr eine feine Weiblichkeit, die er in der Art noch nicht an ihr kannte. Er versprach zu warten, und sie ging hinaus. Ein starkes Gefühl von Unruhe erfaßte ihn und er fühlte wohl, daß er nicht zur Klarheit kam, wie er gewollt. Er begann in dem kleinen Zimmer auf und ab zu gehn.

Cäcilie kam zurück und gab ihm den Brief.

„Ich werde selbst hinüberreiten," sagte Felix, der, als er sie sah, wieder nur daran dachte, wie er alles Quälende von ihr fern halten könne. Über ihr Gesicht ging ein schwaches Lächeln und sie dankte ihm. Sie gingen zur Tür. Als sie vor der kleinen Treppe standen und er ihr die Hand zum Abschied reichte, sagte er:

„Schonen Sie sich, Cäcilie."

Sie schüttelte den Kopf, er erriet, daß sie es nicht tun werde auf seine Bitte hin. Hatte sie ihm nicht gestern gesagt, mit welchem Recht er nach ihr frage? Warum zeigte sie es ihm jetzt aber so deutlich, daß sie seine Freundschaft nicht wollte? Laut und ungeschickt eilte er die Treppe hinab.

Der Weg von Liwametz nach Kanten führte durch hochstämmigen Nadelwald. Es regnete nicht mehr, im Walde war es windstill und duftete frisch und würzig. Der Tag ging schon zur Neige, als Felix, mit Cäciliens Brief in der Tasche, schnell dahinritt.

Von Liwametz aus kam man nicht zur eigentlichen Anfahrt zu den beiden Wächterhäuschen und der großen Kastanienallee, sondern auf den Wirtschaftshof. Im Vorüberreiten sah Felix ein Feuer in der Schmiede glühn und hörte harte, laute Hammerschläge; der Schornstein der Brauerei dampfte, von weitem sah er die bunten Spitzen der Entenkioske, die auf den Inseln der Teiche errichtet waren, und hörte das Schnattern der großen Geflügelscharen. Alles war hier voll Leben, Bewegung. Da stand plötzlich der Wirtschaftshof des väterlichen Gutes vor ihm, er gedachte des etwas verwahrlosten Eindrucks, den er vom Gut gehabt hatte, als er aus dem Auslande zurückgekehrt war, und sein Gesicht verfinsterte sich.

Nun lag das große, weiße Schloß mit den beiden vorspringenden Flügeln und dem mächtigen, säulengetragenen Balkon, über dem das Wappen in Stein gemeißelt war, vor ihm. Die Sonne ging unter und warf einen rötlichen Schein auf die hohen, weißen Säulen. Felix fiel es ein, wie Charles ihm, als sie einmal hier gewesen waren, gesagt hatte, er empfände dieses Haus wie einen großen Sarg. Auf Felix machte es im Gegenteil den Eindruck eines großen, freundlichen Heims. Ein Arbeiter war ihm gefolgt und nahm ihm das Pferd ab. Felix trat in die große, düstere

Halle, von der aus die dunkle Treppe mit dem geschnitzten Geländer hinaufführte. Sie hatte auf halber Höhe eine große Tür und führte dann offen in ein Vorzimmer oder vielmehr einen Saal herein, dessen hohe Fenster altertümliche, in Blei gefaßte Scheiben hatten, so daß sie wie vergittert aussahn. Hier standen Kleiderständer und Kasten für Überschuhe in allen Größen. Über einer dunklen Täfelung, die hoch hinaufreichte, hingen einige verblaßte Ahnenbilder, „ausrangierte Ahnen," hatte Charles gesagt, „solche, die schon zu nebelhaft sind." Felix ging durch die offenstehende Flügeltür in den großen Ahnensaal, der in der Mitte der langen Zimmerreihe, in der sich die Aufenthaltsräume befanden, lag. Es sah jetzt anders aus hier, denn alles war für die Ankunft der Familie hergerichtet. Das kunstvoll eingelegte Parkett glänzte spiegelblank, vor den Fenstern standen Riesenpalmen, an den Wänden reihten sich, symmetrisch steif gestellt, geschnitzte hohe Stühle und Sofas. Von überall grüßten die Ahnenbilder, folgten mit den Augen, wie sie schon vielen Generationen gefolgt waren. Da war der Feldmarschall, der so berühmt gewesen war, da war diejenige aus dem Geschlecht, die einst Schwedens Königin gewesen, und ihr Gemahl, jener Schwedenkönig in dunkler Rüstung, im Profil dargestellt; der Maler hatte sein Gesicht und seine Hände in den fahlen Farben der Leichengesichter gemalt. Da grüßten enggeschnürte Damen mit panzerartigen, tief ausgeschnittenen Kleidern, eine Rose in den zugespitzten Fingern haltend, da standen, die Hand in die Seite

gestemmt, graziöse Kavaliere. Felix ließ seinen Blick über sie hingleiten — sah die hellen Gesichter und hellen Hände in der Dämmerung schimmern.

Da er nicht wußte, wo er Charles antreffen werde, ging er aufs Geratewohl nach links durch die lange Zimmerreihe. Auch hier standen an allen Fenstern viel Blumen, hingen noch viele Ahnenbilder jüngerer Generationen; als letzter der alte Freiherr, seine Gattin und Charles' Vater. Ein eigentümliches Gefühl durchlief Felix, als er so durch diese Familienreihen ging; er verstand es jetzt noch besser, weshalb sich der Blick des alten Freiherrn verdüsterte, wenn er auf seinem ältesten Enkel ruhte. Die Stärke, die ein Geschlecht haben kann, die Größe und Kraft, die eine Familie darstellen kann, kam ihm deutlich zum Bewußtsein. Es fiel ihm ein, daß zu Hause auf dem Boden einige alte Ahnenbilder lagen, die einst hinaufgebracht waren, weil die Rahmen schadhaft geworden. Die Mutter hatte wenig Sinn für dieses äußerliche Festhalten des Gewesenen gehabt, und der Vater hatte sich ihr, wie meistens, gefügt, und moderne Bilder waren an die Stelle der alten gehängt worden. Man müßte das alles in Ordnung bringen, dachte er, es gehört ja bloß Wille dazu, aber der Vater ist jetzt zu krank zu alledem.

Plötzlich horchte Felix auf: er hörte eine seltsame, wie ganz aus der Ferne klingende Musik. Er ging dem Klange nach und, die Bibliothek durchschreitend, kam er in ein Zimmer, das ganz am Ende des einen Flügels lag und nach zwei Seiten hin Fenster hatte. An der der Tür gegenüberliegenden Wand stand eine

eigentümliche alte Uhr oder vielmehr eine Art Pult, über dem ein Turm hervorragte, in dem sich die Uhr befand. Diese Uhr, so hatte man es Felix erzählt, hatte ihre Geschichte: sie war einst von einem Majoratsherrn im Kartenspiel gegen ein Haus in der Stadt eingetauscht worden. Von dieser Uhr her kam die Musik — Klänge längst vergangener Zeiten. Hier und da fehlten Töne, stockte es, dann ging das Stück weiter: ein wenig graziös, ein wenig traurig, geheimnisvoll heiser und verschleiert. Felix blieb wie gebannt stehn, und es war, als rede eine alte Zeit ihn an und mache ihn darauf aufmerksam, wie keine Zeit allein dastehe. Auch ich, sagte er sich, bin ja nicht das einzelne Phänomen, als das ich mich empfinde... Da hörte er einen Seufzer. An der linken Wand, auf einem großen alten Sofa lag, in Decken gehüllt, ganz zusammengekauert, Charles, neben ihm stand ein kleiner Tisch mit einer Absinthflasche, einem Glase und einer Wasserkaraffe. Felix ging schnell zu Charles hin, der mit geschlossenen Augen dalag und wie in starkem Frost zitterte.

„Charles! Sind Sie krank?" rief er. Charles öffnete die Augen, schien ihn aber nur halb zu erkennen.

„Was ist, was wollen Sie?"

„Ich war unruhig Ihretwegen, Charles, so kam ich. Sie sind so plötzlich abgefahren? Ich bringe Ihnen — Cäcilie bat mich, Ihnen diesen Brief abzugeben."

Charles wandte sich schnell um und starrte Felix an.

„Sie sind es? Warum läßt man mich nicht in Ruhe —? Der Brief?" fragte er unsicher und streckte die Hand aus. „Was ist das? Es ist ja ganz dunkel — —"

Felix entzündete die Lichter an einem Armleuchter und trug ihn herbei, Charles blinzelte mit den Augen, sein Gesicht war rot. Felix sah, wie es ihn im Frost schüttelte, deswegen hatte er wohl auch getrunken, trotzdem ihm diese starken Getränke, seines Nierenleidens wegen, streng verboten waren.

Charles hatte das Kuvert aufgerissen, las die Zeilen, die Cäcilie geschrieben, machte eine Bewegung, als wolle er den Brief zerreißen, aber ließ ihn doch auf das Sofa gleiten.

„Also man spielt Polizei in Liwametz und schickt Sie nach?" fragte er.

„Sie müssen sich erkältet haben, Charles," sagte Felix ruhig, sich auf das Sofa setzend, „Sie frieren?"

„Ja, entsetzlich. Ich war unvorsichtig, dachte nicht daran, war diese Nacht im Frack auf der Badebrücke, lange Zeit, der Wind blies —" Er stöhnte auf und hustete gleich darauf kurz und trocken. „Es scheint mir auch so, als ob ich krank würde."

Felix hörte einen leisen Schritt, und der alte, pensionierte Diener, der mit seiner Frau im Sommer das Haus hütete, trat ein. Als er Felix sah, erschrak er zuerst, erkannte ihn aber dann wieder. Da Charles die Augen geschlossen hielt, winkte er Felix und teilte ihm flüsternd mit, daß Charles am Morgen früh hier angekommen sei, sich nicht ausgezogen, nur einen Rock anstatt des Fracks genommen hätte, daß er zuerst lange Zeit umhergegangen sei, nichts gegessen habe und jetzt seit Mittag hier so liege. Er habe dem Baron seine Zimmer und sein Bett hergerichtet, aber er habe gesagt,

daß er hier bleiben wolle; der Baron liebe dieses Zimmer wegen der Uhr und habe sie auch sogleich aufgezogen, ja, richtig, das sei das erste gewesen, was er hier getan habe.

Felix bat um Tee und heiße Flaschen und sagte, daß sie hier auf dem großen Sofa ein Bett herrichten sollten, denn der Baron müsse sich gleich ausziehen.

Nachdem der Diener und dessen Frau gegangen, bat Felix Charles, der, solange das Bett gemacht wurde, in dem großen Lehnstuhl gelegen hatte, sich nun auszuziehen. Charles wollte es zuerst nicht, er bat Felix, sich doch lieber um seine eigenen Angelegenheiten zu kümmern, aber Felix ließ nicht nach, bis er ihn im gewärmten Bett hatte und ihn ein Glas heißen Tee hatte trinken lassen. Charles war wieder von heftigem Schüttelfrost erfaßt, und Felix wurde so unruhig, daß er einige Zeilen an Klotilde schrieb mit der Bitte, den Arzt herüberzuschicken. Er bereitete sich darauf vor, einige Stunden wartend bei Charles zu verbringen.

Er ging in die Bibliothek, sich etwas aus den alten Büchern hervorzusuchen, und ergriff die „Nouvelle Héloïse", die er noch nicht kannte. Er rückte sich einen tiefen Lehnstuhl zurecht und begann zu lesen. Als er so saß, durchzuckte es ihn: das Leben verstehn bedeutet, auf Unvorhergesehenes eingestellt sein. Er dachte an den gestrigen Tag, an die Rede des alten Freiherrn, an den Tanz mit Cäcilie. Alles das schien ihm wie vor ganz langer Zeit geschehen.

Sechzehntes Kapitel

Eine Nachtwache

Während Felix bei Charles wachte, hatte Klotilde sich vorgenommen, auch in dieser Nacht, wie in der vergangenen, einige Stunden beim Vater zu verbringen, wenigstens so lange es dunkel war und die Atemnot ihn besonders quälte. Sie wußte wohl, daß sie sich leise ins Zimmer werde schleichen müssen, damit er es nicht bemerke, daß sie zu ihm kam, denn er würde sie sonst zurückschicken. War aber die tiefe Nacht da, das wußte sie auch, so werde er gern nach ihrer Hand fassen, wenn sie neben ihm war und die Qual über ihn kam.

Es war ein anstrengender Tag gewesen, denn ein großer Teil der Gesellschaft war doch heute schon fortgefahren. Unter den Kindern war eine große Erregung gewesen, und Klotilde ward zufällig Zeuge einer kleinen Szene zwischen Fred und einem der kleinen Mädchen, die ihr viel Freude gemacht hatte. Fred beugte sich zu Ti herunter und gab ihr ein kleines Buch ab: „Was ist das, Fred?" — „Es sind die Grundzüge zu einem Katechismus der Geisterkunde." — „Oh! Soll ich das lesen?" — „Nicht nur lesen, lernen sollst du es —." „Auswendig, ganz auswendig, Fred?" die hellen Mädchenaugen sahen halb zweifelnd, halb ängstlich zu Fred auf. — „Ja. Und — hörst du, bleib auch immer so ein nettes Mädchen." Durch Tis Körper ging eine Bewegung der Freude, und sie nickte eifrig. „Und — bist du auch traurig zu fahren?" — „Ja, ja,

sehr, aber — aber Mama hat gesagt, daß die Dielen frisch gestrichen sind und neue Tapeten — und dann bekomme ich ein ganz, ganz blaues Kleid — Ja, natürlich, es ist schrecklich, schrecklich traurig, aber es ist dafür wieder so anders, Fred ..." Klotilde war aus der Speisekammer hervorgetreten, und die Kinder liefen davon. Am anderen Tage sollten die letzten Gäste fahren. Wenn sie doch nur erst den Vater in Kanten hätte!

Klotilde hatte sich ans Fenster in einen großen Stuhl vor den Schreibtisch des Vaters gesetzt; vor der kleinen Nachtlampe stand ein Stehschirm, auf dem in blauer Zeichnung eine Schweizerlandschaft mit viel Schnee und kleinen Häuschen dargestellt war. Sie sah auf das Bild, das sie schon so gut kannte, und überließ sich ihren Gedanken oder vielmehr ihren Sorgen.

Was das nur mit Charles war? Wie gut, daß Felix hinübergeritten war und sich nun seiner annahm! Vielleicht hatte Charles gefühlt, daß er krank werden würde, und war deshalb nach Kanten gefahren? Wenn es nur nichts Ernstes wird? In Felix' Brief hatte gestanden, er bitte, Cäcilie zu sagen, daß Charles erkältet sei und er vorläufig bei ihm bleibe, man solle es ihr aber nicht so darstellen, daß es sie erschrecken könne. Das war Klotilde aufgefallen: War es nicht so, als erkenne Felix doch ein engeres Band zwischen Charles und Cäcilie an? Aus diesen jungen Menschen war nicht klug zu werden!

Der alte Freiherr atmete jetzt schwerer, es kam ein leichter Anfall. Klotilde stand neben seinem großen

Stuhl, faßte die Hand des Vaters, stützte ihn und reichte ihm eine Medizin.

„Wieder du, liebes Kind! Es wird bald vorübergehn, dann geh aber auch schlafen," flüsterte der alte Herr, noch ganz schwach und erschöpft.

Klotilde blieb neben ihm, bis sie merkte, daß er leicht eingeschlafen war, dann ging sie leise auf ihren Platz zurück. Diese Anfälle erregten sie sehr, und sie bedauerte es, Patriks Vorschlag, seine Geschäftsfahrt aufzuschieben, damit auch er beim Vater sein könne, nicht angenommen zu haben. Aber der Arzt hatte gesagt, daß es fürs erste nichts gefährliches sei, und daher hatte sie Patrik überredet zu fahren, denn sie wußte, daß es im Sinne des Vaters war, den regelmäßigen Gang des Lebens möglichst wenig zu unterbrechen.

Wie stark fühlte Klotilde die Liebe zum Vater, wie sie so dasaß und auf seine Atemzüge lauschte! Sein Leben schien ihr unersetzbar. Die Lebenswelle hatte ihn emporgehoben, ihn an die Spitze gestellt, was aber würde nach ihm sein? Sie dachte an Charles, und ihr Bruder Alexander, der der nächste Erbe war, schwebte ihr vor. Er war mit Leib und Seele Offizier, diente weit weg im Süden des Reichs, er war ihnen und dem Lande fast ein Fremder. Aber hier gab es ja keine freie Wahl, über den Majoraten waltet es wie ein dunkles Schicksalsgesetz, wie ein blinder Zufall. Konnte der Vater vielleicht in der Zukunft Dinge erschauen, die ihnen noch verschleiert waren, und war er deshalb jetzt oft so sorgenvoll? Über ihrer Familie war viel Schicksal, viel Dunkles gewesen, die Erscheinung

des Vaters war eine so lichtbringende, daß nach dem Gesetz der Ausgleichung jetzt vielleicht wieder Dunkleres bevorstand ...? Der Vater hatte ihr erzählt, daß einmal vor langen Jahren einem ihrer Ahnherren geweissagt worden war, daß er und seine Nachkommen stets viel Glück, aber auch stets viel Unglück haben sollten. Sie hatte oft daran denken müssen, aber ging es nicht in aller Menschen Leben so, war nicht das Leben stets solch ein Auf und Nieder?

Sie stützte den Kopf in die Hand — die dunklen Zeiten ihres Lebens glitten an ihr vorüber. Die Zeit der Jugend, da man leichten Herzens froh sein konnte, war für sie eine schwere gewesen. Nicht ohne Grund hatte sie Charles an jenem Abend gesagt, daß sie unter Liebe eben nur die Liebe verstanden hatte. Es war einst groß und schwer über sie gekommen. Die Stunde, als sie jenen Brief erhielt, stand vor ihr. Es war ein goldener Herbsttag in Kanten, da öffnete sie ihn, freudig erregt, was er ihr wohl schreiben könne? Sie hatten viel verkehrt, Adrian Witt und sie, waren sie doch Nachbarn, und alle Welt hatte sie für einander bestimmt. Er hatte verstanden, daß sie ihn liebte, und nun schrieb er ihr, daß er fort müsse, sein Leben führe ihn weit fort; er bat sie, nicht auf ihn zu hoffen, denn er habe erkannt, daß er sie nicht so liebe, wie es sein müsse, ja, er wolle fürs erste nicht einmal ihr Freund sein, sie sollten sich jetzt ganz auseinander leben. Er werde nicht eher nach Kanten kommen, als bis sie es selbst bestimme, er fühle es zu tief, daß die Frau, nach deren Liebe er mit ganzer Seele einmal verlangen

werde, anders geartet sein werde als sie, vielleicht weniger großzügig, aber weicher, zarter und lenksamer. Zuerst hatte sie dieser Brief empört, fast vernichtet. Der Vater hatte ihr Leiden bemerkt, und da hatte sie ihm den Brief gegeben; lange las der Vater die Zeilen, dann nickte er vor sich hin: „Hart. Aber er ist doch ein ganzer Mensch, es verlohnt sich, den zu lieben, Klotilde. Die Liebe ist etwas Großes, aber sie muß auch freizugeben verstehn —" Ihr waren diese Worte damals kalt erschienen, erst der weitere Verlauf des Lebens hatte sie ihr verständlich gemacht. Seit jenem Tage aber arbeitete dieses Erlebnis hart an ihrer Seele; sie ging durch heiße Qualen, aber ihr Stolz ward nicht gebrochen, sondern in diesem Feuer geläutert. Ihr Wesen ward wie umgeschmolzen; nicht gedemütigt, als Mensch erhoben hatte sie diese Abweisung des von ihr geliebten Menschen. Und dann hatte sich ihr mit den Jahren das Leben erweitert: nicht sie allein, nein, alle, die ihr nahe standen, wurden für sie zum Sinn ihres Lebens. Es hatte lange gedauert, bis sie jenen Menschen wieder in ihr Leben zurückgerufen, von dem sie einst geglaubt, daß er es zerstört hatte. Aber als sie ihn wiedergesehn, fühlte sie zwischen sich und ihm jene Freiheit, nach der sie gerungen. Und wenn jetzt ihre Augen zuweilen länger auf seinem Gesicht ruhten, fragte sie sich, wie es nur möglich gewesen war, daß sie ihn einst in so starkem Wunsch umklammert gehalten hatte?

Die Stunden der tiefen Nacht vergingen, Klotildens Gedanken kehrten ins Alltägliche zurück, begannen sich

zu verwischen, und sie schlummerte ein. Sie wachte erst auf, als der Morgen graute und sie den Vater wieder schwerer atmen hörte. Sie trat zu ihm: er sah sie fremd an und deutete mit der rechten Hand vor sich hin, seine Augen traten hervor, und sie erkannte, daß er etwas Qualvolles sah. Sie umfaßte ihn und sprach mit ihm, und da kam er wieder zu sich und bat sie, das Fenster zu öffnen. Sie deckte ihn warm zu, nahm sich selbst ein Tuch um und trat ans Fenster. Es war nicht mehr Nacht, aber auch noch nicht wirklicher Tag, und es fröstelte sie, als ihr die Morgenluft entgegenströmte. Der Vater aber atmete erleichtert auf und schlief bald wieder ein. Klotilde beobachtete einen großen, bunten Hahn, der braunrote Schwanzfedern hatte und seine Füße sonderbar hoch beim Dahinschreiten erhob. Der Hahn näherte sich, Klotilde ergriff ein Tuch und winkte vom Fenster aus, weil sie befürchtete, daß er krähen werde. Da sah sie, wie jemand unten den Vorsprung der Mauer erstieg und sich ins Fenster hereinbeugte. Es war Horsts gerötetes, gutmütiges Gesicht, das vor ihr auftauchte. Sie trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Sie? Was heißt das? Warum treiben Sie sich herum und schlafen nicht?" fragte sie mit leiser, aber strenger Stimme.

„Verzeihen Sie, das war nun schon so," flüsterte er demütig.

Klotilde setzte sich auf den Stuhl, der vor dem Fenster stand. „Der Hahn hat schon gekräht, es ist entweder zu spät oder zu früh, gehn Sie doch schlafen."

„Und Sie?"

„Oh, ich gehe bald, bald kommt die Zeit, daß der Vater ins Bett geht, um noch einige Stunden ruhig zu liegen."

„Bitte," sagte Horst, „Sie waren so lange wach, wollen Sie nicht einige von diesen Kirschen essen?" Hierbei schob er ihr ein zusammengelegtes Klettenblatt zu. „Es sind die hellen Kirschen vom Spalier, die Sie gern essen."

„Die Spalierkirschen?" fragte Klotilde verwundert, „und wie haben Sie die jetzt bekommen?"

„Gestohlen," flüsterte er fröhlich, „denn die Gärtnerjungen schaukelten mit den Mädchen, die Pforten waren offen, und der alte Gärtner schlief. Ja, sie schaukelten und sangen dazu, die ganze Nacht, so kam ich zum Stehlen. Morgen werde ich gehn und dem Alten dafür Vorwürfe machen. Nun, wie schmecken sie?"

Klotilde hatte eine Kirsche erhoben und, den Kopf zurücklehnend, fing sie sie mit den Lippen auf. Dann griff sie wieder ins Blatt und nahm eine zweite, legte wieder den Kopf zurück und umschloß wieder eine Kirsche mit den Lippen, und so, ganz langsam, ging es weiter fort, Kirsche um Kirsche, bis das Blatt fast leer war.

Horst aber hielt sich am Fensterkreuz fest und sah in das große, dämmrige Zimmer hinein, sah zu, wie Klotilde seine Kirschen aß. Er sah vollkommen glücklich aus dabei, und auf seinem Gesicht lag ein andächtigerer Ausdruck als auf manches Menschen Gesicht in der Kirche.

Als Klotilde genug hatte, bat sie ihn, doch auch einige Kirschen zu versuchen, und er griff zögernd zu. Sie sah zu ihm hinüber, jenem anderen, der immer

in ihrem Leben gewesen war seit der Zeit, von der sie ihr Menschtum datierte, sah seine breiten Schultern mit den kleinen matten, goldenen Achselstücken, sah in sein Gesicht, und da geschah es, daß der Ausdruck, den sie darin sah, sie ergriff. War es die Wirkung der langen Sorgennacht, die Erinnerung an vergangenes Leid, die ihre Seele weicher und erkenntnisreicher gemacht hatten, genug, nie hatte es sich ihr so erschlossen, welche unwandelbare Treue und Selbstlosigkeit sie stets in diesem Menschen besessen hatte und noch besaß. Sie erhob sich, und wie immer, wenn ein starkes Fühlen in ihr aufstieg, richtete sie sich gerader auf und machte sich unwillkürlich steif. Sie trat einen Schritt zurück, aber ihre Augen blieben auf dem Gesicht vor ihr haften und sahen es staunend an. Ja, sie erfühlte in diesem Augenblick diesen Menschen mit seinem ganzen Leben und seinem hohen menschlichen Wert. Viel größer als sonst erschien ihr in diesem Augenblick sein einfaches, treues Herz, das vielleicht besser zu lieben verstand als ihr Herz mit all seinem Stolz und seinem Kampf.

Und Horst sah seinerseits auf Klotilde, und seiner Einfachheit erschien sie schöner und größer denn je, diese Klotilde, die hier die Nacht über beim Vater gewacht und dann noch die Güte gehabt hatte, seine Kirschen zu essen. Er stand tiefer als sie, mußte aufsehn zu ihr, aber das hatte er ja sein ganzes Leben lang getan. So kam es, daß diese beiden Menschen, die doch schon in der vollen Reife des Lebens standen und deren Haar schon ergraut war, einen langen und seltsamen Blick tauschten, der wie ein Senkblei die Tiefen

des anderen durchmaß und der Seele des anderen doch nicht bis auf den letzten Grund reichte. Ohne Worte verstanden sie viel von einander, und Horst erschien es, als habe er sein Leben so geführt, wie er es getan, damit es bis zu dieser Erfüllung gehe. Einen Augenblick nur dauerte dieses gegenseitige Erschauen, aber sind es nicht stets nur Augenblicke, in denen uns das entgegentritt, um dessen willen wir leben? Jetzt neigte Klotilde leicht den Kopf gegen den Menschen, der ihr vielleicht mehr im Leben geholfen hatte, als sie es ahnte; über sein Gesicht ging ein Lächeln, und er verschwand, einzig das Klettenblatt mit zwei nachgelassenen Kirschen blieb von ihm zurück. Der alte Freiherr regte sich, bat Klotilde zur Ruhe zu gehn und ihm seinen Diener zu schicken, damit er sich entkleiden könne. Seine Stimme klang klar und ruhig. Er sagte auch, daß er sich besser fühle und morgen auf jeden Fall versuchen wolle, hinauszugehn, um übermorgen nach Kanten zu ziehn. Klotilde beugte sich über ihn und küßte ihn auf das schwarze Käppchen.

„Ja, noch bin ich da," sagte der alte Herr.

Siebzehntes Kapitel

Dunkelheit und Licht

Sie waren nun alle nach Kanten gezogen, aber dunkle Schatten lagen über dem großen, weißen Hause; die Bewohner traten nur leise auf, flüsterten scheu und erregt.

Charles war schwer an einer Lungenentzündung erkrankt, und es gab Tage, in denen man um sein Leben bangte. Der alte Freiherr, dessen Gesundheit augenblicklich besser war, ließ sich stündlich über seinen Enkel berichten und hatte einen Professor aus Dorpat kommen lassen, wie der Hausarzt vorgeschlagen. Außerdem war noch ein junger Arzt nach Kanten gezogen, der als Leibarzt des alten Freiherrn ganz hier leben sollte.

Patrik war noch auf seiner Geschäftsreise, auf Klotilde lastete die Sorge um den Vater und das ganze Haus. Adrian Witt und Horst wurden als ungeeignet zum Pflegen befunden, so war es ganz naturgemäß, daß Felix, der sich als erster des Kranken angenommen hatte, nun auch fernerhin in der Pflege behilflich war.

Auch Cäcilie war nun da, seit die Krankheit eine schlimmere Wendung genommen. In weißem Kleide, mit weißer Schürze, ernst, unermüdlich sorgsam, wich sie Tag und Nacht nicht von Charles' Seite.

Als Felix Cäcilie wiedergesehn, hatte ihn ein tiefer Blick getroffen, dann aber hatte sie für nichts mehr Sinn gehabt, als für den Kranken.

Es schien, als unternehme sie es, einen verzweifelten Kampf gegen die Krankheit zu kämpfen. Als der Professor vor Charles stand und, bedenklich den Kopf schüttelnd, sagte, daß die ganze zarte Konstitution des Kranken gefährlich erschüttert sei, daß es außer der Lungenentzündung auch um seine Nieren sehr schlecht bestellt sei, daß er den Eindruck gewonnen habe, als wolle der Patient auch gar nicht mehr leben, da rief Cäcilie, daß es dann andere sein würden, die diesen Willen

zum Leben für ihn übernehmen würden, rief es so erregt, daß der Professor erstaunt auf das schlanke Mädchen mit dem hellen Gesicht sah. Er hörte den Ton der Leidenschaft, lächelte unmerklich und zuckte die Achseln. Ein zukünftiger Majoratsherr, dachte er, einer mit einem großen Vermögen, ein Leben, das ihnen offenbar viel gilt.

Schwere Tage, dunkle Tage, wo der Tod nahe steht und nur zu warten scheint. Felix dachte in dieser Zeit nicht an sich, fühlte keine Müdigkeit, wenn er auch kaum schlief; er war ganz jener Stimmung der Angst, des Erwartens hingegeben und fühlte sich auf seltsame Weise in den Kampf mit hineingezogen, den Cäcilie kämpfte.

Wenn sie sagte: „Geben Sie mir dies — das —," ohne ihn dabei anzusehn, reichte er es ihr, oft gleichfalls nicht auf sie sehend, ohne an etwas anderes dabei zu denken als an den Kranken, und doch fühlte er ihre Nähe beständig. Ja, in diesen Tagen, als sie beide in dem halbdunklen Krankenzimmer um Charles' Leben bangten, gemeinsam die Nähe des Todes spürten, kaum zusammen sprachen, aber Cäciliens Wesen aus ihrem Ausdruck, ihrem Tun hervorleuchtete, erkannte Felix erst ganz, wer jenes Mädchen war, das das Leben ihm in den Weg gestellt hatte. Es war ihm zuweilen, als wäre sie kaum mehr Körper, kein abgegrenztes Ich mehr, sondern bloß eine vibrierende Kraft, ganz Intensität in der Lebendigkeit einer starken Seele. Wenn ihre kühlen Hände Charles' Hände faßten und sie sich über ihn beugte, war es, als risse sie ihn mit sich fort,

heraus aus dem Schatten des Todes, wieder dem Leben entgegen.

An einem Tage, als es mit Charles am schlimmsten stand, fand Felix, als er leise in die Tür des Krankenzimmers trat, Cäcilie an Charles' Bett kniend vor. Sie hatte ihr Gesicht in die Hände gepreßt, und Felix wußte zuerst nicht, ob sie nicht vor Müdigkeit so hingesunken war. Er blieb noch wartend stehn, dann erkannte er, daß sie betete. Da fühlte er, wie etwas Unbeschreibliches zu ihm strömte und seine Seele traf. Leise ging er ins Nebenzimmer zurück und stellte sich ans Fenster. In der Ferne sah er weite Flächen und einen mit Wolken bedeckten Himmel. Etwas klang und schwang in ihm nach und zog ihn unwiderstehlich zu jener weißen Gestalt, die da kniete.

Die Nacht rückte heran. Der Professor und Cäcilie waren beim Kranken, der Hausarzt saß im Zimmer nebenan. Klotilde sollte in den Morgenstunden die Nichte ablösen. Felix saß allein in der Bibliothek.

Die große Hängelampe brannte nur matt, im Kamin glühten halberloschene Kohlen. An den Wänden hohe Bücherschränke und Regale; kleine, bunte Stiche, Szenen aus Paul und Virginie — die Sturmnacht, ein Idyll darstellend, zwischen den Schränken. Die Vorhänge waren nicht zugezogen, an die schmalen Fensterscheiben legte sich die dunkle Herbstnacht. Felix dachte an Cäcilie, er suchte sich ihr Wesen klarer zu machen. Es war etwas in ihr, das sie immer wieder zum Opferbringen hindrängte — die Mutter, Charles. Warum wollte sie sich opfern, warum nicht empfangen und

glücklich sein? Sie hatte gegen den Dämon der Krankheit ihrer Mutter gekämpft, wie sie jetzt gegen den Tod kämpfte. Glaubte sie so sehr an Übernatürliches, woher strömte ihr die Kraft zu, die sie oft so stark und unüberwindlich erscheinen ließ?

Felix stützte den Kopf in die Hand; er sah längst nicht mehr die Rücken der Bücher oder die Stiche, seine Gedanken gingen weiter; Unklares suchte sich zu formen, es war wie ein Schweben und Heben von Gedanken und Gefühlen.

Schwarz war die Nacht. Das große Haus war ganz still, dunkel lag die lange Zimmerreihe da. Ab und zu ein Stöhnen, Husten aus dem Krankenzimmer, dann eine beredende Frauenstimme. Felix fühlte alles dieses: die Dunkelheit, die weiten, stillen Zimmer des schlafenden Hauses, die Qual des Kranken, die Stimme des jungen Weibes, und er ward ergriffen davon. Ergriffen ward er von der Nähe des Todes und spürte es doch zugleich wie einen Hauch des Lebens um sich wehn. Von wo strömten diese großen Kräfte her? Sie waren wie Boten eines unsichtbaren Reiches, Wecker der Seele ...

Da hörte er ein leises, regelmäßiges Geräusch, das sich näherte, wie ein schwerer, schlürfender Schritt. Von der Grenze des Wunderbaren, an der er sich soeben gefühlt, noch nicht zurückgekehrt, erschauerte er, denn es erschien ihm in diesem Augenblick nichts so natürlich, als daß etwas Ungewöhnliches geschehn könnte. Er, der so oft über die Kantenschen Geister gelacht hatte, stand nun schnell auf und hielt sich wartend, erregt an

einer Stuhllehne fest. Eine hohe, lange, in ein dunkles Gewand gehüllte Gestalt stand in der Tür. Es war der alte Freiherr. Sein Gesicht sah gelblich aus, erinnerte mehr an das Gesicht eines Verstorbenen als an einen Lebenden. Da der alte Freiherr jetzt nie allein sein Zimmer verließ und Felix wußte, daß man sich erzählte, er habe einen Doppelgänger, so erschrak er, denn es erschien ihm zu unwahrscheinlich, daß der alte Herr sich allein auf den Weg gemacht habe. Der alte Freiherr kam näher:

„Wie steht es jetzt? Ich war unruhig, ist es denn noch nicht besser geworden?"

Felix reichte dem alten Herrn den Arm, und sie gingen zum Krankenzimmer hin. Der Arzt trat in dem Augenblick gerade aus dem Zimmer und teilte ihnen mit freudiger Stimme mit, daß er die Gefahr jetzt für überwunden halte und daß der Patient ruhig eingeschlafen sei.

Sie traten ins Krankenzimmer. In einem tiefen Lehnstuhl saß Cäcilie. Aufsehend sah sie erstaunt auf den Großvater, aber dann blieb ihr Blick auf Felix haften, und während sie ihn ansah, leuchteten ihre Augen auf.

Der alte Freiherr stand auf seinen Stock gestützt und sah auf seinen Enkel herab; ernst und wehmütig war sein Blick. Dann wandte er sich und sah auf Cäcilie und lächelte gütig. Er nickte leicht vor sich hin, nahm dann wieder Felix' Arm und ließ sich durch die lange Zimmerreihe zurückführen. Felix fühlte noch Cäciliens Blick, in dem es wie Freude und Sieg geleuchtet hatte, als der alte Freiherr vor sich hin sagte:

„Erst ich, dann er." — —

Am Korridor stand die Tür zum Wohnzimmer des alten Freiherrn offen. Hier blieb er stehn und legte die Hand auf Felix' Schulter. Es war etwas in seinen Augen, das Felix' Herz klopfen machte. Was würde er sagen? War es nicht, als sähe er einem bis in die Tiefen der Seele?

„Felix," sagte er. „Du kennst sie jetzt. Willst du, so viel du kannst, dieses junge Ding schützen, das so oft töricht das Leben verkennt und dem doch so viel gegeben ist?"

Felix sah schnell zum alten Herrn auf und unwillkürlich stellte er sich gerader hin. Eine starke Kraft durchströmte ihn. Und während er starren Blicks über die Schulter des vor ihm Stehenden auf die kleine Wandlampe hinsah, die matt brannte und im Zugwinde flackerte, als wolle sie erlöschen, sagte er:

„Ja. Ich will es."

Der alte Herr erhob für einen Augenblick die Hand, nickte, dann ging er.

Felix blieb noch stehn: Was war das alles? War es nicht so gewesen, als hätte er die Hand zum Segen erhoben? Was wissen wir, was geschehn wird, dachte er, oder vielmehr, was wissen wir von uns selbst? Viel einfacher als wir gedacht, könnte sich alles lösen... Wie träumend ging er seinem Zimmer zu, in leisem, fast noch ungläubigem Staunen befangen.

Am Abend des folgenden Tages gingen Adrian Witt und Felix vor dem Schloß auf und nieder. Ihre Schritte klangen laut auf dem harten Wege in die stille Dunkelheit hinaus, die über der Welt lag. Am Himmel

standen Wolken, so daß nur einzelne Sterne leuchteten. Adrian Witt erzählte Felix von den neuesten astronomischen Forschungen, lauter Dinge, die Felix' Interesse erregt hätten, wenn er nicht in einer Stimmung gewesen wäre, die aller Theorie fern lag. Er sagte schließlich, daß er den Sternenhimmel mehr als ein grandioses Bild nehme, und daß er, wenn er versucht, ihn gedanklich zu erfassen, die Empfindung gehabt habe, an die Grenze des Wahnsinns zu kommen. Denn was wäre Wahnsinn anderes als eine Grenzüberschreitung?

Adrian meinte, daß Wahnsinn eine lokale Gehirnkrankheit sei und daß ihm seinerseits die kaum vorstellbaren Zahlenreihen, die Unermeßlichkeit nicht das geringste Grauen einflößen, er sei als Geolog und Paläontolog an große zeitliche Überblicke gewöhnt, habe auch nie das Menschliche und das vom Menschen Ausgehende als den Mittelpunkt des Kosmos empfunden. Auch der Mensch sei eine Erscheinung unter vielen, komme und gehe, wie alles dahingehe und sich wandle. Unendlichkeit — Sein — und darin Wandel — so stelle es sich ihm dar, und damit gebe er sich zufrieden.

„Ist es nicht Anlage, wie sich einem das Weltbild darstellt?" sagte Felix. „Mir ist das klar geworden, daß sich stets neue Formen bilden; so lege ich auf die stete Formbildung und Neugestaltung den Nachdruck. Ich glaube, das Gesetz der Formbildung, dieses Urgesetz ist am deutlichsten im Künstler ausgeprägt, deswegen ist er der Menschheit so unentbehrlich und von ihr so hoch geachtet."

Sie waren die dunkle Kastanienallee entlang gegangen und blieben nun vor den Wächterhäuschen stehn.

Aus einem Hause schimmerte der gelbe Schein eines matten Lichts; in den hohen Bäumen war ein leichtes Rauschen.

„Diese Auffassung des Künstlers gefällt mir," sagte Adrian Witt, „so stellt er sich als eine absolute Notwendigkeit dar, wenn er, wie Sie meinen, den Menschen ab und zu ein Naturgesetz in ihre Sprache übersetzt. Da müssen Sie Ihre künstlerische Mission sehr hoch stellen?"

„Die künstlerische Mission an sich sehr hoch," entgegnete Felix, „aber wie weit ich auserwählt bin, mich so fühlen darf . . .?" Er sah zwischen den Häusern hindurch auf die Straße, die zwischen Feldern dem Walde zulief. Er erriet das Bild vor sich mehr, als er es wirklich sah. „Ich fühle es jetzt mehr und mehr, wie sehr die Kunst etwas ist, an das man sich ganz verlieren muß. Ich verrate sie nicht, nehme sie aber auch nicht voll an. Ich muß anderes durchleben, jetzt wenigstens. Ich glaube auch nicht, daß ich glücklich werden würde, wollte ich mein Leben jetzt energisch nur auf mich allein richten."

„Sie wollen also die Musik nicht zu Ihrem Hauptberuf machen?"

„Fürs erste werde ich zu meinem Vater gehn und zusehn, da etwas Ordnung zu schaffen."

Als Felix diese Worte aussprach, fühlte er seinen Herzschlag. Nun ist es gesagt, nun erst ist es ganz fest, dachte er, seit wann ist es denn so gewiß geworden?

„Sehr gut," meinte Adrian Witt, „sehr gut. Das wird Ihnen nützen. Wir verachten oft das Natürlichste, weil es am nächsten liegt, das ist falsch. Es ist auch gut,

wenn nicht immer alle Fähigeren aus der Heimat gehn. Die Musik sitzt ja in Ihnen, ist die Anlage stark, wird sie doch durchdringen. Und die Arbeit auf dem Lande vergewaltigt ja auch die Seele nicht gar zu arg."

Sie kehrten um und gingen dem Hause zu. Nur hie und da war ein Fenster erleuchtet, die beiden vorspringenden Flügel waren hell.

„Dieses schöne, alte Haus," sagte Adrian, „dieser große, wertvolle Besitz! Ich bin kein Freund der Majorate, die Geschichte dieses Majorats wird es noch weiter lehren, daß ich recht habe. Wie ein Spielball in der Hand des Schicksals ist dieser Besitz."

„Ja," antwortete Felix, „so ist es. Ich habe über den Landbesitz ganz anders denken gelernt, seitdem es sich mir hier so deutlich gezeigt hat, daß auch er sein Schicksal hat. Ich dachte früher geringer über seinen Wert, er war mir mehr eine Quelle des Geldes, als daß ich gefühlt hätte, daß er sein Recht für sich hat. Verantwortungsvoll sollen wir einem Besitz gegenüber stehn. Und es ist auch sehr unkünstlerisch, ihn verfallen zu lassen," schloß er lächelnd.

Sie gingen ins Haus zurück. Als sie zur Treppe kamen, die in den großen Vorsaal führte, sahen sie Klotilde und Cäcilie, die vor dem geöffneten Eichenschrank standen. Klotilde wandte ihnen den Rücken zu; hoch, dunkel und vornehm stand sie da und hatte den einen Arm erhoben, um etwas von oben herauszunehmen. Cäcilie, feiner und kleiner, hielt ihre Schürze ausgebreitet, um aufzufangen, was Klotilde ihr reichte. Es war etwas Müdes in ihrer Haltung, das Felix auffiel.

Adrian Witt blieb stehn und machte Felix auf das hübsche Bild vor ihnen aufmerksam. Mehr wie für sich sprechend, sagte er:

„Seien Sie nie brutal oder zu rücksichtslos egoistisch gegen eine Frau, es fällt später nur auf einen selbst zurück. Es gibt nämlich auf dem Gebiet des Gefühlslebens eine ganz eigentümliche Gerechtigkeit. Wie fein und zart ist diese Kleine da, ganz anders als ihre Tante, da sie noch jung war. Die war ruckweise in ihrem Wesen und flach in ihrer Gestalt, und sehen Sie jetzt: ein reifes Weib, mit aller Sicherheit einer schönen Weiblichkeit."

Klotilde rief, ohne sich umzuwenden:

„Wer kommt, und was wird denn da so leise verhandelt?"

Die Herren traten näher. Felix nahm Cäcilie den Wäschepacken ab, den sie dem Doktor bringen wollte, und sie gingen zusammen bis zum Krankenzimmer. Felix behagte es nicht, daß Cäcilie sich noch so viel mit Charles' Pflege beschäftigte, es schien ihm, als wäre es ein gewisser Eigensinn von ihr, noch immer dabei zu verharren, jetzt wo Charles außer Gefahr war. Er sah in ihr bleiches, abgemagertes Gesicht, in die Augen, die jetzt so stark glänzten und das ganze Gesicht beherrschten. Er bat sie, ein wenig mit ihm auf den Balkon zu gehen. Sie sah ihn fragend an, aber folgte ihm wortlos. Sie gingen durch die halbdunklen Zimmer zurück, die, wie alles im Hause jetzt, auf ein halbes Leben herabgesetzt schienen.

Im Ahnensaal standen die Flügeltüren zum Balkon offen; die mächtigen, weißen Säulen hoben sich vom

dunklen Hintergrunde der Nacht hell ab. An einem Ende des Balkons standen Adrian und Klotilde und sprachen gedämpft miteinander. Cäcilie ging zu den Mittelsäulen, stieg auf den Vorsprung davor, legte die gefalteten Hände über das Geländer und beugte sich der Dunkelheit entgegen.

Adrian und Klotilde hatten von Felix gesprochen. Adrian sagte:

„Er hat sich bisher falsch verstanden, hatte die freie Entwicklung seines Menschtums gehemmt, nun kommt die Erkenntnis. Er fühlt, daß er auf einer breiteren Basis aufbauen muß, und sehnt sich jetzt nach dem einfachen, aber tiefen Leben, nach der Ehe, nach geregelten Verhältnissen, wohl auch bald nach sozialer Tätigkeit. Er hat eingesehn, wie viel im Menschen mit dem bloßen Fürsichleben und dem bloßen Nachaußenleben zugrunde geht. Da er als Mensch nicht viel weiterkam, ging es auch als Künstler nicht. Alle Menschen müssen einmal irgendwie Ruhe finden, um zu blühen. Ist es nicht so, Klotilde?"

„Ja, das kann schon sein, aber es ist nicht allen beschieden, genügend Sonne dazu zu bekommen."

„Aber wie gibt es denn Existenzen, die ganz aus sich selbst heraus anfangen zu blühen und zu reifen? Ich weiß nicht, wie Sie das gemacht haben, Klotilde, so zu werden, wie Sie jetzt sind?"

„Und was bin ich denn? Ich bin nichts geworden, als ein hoffentlich ganz normaler Mensch, und es wäre schon etwas — zu mittelmäßig, wenn ich anders wäre. Ich liebe zu leben, suche mich irgendwie nützlich zu ma-

chen und mich selbst nicht zu sehr als Mittelpunkt zu empfinden. Dadurch habe ich nun mehr Freiheit gewonnen, — das ist aber auch alles."

„Sie haben recht, zu sagen, daß das ‚alles' ist." Adrian sprach diese Worte mit weicher Stimme. —

„Jetzt fahr ich bald fort," sagte Felix leise zu Cäcilie.

„Sie gehn zu Ihrem Vater?" Cäcilie sprach gleichfalls leise und wie zurückhaltend.

Weiß sie denn, was in mir vor sich gegangen ist in diesen letzten Wochen, dachte er? Er erzählte ihr, es sei der Lieblingswunsch seines Vaters, daß er sich des Guts annehme.

„Ich sage ja nicht, daß das für immer sein wird," schloß er.

Cäcilie war tief aufmerksam, teilnehmend, aber sie sagte nichts. Felix hätte gern gewußt, wie sie über das dachte, was er ihr mitteilte.

„Denken Sie nicht, Cäcilie, daß ich meine Musik deswegen vergesse."

„Wie könnten Sie das? Sie ist doch das letzte, tiefste in Ihnen. Den Menschen, die ihr angehören, löst sich schließlich doch alles in Musik auf, so scheint es mir wenigstens." Sie wandte sich und sah ihm voll in die Augen. „Was Sie tun müssen, wird gut sein. Was wissen wir davon voraus, wie unser Leben geht?"

Es war ein Blick des Vertrauens, mit dem sie ihn angesehn, und es wallte warm und dankbar in ihm auf.

„Und Sie, Cäcilie, was werden Sie tun?"

„Meine Mutter ist ja in der Anstalt," sagte sie zögernd.

„Ja."

„Als ich neulich in der Mühle war — sie war fortgefahren am Tage vorher, der Arzt selbst hatte sie abgeholt —" Cäcilie brach ab, sprach dann aber schnell weiter: „Sie hat sich die ganze Zeit über nach der Anstalt gesehnt. Ich wußte das nicht ... ich fand in ihrem Zimmer hinter die Tapete gesteckt ein Gedicht von ihr vor: das weiße Haus ... Da stand von ihrer Sehnsucht ... Sie hat sich hier gefürchtet. Dort, das — das war ihre Heimat."

„Und doch war es richtig, war es natürlich, daß Sie den Versuch machten, mit ihr zu leben," sagte Felix. „Ich freue mich, daß sie es getan haben."

„Wirklich?" über ihr Gesicht zuckte es, sie wandte sich ab.

„Ja, und Sie haben recht zu sagen, daß wir nicht wissen, wohin das Leben uns führt. Es scheint seine eigene Meinung mit uns zu haben. Es gibt uns das Recht zu leben, aber wir müssen das zuweilen mit unserem Herzblut bezahlen." Felix sah Cäcilie nicht an, als er so sprach, aber er fühlte sie sich sehr nah. Wenn sie sich auch sonst in vielem noch fremd waren, ihre Seelen standen eben dicht voreinander und beide fühlten das. Jetzt könnte ich meinen Traum erzählen, durchfuhr es ihn, ja, hier dürfte ich es tun und würde verstanden werden.

„Cäcilie," rief Klotildens Stimme, „es ist schon spät."

„Ja, Tante Klotilde. — Ich fahre morgen auf einige Tage in die Mühle, Felix, dann komme ich hierher zurück."

„Ich komme dann zu Ihnen, Cäcilie, darf ich? Ich habe Sie ja noch eigentlich nie besucht."

Charles wußte es jetzt, daß sein von allen Seiten so hart angegriffener Körper doch noch so viel Lebenskraft aufgebracht hatte, sich herauszuretten aus dem Schatten des Todes. Und doch war es ein großer Unterschied gegen früher: sein Leben, wenn auch fürs erste gerettet, war fortan ein gezeichnetes; er fühlte wohl, daß die Axt an den Baum gelegt war. In stetem Schwächezustand lag er da, wie im Dämmerschein des Lebens. Sein Herz war angegriffen, sein Nierenleiden sehr verschlimmert. Er hatte nicht eigentlich Schmerzen, war jedoch von einer steten Müdigkeit umfangen. Aber er hätte nicht der sein müssen, der er war, um diesem Zustande nicht auch seinen Reiz abzugewinnen.

Es war ein Vorüberschweben wie von bunten Schleiern, Bilder traten vor ihn, die schönsten, die er je gesehn, und solche, die seine Phantasie ihm schuf, etwas traumhaft Schönes. Dazu leise Musik, verklingende Worte trauriger Verse — nichts Festzuhaltendes, nur ein Vorübergleiten, wie ein Grüßen.

Nur eines war da, das immer und immer wiederkam, sich immer wieder auflöste und sich doch immer wieder neu formte: es war der Anblick, die Stimme, der Ruf einer wunderschönen, unsäglich traurigen und über alle Beschreibung heiligen Frau. Es waren Visionen der Mutter Gottes, die er zu haben glaubte, und er machte Klotilde gegenüber die seltsamsten Andeutungen, die sie nicht verstand. Er bat sie, ihm den Preisgesang auf die Gottesmutter im Danteschen Paradies vorzulesen, und sie mußte ihn viele Male in den verschiedensten Sprachen vortragen, bis er die Verse auf

italienisch, englisch und deutsch auswendig kannte. Dann verlangte er Musik; der Flügel wurde in die Bibliothek getragen, und Felix spielte ihm vor, Psalmen, Messen, in der Form streng gehaltene Kompositionen, wie Charles sie liebte und wie sie der künstlerischen Form des Katholizismus entsprachen, in die nun auch die kranke Seele dieses armen Erdenpilgers endlich ganz einzuströmen schien.

Felix tat dem Kranken gern den Gefallen zu spielen, und doch, jetzt, wo dieser wieder dem Leben zustrebte, erwachte von neuem alles in ihm, das gegen Charles sprach. Er spielte, aber er war nicht dabei, mußte gewaltsam sein Wesen, das jetzt zu Tat und Handlung drängte, dämpfen. Endlich war der letzte Tag seines Aufenthalts gekommen, am nächsten Morgen sollte er das Haus des alten Freiherrn verlassen. Er wollte heute noch nach Liwametz, aber je weiter der Tag vorschritt, um so mehr hielt ihn etwas wie Furcht zurück. So kam es, daß es schon gegen Abend war, als er sich endlich ein Pferd satteln ließ, um hinüberzureiten.

Achtzehntes Kapitel

Abschied von Liwametz

In Liwametz angekommen, beschloß Felix, noch einmal an alle die Orte zu gehn, die ihm, durch das Erleben hier, bedeutend geworden waren.

Verödet lagen die Häuser da, ohne Blumen, ohne Leben, als hätte sich der Geist von Liwametz zurück-

gezogen. Unvollständig erschien die Schönheit der Natur ohne die Menschen, die sie belebt hatten.

Felix ging an den Strand. Es war ein trüber Tag mit niedrigem Himmel. Kalt und fremd lag die heranrauschende See da, heimtückisch sah sie aus, als bereite sie etwas Böses vor. Vom Strande aus ging Felix zu Gregors Villa.

Auch hier alles öde. Die schmalen Birken zwischen den dunklen Tannen schimmerten gelb. Die Fenster der Villa waren mit Brettern verschlagen, auch Weras Salon, in dem es ihr war, als mache sie eine ewige Seereise, hatte die Augen geschlossen. Von überall tönte das Lied des Herbstes, sangen seine Geigen: vorüber, vorüber — —

Felix dachte an Wera. Er empfand keinerlei Groll, auch kein Bedauern. Es war, als sei sie versunken für ihn und als sei ihm nur das Musikalische ihres Wesens geblieben, von dem er sich irgendwie etwas angeeignet hatte. Eine vage Stimmung stieg in ihm auf, als er ihrer gedachte, er lächelte vor sich hin, es ward ihm wieder klar, wie dieses Gefühl so gar nicht in seiner Seele gewurzelt hatte.

Er schlug den Weg zum Glint ein. Auch hier strömten ihm von allen Seiten die Erinnerungen zu. Er sah über das flache Land hinweg, über das schon die Dämmerung gesunken war. Zwischen dunklen Baumgruppen flammte es rot auf, oder es zog sich ein langer, gelber Streifen durch den Wald — Herbst, alles Herbst, gedämpfte, zurückgehaltene Stimmung, traurig und schön zugleich.

Indem Felix weiterging, dachte er, wie seltsam stark er alles hier hatte durchleben müssen. War es so, daß die Erlebnisse in der Heimat uns tiefer erfaßten? Waren die Worte des alten Propstes nicht Wahrheit geworden, daß es der Geist der Heimat ist, der uns weckt? Immer tiefer ward die Dämmerung und immer noch schob Felix das Große, das Entscheidende, den Gang zur Mühle, hinaus. Erst als es zu regnen anfing, kehrte er um, und jetzt ging er schnell, eilte er, als gelte es, Versäumtes nachzuholen. Er ging zu den Häusern, ließ sich sein Pferd geben und ritt zur Mühle, während die Dunkelheit über die Welt sank.

Aus den Fenstern des Wohnzimmers in der Mühle schimmerte ein Lichtschein. Felix stellte sein Pferd bei einem Nebengebäude ab. Kein Mensch war zu sehn — alles machte einen verlassenen Eindruck. Vor dem Hause blieb Felix stehn und sah durch das erleuchtete Fenster Cäcilie am runden Tisch sitzen: den Kopf in die Hand gestützt, sah sie in ein Buch. Ihr Gesicht war müde und ernst.

Die Tür vom Vorraum zum Vorzimmer stand offen. Cäcilie hatte sich, vom Geräusch erschreckt, erhoben und blieb abwartend am Tisch stehn. Als sie Felix erkannte, veränderte sich ihr Ausdruck und sie wechselte die Farbe. Er warf seinen Gummimantel ab, trocknete sich Gesicht und Hände und trat dann schnell auf sie zu.

„Wie leben Sie hier?" rief er. „Wie es scheint, ganz ohne männlichen Schutz, nur mit einer weiblichen Bedienung? Und alle Türen offen!"

Cäcilie lächelte.

„Morgen fahre ich," sagte er. Und in einer gewissen Ungeduld, weil sie nichts sagte, fügte er hinzu: „Hatten Sie mich nicht erwartet?"

Sie zuckte die Achseln und machte eine Bewegung, die ihm auszudrücken schien, es hätte sein können, aber auch nicht. Es lag eine unbewußte Grazie und Feinheit in ihrer Bewegung, die ihn fesselte, zugleich aber befremdete und erregte: irre ich mich, dachte er, wie steht sie zu mir? Hatte sie mich vielleicht wirklich nicht erwartet? Wie ist das nur möglich, wie ist sie nur so ruhig? In diesem Augenblick schien es ihm unmöglich, ihr das zu sagen, was er ihr sagen mußte, aber als sie sich einander gegenüber hinsetzten, wußte er, daß er es doch tun werde, und er fühlte sein Herz schneller schlagen.

Cäcilie fragte nach Charles; er antwortete ihr mechanisch, ohne bei dem zu sein, was er sprach. Endlich ward es ihm unerträglich. Er stand auf unter dem Vorwande, die Bilder an den Wänden zu besehn. Dann trat er zum offenstehenden Flügel, setzte sich und begann zu spielen.

Draußen fiel der Regen, gleichmäßig tropfte er auf das Blech des vorspringenden Fensterbretts, prasselte er in der Regenröhre herunter. Felix spielte das Chopinsche Tropfenpräludium, jenes Stück mit dem immer wiederkehrenden Ton im Baß, der süßen Melodie der verhaltenen Leidenschaft, Sehnsucht und Trauer. Finster sah die Nacht durch die kleinen Fenster, an den Scheiben sah man die groben Regentropfen hinabrollen. Ein stärkerer Wind hatte sich erhoben, und die hohen, alten

Eschen am Fluß rauschten lauter; irgendwo oben in einem Zimmer mußte ein Fenster offen stehn, man hörte immer wieder, wie es klirrend zuschlug. Es war, als sei die Nacht hier dunkler, als fiele der Regen hier stärker, rausche der Wind unheilvoller, es war wie etwas Übertriebenes jetzt in diesem Sommerhause.

Aber Felix und Cäcilie klangen alle diese Dinge nur wie entfernt begleitend, denn die Stimmen in ihnen waren lauter, lauter auch als die Musik. Cäcilie hatte sich im Sessel zurückgelehnt, die Arme über die Seitenlehnen fallen lassend, saß sie da. Ihre Augen blieben geschlossen.

Felix spielte leise und mit zartem Anschlag. Er ging aus dem Tropfenpräludium in eigene Phantasie über. Über ihn kam es wie wunderbare Unwirklichkeit; es schien ihm, er träume dieses Zimmer mit den hellen, steifen Möbeln, träume diese schwarze, nasse Nacht, die an die kleinen Fenster prallte, träume jenes schlanke Mädchen, das mit geschlossenen Augen dasaß. Wozu jetzt noch Worte, durchfuhr es ihn, ist nicht schon alles gesagt? Es kam über ihn wie die Ahnung eines anderen Lebens, eines feineren und höheren, als er bisher geführt. So könnte es weitergehn in alle Ewigkeit — es lag etwas Zeitloses, Losgelöstes in diesen Augenblicken ...

Da warf ein heftigerer Windstoß das Fenster oben so laut klirrend zu, daß Felix zusammenfuhr. Er stand auf, ging zu Cäcilie und blieb vor ihr stehn, betroffen, entzückt durch den Ausdruck ihrer Augen, die ihn auf eine Art grüßten, wie ihn noch nie Augen gegrüßt.

Da erfaßte ihn die Sehnsucht so stark, daß er vor ihr niederkniete, sie zu sich zog und küßte.

Wie willenlos hatte Cäcilie es geschehen lassen. Als er sie frei gab, ihr Gesicht zu sehn, sah er, daß ihr die Tränen über die Wangen liefen. Sie nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände, und in dieser Gebärde lag etwas von der Zärtlichkeit der Geliebten und der Weichheit einer Mutter, so daß es wie Erlösung durch sein Wesen schauerte. Sie hatte das Gesicht auf seinen Kopf gedrückt und weinte lautlos, wie er noch nie einen Menschen hatte weinen sehn, und diese furchtbare Erschütterung ging in ihn über. Sie richtete sich endlich wieder auf, und mit einem Lächeln um ihre zuckenden Lippen sagte sie:

„Ich war nie glücklich, Felix."

„Cäcilie!"

„Nein, nicht. Lassen Sie, bitte," rief sie abwehrend und stand schnell auf und ging zum Fenster. Sie blieb dort stehn, und es sah aus, als kämpfe sie gewaltsam etwas nieder. Felix stand am Tisch und sah zu ihr hinüber: das volle Bewußtsein ihrer Liebe, seines eigenen Gefühls machten, daß es fast wie ein Stillstand wurde in ihm — wie Wunschlosigkeit.

Cäcilie wandte sich: „Sie kennen mein Leben," sie hatte wieder ihre klare Stimme, „ich halte mich nicht mehr in dem gebunden, und doch — er selbst muß mich freigeben. Eben — ist es unmöglich, ihn zu verlassen. Nein, zwingen Sie mich nicht, Felix, Sie würden nur mein Selbstgefühl zerstören. Lassen Sie mich handeln, wie ich handeln muß."

Trotzdem sie fest sprach, fühlte er seine ganze Macht über sie, und das ergriff ihn.

„Nie," sagte er ernst, „will ich Sie zu etwas zwingen, Cäcilie." Er trat zu ihr. „Sie werden mich rufen."

Eine tiefe Röte breitete sich über ihr Gesicht und sie sah ihn mit einem Blick an, der seiner Seele Träume gab.

„Danke. Und bitte — gehn Sie jetzt. Haben Sie Geduld mit mir," fügte sie leiser und weich hinzu.

Sie reichte ihm die Hand, und er berührte zum Abschied ihre Stirn mit den Lippen, aber es kam noch kein Abschiedsgefühl zwischen ihnen auf. Langsam, zögernd, immer noch wie vom Zauber eines Traumes umfangen, gingen sie zum Vorzimmer.

Ein Dienstmädchen trat heraus und hielt Felix den Gummimantel, der eine Pfütze auf der Diele hinterlassen hatte. Er zog die Kapuze über den Kopf. Cäcilie lehnte sich gegen die Mäntel an der Knagge.

„Gehn Sie morgen nach Kanten zurück," bat er, als er ihr blasses Gesicht sah.

„Morgen noch nicht."

„Doch. Gehn Sie! Ja?"

„Ja —"

„Leben Sie wohl, Cäcilie."

Sie folgte ihm vors Haus.

„Wie dunkel!" rief sie erschreckt. „Wie sind Sie hierher gekommen?"

„Mein Pferd steht dort unten, ich finde es schon. Gehn Sie hinein. Sie werden sich erkälten —"

Aber das Abschiedsweh war nun doch über sie gekommen. Er fühlte es wohl, er warf einen Blick in

das Vorzimmer, aber da leuchtete noch immer die weiße Schürze des Dienstmädchens. Er zog Cäciliens Hand an die Lippen.

„Lieben Sie mich!" sagte er leise und verschwand dann in Nacht und Regen.

Cäcilie ging ins Wohnzimmer zurück, öffnete ein Fenster und wartete. Sie hörte den Hufschlag des Pferdes in der Nacht verklingen. Da wandte sie sich — sah den offenstehenden Flügel und trat schnell darauf zu, denn es war ihr, als käme sie Felix dadurch näher. Sie setzte sich auf den kleinen Stuhl, auf dem er gesessen: da kam es mit Gewalt über sie, sie verbarg ihr Gesicht und schluchzte wieder auf. Sie hätte selbst nicht sagen können, ob ihr Wesen durch Schmerz oder Glück so stark erfaßt und erschüttert wurde...

Neunzehntes Kapitel

Marche funèbre

Herbstwochen gingen dahin. Der September war gegangen mit den letzten aufleuchtenden Tagen des Jahres, mit blauem Himmel, mit leisem Regen goldener und roter Ahornblätter.

Mit Charles ging es besser, schon war er einige Stunden am Tage auf, und es war besonders in den Abendstunden, daß er auflebte. Sie saßen dann alle, nach dem späten Mittag, im Bibliothekzimmer zusammen und lasen Goethes Wahlverwandtschaften. Der Kamin brannte, der Samowar summte und duftende

Früchte, Nüsse und Honig blickten einladend aus den Kristallschalen.

Anfangs hatte sich der alte Freiherr auch am gemeinsamen Lesen beteiligt. Er saß und rauchte seine lange Pfeife — auch Adrian Witt und Horst mußten lange Pfeifen rauchen — und ließ die Goethesche Prosa an sich vorübergehn. Sein Blick glitt von einem zum anderen; er sah in Adrians dunkles Gesicht, das jetzt oft einen so menschlichen Ausdruck hatte, und freute sich an ihm. Adrian war auf unbestimmte Zeit geblieben, arbeitete viel und lebte gern dieses dahingleitende Leben im schönen Hause mit. Auch auf Horsts gutem, breitem Gesicht blieben die Augen des alten Herrn haften. Der Zeitpunkt war schon überschritten, an dem Horst sonst in die Stadt zu ziehen pflegte, aber auch er schien wie von einem Zauber zurückgehalten zu sein. Er beugte den runden Kopf mit der großen Glatze und zeichnete seine Bilder in weiß und schwarz; fühlte er den Blick des alten Freiherrn, so griff er schnell, wie ertappt, zum Löschblattwischer, aber sowie er in Eifer geriet, legte er ihn wieder beiseite und wischte seine Zeichnung mit den Fingern zurecht.

Ernst wurden die Augen des alten Freiherrn, wenn sie Charles ansahn. Man konnte dann einen schweren Seufzer hören, zuweilen folgte auch etwas wie ein ungeduldiges Zurechtrücken im Stuhl. Auf Charles' Gesicht lag jetzt meist ein Ausdruck von Güte und Verständnis, aber keinem konnte es entgehn, wie er mehr denn je vom wirklichen Leben abgewandt war. Es lag jetzt so viel Weichheit und Reiz über seinem Wesen,

daß alle ihm seinen Willen tun mußten, besonders Klotilde, der er sehr nahe getreten war in dieser seiner Leidenszeit.

Aber ein Gesicht vor allen, das auch von der großen Hängelampe beschienen ward, war es, das der alte Freiherr sich jetzt am liebsten ansah: das war Cäciliens Gesicht. Er beobachtete, wie sie die Handarbeit stets bald sinken ließ und auf das Fenster hinsah, auf die kleinen dunklen Quadrate mit der gelben Holzeinfassung. Schwarz sah die Nacht durch die Scheiben; Cäcilie schien meist auf das rechte Fenster oben hinzusehn, und, wenn sie es längere Zeit getan, veränderte sich ihr Ausdruck. Es war, als träte sie dann mit der Welt da draußen in Verbindung. Ihre Gedanken mußten wohl weit gehn und suchen, und der Großvater hatte ein Lächeln des Verständnisses dafür, daß seine schlanke Großtochter jetzt in diesen Herbstwochen die Sehnsucht kennen lernte. Ihr früher oft ungleiches Wesen, der Eigensinn, der ihn beunruhigte, waren verschwunden. Wie dachte sie jetzt über sich? Sie hatte es verstanden, daß die Mutter in der Anstalt leben müsse, wie aber stand sie zu Charles? Erkannte sie wirklich noch nicht, daß das zu Ende war? Der alte Freiherr war jetzt oft mit Cäcilie zusammen, diktierte ihr einige Familienaufzeichnungen, alles Störende war zwischen ihnen gefallen. Sie kam auch zu ihm, ohne etwas zu wollen, ja, ohne zu sprechen, saß still da, als suche sie Schutz bei ihm gegen etwas, das sie rastlos umhertrieb.

Von Felix war einmal ein Brief an den alten Freiherrn gekommen, in dem er ihm warm für die in seinem

Hause verbrachte Zeit dankte. Er schrieb, daß er den ganzen Tag über beschäftigt sei, den Betrieb des Gutes kennen lerne, neue Karten machen lasse. Den Abend über rechne er, lerne Buchführung, kurzum er komme vor Arbeit nicht zur Besinnung. Er erwähnte, daß sein Vater sehr glücklich sei. Am Schluß ließ er unter anderen auch Cäcilie grüßen. Als der Großvater ihr das mitteilte, bat sie, ob sie den Brief lesen dürfe. Er gab ihn ihr, und sie behielt ihn bei sich.

Es kam der erste große Herbststurm. Gewaltig fegte er durch den Wald, faßte manchen alten Baum so hart, daß er krachend in weitem Bogen zur Erde fiel. Die ältesten und höchsten fielen zuerst. Der Sturm umtoste das große weiße Haus in Kanten, tobte auf dem Dach, fuhr um die weißen Säulen und preßte auf die Fenster der Glastür, als wolle er Einlaß haben. Er schlüpfte in die hohen Schornsteine, so daß es in den langen, dunklen Korridoren mit den zugemauerten Kaminen nur so pfiff und sang. „Gott bewahre," sagten die alten Leute, „in den Korridoren darf es nicht so singen, das bedeutet etwas!" Keiner schlief ruhig in dieser Nacht. Charles fürchtete, daß sich seine Tür öffnen und ein Hausgeist hereinschlüpfen könnte; Horst warf sich unruhig hin und her; er hätte in der Stadt sein müssen, und es quälte ihn, ob die Rettungsstation auch ihren Pflichten, falls irgendwo ein Unglück geschehe, nachkommen werde? Cäcilie aber dachte daran, was jener Mensch, an den ihre Gedanken wie festgeschmiedet waren, tue, denke und fühle, und die

Angst packte sie, als sie dem Sturmwind zuhörte, ob sie nicht zu viel erhoffe vom Leben?

Am wenigsten Ruhe aber fand der alte Freiherr. Lange Zeit stand er am Fenster und sah hinaus, dann kamen ihm schwere Beängstigungen. Zwar raffte er sich am folgenden Tage wieder auf, gab den Befehl, als der Sturm noch immer fortwütete, daß der Postbote heute nicht nach der Post reiten solle, weil es im Walde unter den fallenden Bäumen gefährlich sein könne, aber er verfiel bald darauf in jene seltsam abwesende Stimmung, die Klotilde erschreckte, und die auch von Patrik, den sie hinzurief, ernst aufgefaßt wurde.

So nahte sich wieder ein Schatten dem weißen Hause, und es ward der dunkelste und größte, der sich darauf gesenkt hatte. Das Gesicht des alten Freiherrn veränderte sich von Tag zu Tag, das Herz ward immer schwächer. Sie lebten jetzt alle in Angst und Sorge dahin und doch noch nicht ohne Hoffnung, denn es kamen stets wieder Stunden, in denen der alte Freiherr teilnehmend nach allem fragte. Er wußte, daß der Arzt wünschte, Charles solle nach Afrika, in die Wüste, er sprach davon, man solle es nicht aufschieben, ihn irgendwie, sobald wie möglich, hinschaffen. Auf Klotildens Frage, wer ihn denn begleiten solle, schwieg er, sah sie mit einem ernsten Blick an und sagte, daß sie selbst es tun müsse. Als sie aber ausrief, daß sie doch unmöglich von ihm fort könne, hatte er ein sonderbares Lächeln, das ihr durchs Herz schnitt. Ja, sie lebten alle auf ein Großes, Schweres gefaßt dahin,

und doch, als es schließlich eintrat, traf es sie wie unvorbereitet. Es war wieder in einer Sturmnacht, der zweiten großen Sturmzeit dieses Jahres, als es geschah, daß der alte Freiherr es machte wie die alten Bäume, — daß er entwurzelt ward wie sie. Es geschah still, als müsse es so sein, es kam so plötzlich, daß nur Patrik und Klotilde, die bei ihm wachten, dabei sein konnten, seine Hände hielten, ihn stützten, seinen letzten Blick entgegennahmen.

So still der Tod war, so stark und schwer war die Erschütterung, die das ganze Haus traf. Eine fieberhafte Unruhe entstand: Telegramme hin und her, die ankommenden Töchter, die Abfahrt Adrians und Horsts, die fuhren, um all jenes Äußerliche, das neben dem Großen dahergeht, zu besorgen. Sie kamen zurück. Es kamen die alten Freunde, die großen Jungen, die Großkinder, und bald war das große Haus gefüllt bis zum Giebel: zum letztenmal versammelte der alte Freiherr seine ganze, große Familie um sich.

Es war fast etwas Besinnungsloses in der Hast, in der Erregung, in der alles geschah. Todesanzeigen wurden verschickt. Cäcilie kam gerade hinzu, als sie geschrieben wurden. Sie setzte sich; ihre Hände zitterten, als sie nach einem Blatt griff, den Tag der Beerdigung auf die Anzeige schrieb und Felix' Namen und Adresse auf das Kuvert setzte. Sie dachte an seine Worte: „Sie werden mich rufen", und etwas Unbeschreibliches zog ihr Herz zusammen.

Wenn die Erwachsenen alle in diesen Tagen irgendwie beschäftigt waren, so daß sie noch nicht so recht zur

Besinnung kamen, wenn auch die großen Jungen mit hineingezogen wurden in diese Tätigkeit, so waren doch die Kinder durch nichts gehindert, sich ganz in jenes Große zu versenken, das jetzt ganz Kanten erfüllte. Dieselben Kinder, die im Sommer so toll und lustig gespielt, schlichen jetzt, eng nebeneinander, mit weit geöffneten Augen, scheu und leise durch die große Zimmerreihe, durch die langen, dunklen Korridore. Schneller, als sie gedacht, hatte das Leben sie wieder vereinigt, aber es war ein so unerhörter, unbegreiflicher Grund, der sie zusammengeführt ... Fred stand mehr denn je im Mittelpunkt, denn was jetzt geschah, näherte sich jener Grenze, an der er zu stehn vorgab.

Wie ein vorüberfahrender Windhauch die stille Fläche des Wassers kräuselt, so strich das Grauen über die Kinderseelen dahin und erregte sie tief. Sie verstanden es nicht, was da geschah, ja, so unverständlich war es, daß sie noch nicht einmal ihren rechten Schmerz gefunden hatten.

Der Großvater lag jetzt in jenem großen, durch zwei Stockwerke gehenden Saal, der am Ende des einen Flügels lag, und, da er schwer erheizbar war, meistens nicht benutzt wurde. Aus diesem Raum hatte man eine Art Kapelle gemacht; die Wände waren mit grünen Tannen bedeckt, in der Mitte war ein Halbkreis aus Treibhauspflanzen gebildet — da stand, hoch aufgebahrt, der Sarg. Von jeder Seite standen auf hohen, schwarz behangenen Postamenten die schweren silbernen Armleuchter mit brennenden Kerzen. Stets war das Zimmer von gedämpftem Gesang oder vom

Klange einer tiefen Stimme, die Bibelstellen vorlas, erfüllt, denn aus allen Gebieten des Besitzes drängten sich die Dorfältesten herzu, um die Vergünstigung bittend, beim verstorbenen Majoratsherrn zu wachen.

Schon wenn man mitten im Korridor stand, konnte man den Gesang hören; die langgezogenen Töne der geistlichen Lieder paßten zu den etwas schweren, belegten Stimmen jener Leute mit den ernsten Gesichtern, und, wie magnetisch angezogen, näherten sich die Kinder immer und immer wieder dem hohen, kalten Zimmer, welches das Geheimnis des Todes umschloß. Nicht durch die große Flügeltür gingen sie, nein, durch jene kleine Seitentür, die, für die Bedienung geschaffen, in den Korridor mündete. Vor dieser Tür blieben sie stehn und spähten in den Saal. Was sie sahen, war eine andere Welt, eine fremde, unergründliche und doch so weihevolle Welt, daß sie den Atem anhielten.

Ja, es war wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt. Da, hoch oben, aus dem Sarge, schimmerten des Großvaters zusammengelegte Hände, jene guten, austeilenden Hände, die sie so genau kannten. Sie waren jetzt wohl noch viel kälter — eiskalt vermutlich, auch sahen sie so steif und hager aus — es waren noch dieselben Hände, und doch fremd. Viel fremder aber noch war das Gelblichweiße, Kleine, das da ganz hoch oben unter dem schwarzen Käppchen zu ihnen herüberschimmerte. War das des Großvaters Gesicht? Sie faßten sich ein Herz und sahen näher zu. Ist er es wirklich? War das jener Mensch, dessen sie sich Zeit

ihres Lebens erinnerten? Wann hatte der Großvater je eine solche Nase gehabt? Diese war spitzer, dünner — und das Kinn so wie verschwunden. Sie sahen und sahen auf jenes ihnen so fremd und so klein erscheinende Gesicht, und es war ihnen, als rücke es immer ferner, ja, als wäre es unerreichbar fern, jenes fremde Gesicht des Großvaters. Es war, als käme etwas von jener majestätischen Steifheit des Todes bis zu ihnen — starr standen sie da, unbeweglich, und die Lichter zitterten im Zuge, die Bäume und Sträucher dufteten, die traurigen Gesänge schwebten zu ihnen. So standen sie, bis einer unter ihnen sich plötzlich abwandte oder unwillkürlich einen Laut machte, dann gingen sie und tauchten wieder im dunklen Korridor unter.

Sie gingen, auf den Spitzen schreitend, zur Tür des Zimmers, in dem der Großvater gestorben war, und es schien ihnen, als wären sie ihm dort näher, als wäre ihnen der Tod jetzt näher, als der Tote. Sie standen hier wie wartend vor dem Geheimnis des Todes, sahen sich an, suchten Verständnis, aber alles ward nur noch unbegreiflicher. Leise fingen sie an miteinander zu reden. Der Tote dort, das war nicht der Großvater, er war es nur ein wenig, wo aber war sein größerer Teil? Sie standen da und sprachen über die ewige und große Frage, was wohl der Seele nach dem Tode geschehen möge? Sie hatten sich das gefragt, hatten auch Horst darnach gefragt. Der hatte sie erschreckt angesehn: „Pai, Kinderchen, wie soll ich das wissen? Die gute Seele war wohl immer bei Gott, und Gott war wohl immer bei ihr." War diese Ant-

wort genügend? Nein, und die Kinder gingen weiter, suchten weiter. Sie sprachen mit der russischen Bonne davon, die sagte, daß die Seele noch da wäre, den Leib nicht verließe, bis er in geweihter Erde liege und sie noch durch Prüfungen gegangen sei. Das war schon etwas, es war jedenfalls beruhigend, daß da jemand war, der bestimmt aussagte, daß er etwas über den Verbleib der Seele nach dem Tode wußte. Aber das war nur eine Ansicht — sie gaben sich noch nicht zufrieden. Auf ihren Wanderungen kamen sie auch zum Tellerzimmer. Hier stand den langen Tag über ein altes Weib, die früher Hühnermagd gewesen war, sich aber einen Rheumatismus zugezogen und darauf vom alten Freiherrn zu einer Zimmerbeschäftigung bestimmt worden war; die stand nun und wusch stets Teller, Tassen und Schüsseln rein. Die alte Mai sah den Kindern so aus, als könne sie auch ihr Lebenlang nichts anderes tun, und sie verachteten sie eigentlich sonst ein wenig. Warum blieben sie jetzt bei ihr stehn und sahen ihr zu? Alles war jetzt außergewöhnlich, die Alte stand hier stets so allein, vielleicht dachte sie sich so allerlei? Eines der Kinder fragte sie: „Was denkst du denn darüber, was macht die Seele, wo bleibt sie, wenn der Körper tot ist?" Die Alte sah kaum auf, trocknete ihre Teller und sagte ruhig: „Zuerst Gericht. Schlecht zum Teufel, gut zu Gott. Die, die gut ihre Arbeit taten, zu Gott. Gehn Sie, junge Herrschaften, ich habe keine Zeit!" — Sie gingen und meinten, daß die Alte so spreche, weil sie doch selbst so viel arbeite und darum auf einen Platz im Himmel

rechne. „Das paßt aber nicht auf den Großvater, was sie da sagt, so nicht — —“ meinte eines der Mädchen, „überhaupt dieses jüngste Gericht — —?! Ihr wißt, auf dem Bilde oben im letzten Gastzimmer, da ist es so aufgemalt, wie Kana-Mai sagt: die Engel heben die guten Seelen, die Teufel reißen die schlechten Seelen. In der Mitte auf einer Wolke steht ein Stuhl, darauf liegt ein aufgeschlagenes Buch, daneben steht ein — — ein — Schaf, und legt den Fuß —“, die anderen begannen leise zu kichern. „Still, Ti,“ rief Fred. Sie fuhr fort: „— auf das Buch — — nein, vor solch einen — nein, da kann doch Großvater nicht!?“ — „Gewiß nicht,“ rief eines der anderen Kinder ganz erregt, „das ist nur ein jüngstes Gericht für Kana-Mai. Nein, es wird alles ganz anders sein — —.“

Man hatte mit der Beerdigung gewartet, da Alexander, der jetzt älteste Sohn des alten Freiherrn, aus Livadia gekommen war. Noch einmal hatte er des Vaters Gesicht sehn können, dann waren die schweren, dumpfen Schläge, mit denen der Sarg zugenagelt wurde, durch das stille Haus geklungen.

Da Charles nicht in den kalten Saal hinübergehn durfte, fand die Beerdigung im Ahnensaal statt. Nun lag der Sarg des alten Freiherrn in der Pracht der blühenden Kränze unter den Ahnenbildern, zum letztenmal sahen die Vorfahren auf ihn hinab.

Auch auf die vielen Leidtragenden, die Verwandten, die nächsten Freunde, die Pächter der Güter und die Angestellten des Hauses sahen sie hinab. Die Kava-

liere stemmten effektvoll die Hand in die Seite, einige Damen hielten die Rose oder das Taschentuch in den Händen und lächelten ihr ewiges Lächeln. Der Feldmarschall umklammerte wie immer mit festem Griff sein Schwert, ja, sie sahen alle so gleichgültig und ruhig auf die dunkle, ernste Versammlung, als müsse das alles so sein, wie es war, dieses Kommen und Gehen der Menschenleben, dieses Weilen und Vordringen; ruhig sahen sie, die heraus waren aus dem Schmerz und der Freude, die einzig die Gegenwart uns gibt, auf das Lebensbild unter ihnen, das ihnen nur eines von den vielen Bildern war, die sich vor ihnen abgerollt.

Dort, neben dem Sarge des Vaters, stand schlank und hoch, mit tief bekümmertem Gesichtsausdruck, in seiner hellen Uniform Alexander, unweit von ihm Patrik, sehr ernst, ruhig, mit verantwortungsvoll gefurchter Stirn. Darauf Klotilde — hoch, stramm, sehr bleich das Gesicht, wie kalt, als wäre es aus Stein geschnitten. Unbeweglich sah sie auf den Sarg, nur ab und zu schweifte ihr Blick zu Charles hinüber, der, mit gerötetem Gesicht, nervös und erregt in seinem großen Stuhl dasaß. Neben den Brüdern und Schwestern stand Valentin, der sich krampfhaft zu überwinden suchte und doch zuweilen schluchzen mußte wie ein Kind. Es wurde auch erst dann besser mit ihm, als Leonhard ihn zu sich nahm unter die großen Jungen, die grade und feierlich, als ständen sie Ehrenwache beim Großvater, der Beerdigung beiwohnten. Anders die Kinder; sie schienen unruhig, standen nahe

bei Charles, sie glichen eher verscheuchten Vögeln, die nicht mehr recht wissen, wohin sie nun sollen.

Hinter den Kindern, an die Tür gelehnt, hatte Cäcilie ihren Platz gefunden. Sie sah nicht um sich, weil sie wußte, daß ihre Augen doch gleich zuerst den sehn mußten, dessen Gegenwart sie bereits fühlte, und sie doch mit ganzer Seele der Beerdigungsfeier des Großvaters beiwohnen wollte. Felix war gerade noch zur rechten Zeit gekommen, um sich umzuziehen, und er mußte nun da unter den anderen stehen. Der Prediger trat an den Sarg, ein eingeübter Chor, im Vorzimmer stehend, begann zu singen. Da sah Cäcilie auf und das erste, was ihre Augen erfaßten, war Felix' Profil; er stand ihr gegenüber und hatte sich gewandt, als der Gesang begann. Zwischen den anderen Menschen hindurch sah sie ihn.

Es erfaßte sie: gerade so hatte sie ihn dastehn sehn, als sie ihn zum erstenmal sah, in jener Nacht, als sie das Fegefeuer darstellten. Wieder empfand sie jenes Gefühl des Schicksalsvollen, das sie damals durchzuckt hatte, nur war jetzt alles gewiß und klar und unabweisbar, was damals nur dunkel und ahnungsvoll gewesen war. Und Felix erschien ihr jetzt ein anderer; jetzt war sein Gesicht so geworden, wie sie es sich stets vorgestellt hatte in ihren Träumen. Es war, als hätte es sich erst jetzt zu dem herausgearbeitet, was es sein konnte. Sie konnte ihre Augen nicht wieder losreißen, so schön erschienen ihr diese jungen, starken Züge, dieser ernste, zusammengefaßte und doch weiche Blick, so schön die leichte Träumerei, die über seiner Stirn

ruhte. Er wandte den Blick und sah sie an, und so sahen sie sich wieder, über alle anderen hinweg, in einem Augenblick, in dem ihre Seelen ernst gestimmt waren und den großen Dingen offen. Eine reine, wunderbare Wiedersehensfreude war in Cäcilie erwacht und durchleuchtete ihr Gesicht; ja, über Tod und Schmerz hinweg grüßten sie Liebe, Leben und Glück und verbanden sich mit ihr. Der Prediger begann zu reden, und noch immer sahen die beiden sich an, bis Felix Cäcilie, nur ihr bemerklich, zunickte. Da wandte sie sich, und die schmerzvolle Gegenwart ward ihr wieder bewußt: es war des Großvaters letzte Stunde in Kanten! Ihre Augen hingen fortan am Sarge, starrten hin, bis ihr alles wie zu zerfließen begann. Was sagte der Pastor? Er redete von der Seele, daß ihr Leben noch fernerhin weitergeht. Ja, sagte sich Cäcilie, die Erde allein ist ja viel zu eng für uns, und unsere Lebenszeit ist viel zu kurz! Sie versuchte zu beten, aber ihr Wesen war zu durchglüht; da widerstand sie nicht mehr und gab sich ganz ihrem Fühlen hin.

Die Kinder horchten auf: also auch der Prediger hatte sich mit dem Fernersein der Seele beschäftigt. Aber auch er schien nur zu vermuten, nichts Bestimmtes zu wissen. Wie traurig war das, wie dumm war doch im Grunde der Mensch, daß er von den wichtigsten Sachen so nichts wußte?! Der Prediger sagte: „Gottes Geheimnisse sind tief, wir können nur ahnen und glauben — —." Die Rede schloß, die Kinder wurden erregt, sie drängten sich zum Flügel, denn Charles hatte sich schon hingesetzt. Er hatte ihnen ein kleines Lied

gedichtet und in Musik gesetzt, das sollten sie nun singen. Es schien ihnen plötzlich unmöglich, hier, vor allen Menschen und wo sie etwas so Dickes in der Kehle fühlten, zu singen, aber da erklang schon Cäciliens klare Stimme, nahm sie mit sich und trug sie fort. Alle Kinderstimmen fielen ein, sogar einige von den ganz Kleinen sangen mit:

„Wir sagen dir den letzten Gruß,
Die wir dich hier umstehn,
Wir sagen dir den letzten Gruß,
Denn du mußt von uns gehn.

An welchem Ufer landen wir?
Wohin führt uns der Tod?
Wir stehen traurig, fragend hier,
In unsrer Herzensnot.

So lebe wohl! Wir fühlen tief,
Du kannst uns nie vergehn,
Und Gott, der dich von hinnen rief,
Schenk uns ein Wiedersehn!"

Sie hatten gesungen. Jetzt kam das Letzte, das Unglaubliche: der Sarg erhob sich auf den Schultern der Tragenden, schwankte langsam durch den Saal, durch die weitgeöffnete Flügeltür zum Vorzimmer, beugte sich und begann in den dunklen Treppenraum hinabzutauchen. Das, daß der Großvater sein Haus nun wirklich ganz verließ, erschien den Kindern so unglaublich, schrecklich und traurig, daß sie bitterlich zu schluchzen anfingen, daß sie sich trennten und, jeder für sich, irgendwie im Zuge verschwanden. Die Söhne, die Großsöhne und Freunde des Hauses trugen den Sarg durch die Allee bis zu den Wächterhäuschen, dann setzte

man ihn auf den Wagen, alle stiegen in die Equipagen, und es ging fort zum Kirchhof. — —

Adrian Witt hatte Felix aufgefordert, mit ihm zu fahren. Als Felix aber erfuhr, daß Charles ganz allein bleibe, sagte er, er wolle bei ihm sein. Er stand und sah dem langsam sich dahinbewegenden Zuge nach, dann kehrte er ins Haus zurück.

Oben im Saal waren einige Leute damit beschäftigt, die Spuren des ungewöhnlichen Ereignisses zu verwischen. Stühle wurden fortgetragen, Blumen, alles sollte, so hatte Klotilde angeordnet, sogleich sein gewöhnliches Gesicht wieder bekommen. Felix fand Charles versunken am Fenster dastehn und dem Zuge nachsehn. Er wartete, bis sie allein waren; dann ging er auf den Flügel zu: die Musik war stets das beste Annäherungsmittel zwischen ihnen gewesen.

Er spielte eine jener Kompositionen, die er Charles während der Krankheit stets hatte vorspielen müssen. Angesichts des Todes des alten Freiherrn, den er so sehr verehrt, angesichts jenes starken und ernsten Glücks, das das Leben ihm vorbereitet hatte, fühlte er ein großes Erbarmen mit jenem armen Kranken, der da am Fenster stand.

Charles hörte die Musik, sah Felix an, ging langsam zu seinem tiefen Stuhl, setzte sich und schloß die Augen. Als Felix sein Spiel abbrach, dämmerte es bereits im Zimmer. Er erhob sich und fragte Charles, ob er jetzt in sein Zimmer gehn wolle? Charles nahm den dargereichten Arm, und sie gingen durch die einsamen Räume. Da sagte Charles:

„Es wird nicht lange dauern, dann werde ich es sein."

Felix berührte das stark; er gedachte jener Nacht, da der alte Freiherr gesagt hatte: erst ich, dann er. Es erschien ihm seltsam und traurig, daß sich ein ähnliches Erlebnis so wiederholen konnte. Aber er redete Charles zu, erzählte von wunderbaren Heilungen, jedoch Charles lächelte trübe. Als sie vor seinem Zimmer standen — er lebte noch in jenem Zimmer neben der Bibliothek, in dem Felix ihn damals gefunden hatte — sagte Charles:

„Ob ich lebe oder nicht — für Sie bin ich kein Hindernis, Felix."

Felix fuhr auf, da legte Charles ihm beschwichtigend die Hand auf den Arm: „Ich weiß, ich weiß ja, wie Sie sind — alles. Sie hätten viel früher kommen sollen, Sie wissen, glaube ich, immer noch nicht, wie Sie geliebt werden. Es ist nämlich ein Irrtum, daß alle Frauen zu lieben verstehen." Er drückte die Tür auf. In diesem Augenblick begann die alte Uhr ihr Lied abzuschnarren. Sie blieben stehn und horchten.

„Ja, sehn Sie," sagte Charles, mit eigentümlichem Lächeln, „so ist es: der eine tauscht und tauscht, bis er schließlich eine alte Uhr im Spiel gegen ein großes Haus eintauscht, der andere tauscht und tauscht in diesem Leben solange, bis ihm vielleicht nichts nachbleibt, aber auf das Tauschen, so scheint es, kommt es an. — Sehn Sie mich nicht so an, ich erkläre mich ja nicht für bankerott. Ich bin bloß müde. Sagen Sie, ich wolle heute niemand sehn, nur Klotilde. Schon gut, Felix, werden Sie glücklich!"

Zwanzigstes Kapitel

Klotilde geht durch die Wohnungen

Sie kamen vom Friedhof zurück; Klotilde fuhr mit Valentin und Henriette Krug allen voran. Schon als sie den Wald verließen, sahen sie in der tiefen Dunkelheit von weitem die hell erleuchteten Fenster des Herrenhauses. Klotilde hatte angeordnet, daß in allen Räumen der Front, in allen Stockwerken die Lampen angezündet werden sollten, und außerdem standen überall auf den Fensterbrettern brennende Lichter; so sah es aus wie eine festlich-ernste Illumination im Hause des alten Freiherrn.

Klotilde und Henriette hatten sogleich alle Hände voll zu tun, denn auch das Diner sollte einen festlichen Anstrich haben. Klotilde machte sich auch absichtlich zu tun: nur nicht nachdenken, nur weiter, sagte sie sich beständig.

Bei Tisch wurde viel und lebhaft gesprochen, die abendliche Fahrt, Hunger und Trauer hatten die Nerven seltsam erregt. Nach dem Essen verteilte sich die Gesellschaft in verschiedene Räume. Klotilde setzte sich zu Schwägerinnen und Schwestern an den brennenden Kamin, hörte der Unterhaltung zu, die sich zuerst darum drehte, wie die Leute am Grabe gesprochen hatten, die dann aber schon Zukünftiges zu streifen begann. Da konnte Klotilde die Unruhe, die sie erfaßte, nicht mehr meistern, sie stand auf und begann die lange Zimmerreihe zu durchschreiten.

Noch nie, so schien es ihr, hatte sie alle diese vielen

Zimmer, wie sie so warm, hell erleuchtet und blumengeschmückt dalagen, als so schön und wohnlich empfunden wie eben. Wie groß war dieses Haus! Obgleich doch so viele Menschen hier versammelt waren, lagen die Zimmer einsam, menschenleer da. Das Haus allein ist geblieben, dachte Klotilde, und ein Gefühl großer Öde und Verlassenheit stieg in ihr auf. Die Sehnsucht nach Gewesenem ward plötzlich so stark in ihr, daß sie schnell den Zimmern des Vaters zustrebte.

Sie hatte geglaubt, daß sie hier niemanden treffen werde, und blieb in der Tür stehn, als sie Alexander und Patrik in den tiefen Lehnstühlen am runden Tisch des Vaters sitzen sah. Sein großer Stuhl war leer geblieben, sah ihr weitgeöffnet entgegen. Es war warm und wohnlich hier, alle Gegenstände sahen sie lieb und langvertraut an.

Klotilde sah auf ihre Brüder, deren Gesichter nur matt vom Schein der grün beschirmten Lampe erleuchtet waren. Es schienen ihr ausdrucksvolle, bewegte Gesichter zu sein. Auch auf die Hände sah sie, und da fiel es ihr zum erstenmal auf, wie Alexanders Hände denen des Vaters glichen, nur waren sie schmäler, feiner und mit kostbaren Ringen geschmückt. Patriks Hände daneben waren kleiner, breiter, ringlos, sahen mehr nach Zugreifen aus als die schlankeren des Bruders. Klotilde wußte, daß hier über das Schicksal des Majorats verhandelt wurde, und ihr Herz krampfte sich zusammen. Auf Alexanders Gesicht lag etwas Unsicheres, eher Abweisendes — Patrik sprach erregt. Klotilde kannte seine Liebe für den großen Besitz, seine

Opferkraft dafür — wie mochte er es empfinden, daß nicht er es war, der hier Nachfolger wurde, er, der mit ganzem Herzen so stark hier beteiligt war? Klotildens Augen umfaßten das ganze Zimmer und blieben schließlich auf dem überlebensgroßen Bilde Peters des Großen haften. Schwarz und grandios stand Peter da; in der Haltung der Gestalt, wie in der Profillinie etwas Eigenwilliges, fast Übermenschliches verratend. Kindererinnerungen stiegen in ihr auf, drängten sich vor, überfluteten für einen Augenblick die Gegenwart. Dann aber zerfielen sie wieder, sie atmete schwer auf, warf noch einen Blick auf Alexanders hohe Gestalt in der Chevalier-Garde-Uniform und ging hinaus.

Sie ging den langen Korridor zu Ende. Als sie am Kinderzimmer vorbeikam, hörte sie Sprechen und Schritte wie von nackten Füßen. Die Kinder hockten alle, teils in Kleidern, teils halb ausgezogen, in Decken und Laken gehüllt, auf der Diele in einer Ecke und flüsterten miteinander. Bei Klotildens Eintritt sahen sie sie aus großen, übernächtigen Augen an. Nur ein Licht brannte und erhellte dürftig den großen Raum, in welchem die drei kleinen Mädchen wohnten. Klotilde trat vor und beugte sich über die Kinder. Sie sagte ihnen nur einige Worte, sie sollten sich nicht erkälten, ermahnte sie aber nicht, sich schon hinzulegen, sie wußte, hier ließ der Kummer, das große Erleben den kleinen Seelen doch noch keine Ruh.

Sie ging weiter — Valentin, Charles fielen ihr auf die Seele. Wo war Valentin, wo waren die großen

Jungen? Sie stieg die Wendeltreppe hinab, die zu Valentins Zimmern führte; die Treppe war nur matt erleuchtet und die Stufen knarrten. Das erste Zimmer war dunkel, aber aus dem zweiten schallten ihr laute Stimmen entgegen. Sie blieb stehn, im Schutz der Dunkelheit, und sah hinein. Auf dem Tische brannten die großen Lampen; hier saßen die Jungen, Horst, Adrian Witt, der Arzt und zwei verwandte Herren, die zur Beerdigung gekommen waren. Vor allen aber stand Valentin, erhitzt, mit unruhig flackerndem Blick. Er machte mit der einen Hand seine große Gebärde, die er hatte, wenn er von seinen Erlebnissen erzählte.

„Und diese Frauenzimmer!" rief er. „Jetzt wollten sie mich alle heiraten, und jetzt werde ich euch erzählen, wie die eine mich überlisten wollte, mich dazu zu zwingen — —"

Gelächter erschallte, alle drängten sich näher an Valentin heran. Klotilde ward seltsam betroffen: war das derselbe Valentin, der vordem so fassungslos geweint hatte? Waren das dieselben Jungen, die so ernst, so feierlich und tief ergriffen, barhaupt hinter dem Sarge hergegangen waren? Und auch jene beiden Freunde des Hauses, Horst und Adrian, wie waren auch sie fähig, jetzt hier so herzhaft zu lachen? Und doch, je länger sie auf diese Heiterkeit sah, um so mehr begann sie, sie zu verstehn: es war Nervenüberreizung, ein Ausbruch der Natur, sich selbst zu helfen gegen ein Übermaß an Schmerz und Erschütterung.

So war es; Klotilde preßte die Lippen aufeinander und ging weiter. Sie stieg die Treppe wieder hinauf,

denn nun wollte sie zu Charles. Da mußte sie durchs Bibliothekzimmer gehn. Hier saßen die beiden alten Kriegskameraden, Onkel Ernst und einer der Schwäger am grünen Kartentisch. Ab und zu erhob sich eine gedämpfte Stimme, rief etwas aus, dann wieder Stille. Friedlich saßen die alten Herren da, es hätte fast so scheinen können, als wäre es ein Tag wie alle anderen Tage, wenn nicht die Gesichter, besonders die der Kriegskameraden, seltsam steif und unbeweglich ausgesehn hätten. Klotilde blieb stehn und nickte den alten Freunden ihres Vaters zu, die Erinnerung und das Weh kamen stark über sie. Schnell ging sie weiter, klopfte an Charles' Tür und trat ein.

Es war fast dunkel hier, nur die kleine Lampe vor dem Muttergottesbilde brannte. Charles lag, die Hände über der Brust gefaltet, da und atmete tief und ruhig. Klotilde beugte sich über ihn, er öffnete die Augen.

„Du, Klotilde? Setze dich zu mir."

Sie setzte sich auf sein Bett: „Wie fühlst du dich, Charles?"

„Ich höre die Stimmen der Greise da nebenan, die Karten spielen. Sonderbar ist das. Dieses Haus ist heute wie eine von den großen Seemuscheln: man legt das Ohr an — es rauscht — Seltsames tönt da heraus."

Klotilde seufzte: „Ach, Charles, wie kann das Leben nur weiter gehn?"

„Es geht immer weiter, Klotilde. Willst du bei mir bleiben, mit mir in die Sonne gehn — nach Afrika? Ich muß endlich fort von hier."

„Ja, ich will es."

„Ehe ich es vergesse, Klotilde — seit dem Tode des Großvaters nannte Charles seine Tante bloß am Namen, als käme er ihr dadurch näher, „da ist noch eines — aber sieh mich nicht an. Ich will nicht, daß du dir irgendwie Sorgen machst, ich will, daß ihr alle Ansprüche erheben sollt. Solange ich da bin, soll es auch alles beim alten bleiben hier, nur daß Onkel Patrik auch ins große Haus ziehn muß. Nehmt alles Geld, du und er, macht was ihr wollt, ich brauche es nicht."

Klotilde sah, trotz Charles' Verbot, auf ihn hin und ihre Augen füllten sich mit Tränen. Sie beugte sich über ihn und küßte ihn.

„Klotilde," sagte Charles leise, indem er ihre Hand faßte und stark drückte, „hast du sie zusammen gesehn, sahst du — Cäcilie?"

„Noch nicht, Charles."

Charles ließ Klotildens Hand fallen und richtete sich auf. „Noch nicht? Du läßt sie allein in diesem Augenblick? Bedenke doch, sie hat keine Mutter, sie ist so allein —"

„Ja, ich will zu ihr."

„Ja, Klotilde. Und — laßt sie möglichst bald heiraten, gönnt es ihr, sie liebt ihn sehr. Es gibt eine produktive und eine unproduktive Frauenliebe, Cäcilie hat natürlich die produktive. Soviel an ihm zu steigern ist, wird sie steigern und den Gott in ihm zu wecken suchen."

Klotilde drückte Charles' Hand und erhob sich; er

hatte den Kopf in die Kissen gelegt, nur undeutlich hörte sie seine Worte.

„Sie soll meine schönsten Bilder haben, Büsten, Bücher, auch die Steine, es sind sehr kostbare darunter. Onkel Patrik soll das alles aus London bringen lassen. Glaubst du, wird es sie freuen?"

„Schon, weil es von dir ist, Charles, wird es sie freuen. Du weißt es doch, wie sie dich liebt. Und sie liebt das Schöne."

Klotilde ging; aber sie konnte sich doch noch nicht entschließen, sogleich zu Cäcilie zu gehn, sie sehnte sich zu sehr nach einem Augenblick der Ruhe und Sammlung. So schlug sie den Weg zu ihrem Zimmer ein.

Und als sie so langsam dahinging durch die vielen Räume, mußte sie daran denken, wie viele kleine Welten in diesem großen Hause vereinigt dahingelebt hatten, und das Bibelwort, das ihr Vater in seine große Bibel geschrieben hatte, stand vor ihr: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen." Es packte sie wie schweres Heimweh. Henriettens Tür stand offen, einen Blick noch in diese kleine, wohlgeordnete Welt, das war auch jemand, der ein Heim hier gefunden hatte und es verlieren würde — und sie trat in ihr eigenes Zimmer.

Hier war es dunkel und kühl. Klotilde tastete sich zum Sofa, sank hin und schloß die Augen. Sie war todmüde und fühlte sich losgelöst von allem — wie dahintreibend. Da kamen ihr die Tränen ....

Aber es lag nicht in Klotildens Natur, sich lange in Schmerz aufzulösen. Sie richtete sich wieder auf, wusch ihr Gesicht, trat ans Fenster und öffnete es.

Kalte, klare Luft drang ihr entgegen; über dem Hof lagerte die schwarze Nacht, aber am Himmel schimmerte es von all den Sternen. Klotilde stand und sah auf die Sterne, und da geschah etwas Wunderbares: sie fühlte sich mit einemmal wie im Zusammenhang mit jenen Welten. Sie fühlte es so, als käme etwas von ihrem Vater aus ihnen zu ihr geströmt, und da erschienen sie ihr nicht mehr fremd. Ein neues Gefühl erwachte in ihr und durchdrang ihre Seele. Was sie vor sich sah, war das große Weltenheim, und da schien es ihr, als stünde jener Spruch, den sie noch soeben ins kleine Leben übersetzt hatte, mit den leuchtenden Buchstaben des großen Lebens am Himmel geschrieben: „Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen." Nicht mehr losgelöst und dahintreibend erschien sie sich nun, auch ihr war einmal das Heim bereitet.....

Klotilde ließ diese hohe Stimmung in sich ausklingen, dann faßte sie sich zusammen. Jetzt war sie soweit fest, daß sie dahin gehn konnte, wohin Charles sie sandte und wohin ihr eigenes Herz sie zog.

Wieder mußte sie durch die vielen Räume gehn, dem Blumenzimmer schritt sie zu, denn sie wußte, daß sie dort finden würde, was sie suchte.

Unwillkürlich verzögerte sie ihren Schritt: wie war es denn möglich, daß dieses große, stille Haus, an dessen Fenstern die Erinnerungskerzen zu verlöschen begannen, das Glück bergen sollte?

Als sie aber auf der Schwelle stand und Cäcilie und Felix unter all den farbigen Blüten, im Schein der rosenroten Ampeln dastehn sah, da stand ihr Herz

einen Augenblick lang still. Klotilde hatte das Glück der Liebe nie an sich erfahren, und wie sie es jetzt sah, erfaßte es sie. Versunken ineinander waren diese beiden Menschen, und es strömte von ihnen aus wie eine geheime, starke Kraft. Cäcilie bemerkte Klotilde zuerst, eilte auf sie zu und barg ihr Gesicht an ihrer Schulter. Felix trat herzu, und Klotilde führte die Hände der Liebenden zusammen.

„Wäre er eben hier, er würde euch segnen," sagte sie.

„Wir fühlen ihn," rief Cäcilie.

Ein kurzes, tiefes Schweigen, denn ihnen allen zog der Schmerz durch die Seele. Es schien Klotilde das Seltsamste, was sie je erlebt, daß sie so fühlen konnte, als klängen Schmerz und Glück zusammen in einen Ton ... Ja, unbegreiflich, aber wunderbar schön ist das, dachte sie, und fühlte das Recht des Lebens und der Liebe, als sie in Cäciliens junges, leuchtendes Gesicht sah, auf dem der Ausdruck seliger, völliger Selbstvergessenheit lag.

Ende

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig